

Geschichten aus Livius

Dr. Paul Goldschmidt,

 Springer

Geschichten aus Livius

mit

Ergänzungen aus griechischen Schriftstellern.

Ein Lesebuch

zum Gebrauch beim deutschen und geschichtlichen Unterricht in Real-,
Gewerbe- und höheren Bürgerschulen.

Von

Dr. Paul Goldschmidt,

Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit 3 lithographierten Karten



1881

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

ISBN 978-3-642-93979-2 ISBN 978-3-642-94379-9 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-642-94379-9

Softcover reprint of the hardcover 2nd edition 1881

Vorrede zur ersten Auflage.

Auf der Luisenstädtischen Gewerbeschule in Berlin, für deren Quarta dies deutsche Lesebuch zunächst bestimmt ist, sind die alten Sprachen vom Lehrplane ausgeschlossen, so daß es dem deutschen und geschichtlichen Unterrichte obliegt, den Schülern die Bekanntschaft mit dem griechischen und römischen Altertume zu vermitteln, sie mit den Zuständen und Einrichtungen, mit den Persönlichkeiten und Anschauungen desselben so weit vertraut zu machen, wie eine höhere allgemeine Bildung dies erfordert. Es soll deshalb versucht werden, den Schülern der unteren Klassen deutsche Bearbeitungen ausgewählter Abschnitte aus Homer, Herodot und Livius in die Hand zu geben und so in diesen Klassen die ältere, zum Teil sagenhafte Geschichte in der Gestalt, wie die alten Geschichtschreiber sie uns überliefert haben, zum Mittelpunkte des deutschen und geschichtlichen Unterrichts zu machen.

Diesem Gesichtspunkte entsprechend, sind bei der Bearbeitung des Livius die Sagen des ersten Buches am ausführlichsten behandelt, aus dem 2. bis 10. Buche aber mit etwas größerer Verkürzung des Textes 26 Kapitel zusammengezogen worden, in denen das Wichtigste aus den Kriegen und inneren Streitigkeiten der älteren Zeit erzählt wird. Einleitende und verbindende Worte waren hierbei nicht ganz zu vermeiden; doch hat sich der Herausgeber bemüht, den Livius stets selbst reden zu lassen, die eigene Zuthat so viel als möglich zu beschränken. In etwas freierer Weise sind dann aus dem 21. bis 30. Buche acht größere Bilder zusammengestellt, welche die hervorragendsten Persönlichkeiten und Ereignisse des zweiten punischen Krieges behandeln.

Die Lücke zwischen dem 10. und dem 21. Buche des Livius machte es nötig, die Erzählung vom Kriege gegen Pyrrhos und vom ersten punischen Kriege anderen Schriftstellern zu entnehmen. Für den letzteren bot Polybios sich dar, der erstere mußte vornehmlich nach der Lebens-

beschreibung des Pyrrhos von Plutarch erzählt werden. Da aber die Darstellungsart dieses Schriftstellers den Zwecken dieses Lesebuches nicht vollkommen entspricht, so schien es geraten, von den Bruchstücken aus Appians römisch-samnitischer Geschichte noch das 7. und 10. (in der Beckerschen Ausgabe) heranzuziehen. Demselben Schriftsteller mußte auch das Schlußkapitel von der Zerstörung Karthagos entnommen werden, mit dessen Aufnahme in dieses Buch der Herausgeber mehrfach von beachtenswerter Seite ihm ausgesprochenen Wünschen nachgekommen ist, damit der große Krieg zwischen Rom und Karthago des Abschlusses nicht ermangele.

— — — — Außerdem schien eine Rücksichtnahme auf andere Schriftsteller da notwendig zu sein, wo Einzelheiten aus der Erzählung derselben in unserer geschichtlichen Überlieferung eine geradezu klassische Bedeutung erlangt haben und deshalb nicht unerwähnt bleiben konnten. Aus diesem Grunde ist die sagenhafte Erzählung von des Regulus Heimkehr aus der Gefangenschaft (nach Zonaras VIII, 15.) dem Schlusse des 47. Kapitels hinzugefügt, und sind die in der Schlacht bei Benevent gegen die Elefanten angewendeten Brandpfeile (nach Drosius IV, 2.) und Katos berühmtes *ceterum censeo* (nach Plutarch) im 45. und im letzten Kapitel angeführt worden.

Ferner ist Dionys von Halikarnas zu Hülfe genommen worden, um das Verständnis einiger schwieriger Stellen zu erleichtern. Ein großer Teil des 15. Kapitels gehört ihm an, außerdem sind ihm die folgenden kurzen Stellen entnommen:

Auf Seite 63: So standen sich die beiden Konsuln gegenüber. Um beide scharte sich eine große Zahl von Leuten, die Ärmern hielten zu Cassius, die Vornehmen zu Virginius. (Aus Dion. VIII, 71.) Auf Seite 75: Denn sie sahen, daß die Tribunen sich vor ihm fürchteten, und daß die Plebejer sich von einem so tüchtigen Manne ganz willig beherrschen ließen. (Aus Dion. X, 19.) Auf derselben Seite: Als die neuen Konsuln eingesetzt waren, ging Lucius Quintilius wieder in seine kleine Hütte jenseit des Tiber, beackerte seine vier Joch Landes und fristete sein Leben durch eigener Hände Arbeit, wie früher. (Aus Dion. X, 19.)

— — — — Die beigefügten Anmerkungen sollen den Erläuterungen des Lehrers nicht vorgreifen. In übersichtlicher Weise erklären sie teils die vorgekommenen lateinischen Ausdrücke, teils sollen sie dem älteren Schüler, der das Buch später wieder zur Hand nimmt, es erleichtern, sich Aufklärung über die Widersprüche zwischen der Sage und der geschichtlichen Darstellung zu verschaffen. In beiden Beziehungen werden sie auch anderen Lesern willkommen sein. — — — —

Vorrede zur zweiten Auflage.

Nach dem Wunsche der Lehrer, welche die „Geschichten aus Livius“ beim Unterrichte benutzen, sind in der neuen Auflage einige weniger wesentliche und für Knaben schwer verständliche Partien der Verfassungsgeschichte fortgelassen oder gekürzt und dafür drei neue Kapitel über die Kriege Roms gegen Philipp und Perseus von Makedonien und gegen Antiochos von Syrien hinzugefügt worden. So giebt das Buch jetzt in 60 Kapiteln, deren jedes ein geschlossenes Ganzes ist und ein Einzelbild vorführt, mittelst möglichst getreuer Übersetzung eine Übersicht über die innere und äußere Geschichte Roms von der Gründung der Stadt bis zur Zerstörung Karthagos.

Von diesen 60 Kapiteln sind 12 griechischen Schriftstellern entnommen, 48 dem Livius, 3 der letzteren mit den in der Vorrede zur 1. Auflage angeführten Ergänzungen aus Dionys. Außerdem ist bei den Abschnitten, wo die Darstellung des Polybios der des Livius zu Grunde liegt, die erstere einigemal (namentlich im 50. und 57. Kapitel) mit benutzt worden. Beim 58. und 59. Kapitel machten die Lücken des livianischen Textes es notwendig, Appian und Plutarch heranzuziehen. Im 60. Kapitel ist die kurze Erzählung, wie Rato an einer afrikanischen Feige die gefährliche Nähe Karthagos demonstriert, dem Plinius (XV, 24.) entnommen.

Der ganze Text ist in inhaltlicher wie in sprachlicher Beziehung sorgfältig durchgesehen worden, wobei drei Lehrer der Luisenstädtischen Gewerbeschule, die Herren Professor Gerberding, Oberlehrer Deberding und Dr. Schwarz, den Herausgeber in sehr freundlicher Weise unterstützten haben.

Berlin, Februar 1881.

P. G.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Wie Aeneas nach Italien kam und sich daselbst niederließ. (Livius I, 1—3.)	1
2. Von der Geburt u. Jugend des Romulus u. des Remus. (Livius I, 4.)	3
3. Wie Amulius vom Throne gestoßen wurde. (Livius I, 5 u. 6.) . . .	4
4. Wie die Stadt Rom erbaut und von Romulus eingerichtet wurde. (Livius I, 6—8.)	5
5. Vom Raube der Sabinerinnen. (Livius I, 9.)	7
6. Vom Kampfe mit den Sabinern. (Livius I, 10—13.)	8
7. Vom Ende des Romulus und der Wahl des Numa Pompilius. (Livius I, 14—18.)	12
8. Von dem weisen Könige Numa Pompilius. (Livius I, 19—21.) . . .	15
9. Wie die Römer unter Tullus Hostilius Alba Longa unterwarfen. (Livius I, 22—33.)	16
10. Vom Könige Tarquinius Priscus. (Livius I, 34—41.)	22
11. Vom Könige Servius Tullius. (Livius I, 42—48.)	27
12. Vom Könige Tarquinius Superbus. I. II. (Livius I, 49—60.) . . .	32
13. Von den Konsuln Brutus und Valerius. (Livius II, 1—8.)	42
14. Von der Belagerung Roms durch König Porjena von Klusium. (Livius II, 9—15.)	47
15. Von der Einsetzung der Diktatur. (Livius II, 15—18 und Dionys von Halikarnas V, 70—76.)	51
16. Von der Schlacht am See Regillus. (Livius II, 19 u. 20.)	53
17. Vom Auszuge der Plebejer auf den Heiligen Berg. (Livius II, 22—33.)	55
18. Von Gajus Marcius Coriolanus. (Livius II, 34—40.)	58
19. Von Spurius Cassius. (Livius II, 41.)	62
20. Von den Fabiern. (Livius II, 42—50.)	64
21. Von den Volkstribunen Gnäus Genucius und Volero Publilius. (Livius II, 52—58.)	69
22. Von Cäso Quinctius. (Livius III, 9—13.)	72
23. Von Lucius Quinctius Cincinnatus. (Livius III, 14—29.)	74
24. Von den Decemvirn. I. II. III. (Livius III, 31—63.)	78

VII

	Seite
25. Von der Einsetzung der Konfulartribunen und Cenforen. (Livius IV, 1—8 u. 24.)	89
26. Von der Belagerung Bejis. (Livius V, 1—32.)	91
27. Wie Rom von den Galliern erobert und zerstört wurde. I. II. (Livius V, 33—55.)	96
28. Von Marcus Manlius Capitolinus. (Livius VI, 11—20.)	105
29. Von den Licinischen Gesetzen. (Livius VI, 34—42 u. VII, 1—6.)	107
30. Von den Ursachen und dem Beginne des Samnitenkrieges. (Livius VII, 26—42.)	110
31. Vom Kriege mit den Latinern und von der Strenge des Titus Manlius. (Livius VII, 4—11 u. VIII, 1—7.)	113
32. Vom Fortgange des Krieges mit den Latinern und vom Opfertode des Publius Decius. (Livius VIII, 8—14.)	118
33. Vom Wiederbeginne des Krieges mit den Samniten. (Liv. VIII, 22—28.)	121
34. Von Papirius Kurzor. (Liv. VIII, 30—36 u. IX, 16.)	124
35. Wie das römische Heer in den kaudinischen Pfaffen gefangen wurde. (Liv. IX, 1—15.)	130
36. Vom Cenfor Appius Claudius. (Liv. IX, 29—34 u. 46.)	136
37. Vom Fortgange und Ende des Krieges mit den Samniten. (Liv. Buch IX und X.)	138
38. Von der Veranlassung des Krieges zwischen Rom und Tarent. (Appian, Römisch-Samnitisches Gesch. Bruchstück 7.)	142
39. Von den Plänen des Königs Pyrrhos. (Plutarch, Pyrrhos Kap. 14.)	144
40. Wie die Römer bei Herakleia geschlagen wurden. (Plutarch, Pyrrhos Kap. 15—17.)	146
41. Wie Cineas den Römern Frieden anbot. (Plutarch, Pyrrhos Kap. 18 u. 19 und Appian Bruchst. 10.)	148
42. Von Gajus Fabricius. (Plutarch, Pyrrhos Kap. 20—22 und Appian Bruchst. 10.)	150
43. Von der zweiten Niederlage der Römer. (Plutarch, Pyrrhos Kap. 21.)	152
44. Wie König Pyrrhos nach Sicilien ging. (Plutarch, Pyrrh. Kap. 22—24.)	153
45. Wie König Pyrrhos von den Römern geschlagen wurde und Italien verlassen mußte. (Plutarch, Pyrrhos Kap. 25.)	156
46. Wie die Römer im Kriege gegen Karthago eine Flotte bauten und die Karthager zur See besiegten. (Polybios I, 10—24.)	157
47. Vom Zuge des Regulus nach Afrika. I. II. (Polybios I, 25—37.)	162
48. Vom Fortgange und Ende des Kampfes um Sicilien. (Polyb. I, 38—64.)	170
49. Von Hannibal, Hamilcars Sohn. (Livius XXI, 1—18.)	175
50. Wie Hannibal über die Pyrenäen und über die Alpen nach Italien zog. I. II. (Livius XXI, 19—38.)	181
51. Von den Kämpfen am Ticinus und an der Trebia. (Livius XXI, 39—56.)	189
52. Von der Schlacht am trasimenischen See. (Livius XXI, 63 und XXII, 2—8.)	194

VIII

	Seite
53. Von Fabius Runtator. (Livius XXII, 7—18 u. 23—32.)	199
54. Von der Schlacht bei Rannä. I. II. (Livius XXII, 34—61.)	204
55. Wie Marcellus den Hannibal zum Weichen brachte und Syrafus eroberte. (Liv. Buch XXIII—XXV.)	212
56. Wie die Karthager bei Zama besiegt wurden und Frieden schließen mußten. I. II. (Liv. Buch XXVI—XXX.)	219
57. Vom Kriege mit König Philipp von Makedonien. I. II. (Livius Buch XXXI—XXXIV.)	228
58. Vom Kriege mit König Antiochos von Syrien. I. II. (Livius Buch XXXIV—XXXIX, und Appian, Röm.-Syrische Gesch.)	238
59. Vom Kriege mit König Perseus von Makedonien. I. II. (Livius Buch XXXX—XXXXV, und Plutarch, Aemilius Paullus.)	249
60. Von der Eroberung und Zerstörung Karthagos. I. II. (Appian, Röm.- Libyische Gesch. u. Liv. XXXIX, 40.)	260

A n h a n g.

I. Von Livius, Polybios, Plutarch, Appian und Dionys	270
II. Römische Münzen, Maßen und Gewichte	272
III. Zeittafel	274
IV. Anmerkungen	276

Verbesserung.

Seite 74, 15. Zeile v. o. muß es heißen: halbtot statt halbnaht.

Wie Aeneas nach Italien kam und sich daselbst niederließ.

Wie alte Sagen berichten, hatte Aeneas, als seine Vaterstadt Troja von den Griechen eingenommen und zerstört wurde, sich und die Schutzgötter seines Vaterlandes gerettet und war zu Schiffe nach Macedonien gekommen. Beim Auffuchen einer neuen Heimat war er dann nach Sicilien verschlagen worden, und von da aus erreichte er endlich mit seiner Flotte das Gebiet von Laurentium. Nach ihrer Landung begannen die Trojaner im Lande zu plündern, da sie nach ihren weiten Seefahrten nur noch ihre Waffen und ihre Schiffe besaßen. Um ihren Gewaltthätigkeiten zu wehren, eilten die Bewohner des Landes unter ihrem Könige Latinus bewaffnet aus der Stadt und von ihren Aekern herbei.

Dennoch kam es nicht zum Kampfe. Als beide Teile schon in Schlachtordnung einander gegenüberstanden, trat Latinus zwischen die vordersten Reihen und lud das Oberhaupt der Fremden zu einer Unterredung ein. Er erkundigte sich, wer und woher sie seien, weshalb sie ihre Heimat verlassen und in welcher Absicht sie das laurentische Gebiet betreten hätten. Aeneas erwiderte: „Wir sind Trojaner, ich selbst bin Aeneas, des Anchises und der Venus Sohn. Unsere Vaterstadt ist zerstört worden; deshalb haben wir die Heimat verlassen und hoffen nun, hier neuen Wohnsitz und Raum zur Gründung einer Stadt zu finden.“ Von den Trojanern und dem Ruhme des Aeneas hatte Latinus schon viel gehört, auch gefiel ihm der tapfere, zu Krieg und Frieden gleich bereite Sinn dieser Männer. Deshalb reichte er dem Aeneas seine Rechte und bot ihm Frieden und Freundschaft an. Beide Heerführer schlossen einen Bund, und die Heere begrüßten sich. Latinus nahm den Aeneas

in seinen Palaſt auf und gab ihm ſeine Tochter Lavinia zur Frau. Bald darauf baute Aeneas in dem Gebiete des Latinus eine neue Stadt, die er nach ſeiner Gemahlin Lavinium nannte.

Nun aber wurden die beiden jetzt vereinigten Völker feindlich angegriffen. Turnus nämlich, König der Rutuler, dem die Lavinia vor des Aeneas Ankunft verſprochen war, wollte nicht dulden, daß ein Fremder ihm vorgezogen würde, und zog mit ſeinem Heere heran. Der Kampf lief für beide Teile nicht erfreulich ab; die Rutuler wurden zwar geſchlagen, die Sieger aber verloren ihren Felbherrn Latinus. Jetzt wandten ſich die Rutuler, der eigenen Kraft mißtrauend, mit der Bitte um Hülfe an die Etruſker, deren König Mezentius in der mächtigen Stadt Cäre herrſchte und deren Macht damals ſo anſehnlich war, daß ſie nicht nur das feſte Land, ſondern auch das Meer von den Alpen bis zur ſiciliſchen Meerenge mit dem Ruhme ihres Namens erfüllt hatten. Der Krieg drohte alſo für den Aeneas ſehr gefährlich zu werden, und deshalb ſuchte er ſich die Anhänglichkeit ſeiner neuen Unterthanen dadurch zu erwerben, daß er ſie und die Trojaner mit gemeinſamem Namen Latiner nannte, damit beide Völker nicht nur durch gleiches Recht, ſondern auch durch gleichen Namen verbunden wären. Auf ihre Liebe vertrauend, führte er ſie dann kühn gegen den mächtigen Feind. Die Schlacht war für die Latiner glücklich, für den Aeneas war ſie der Beſchluß ſeiner irdiſchen Thaten.

Des Aeneas Sohn Aſkanius — oder Iulus, wie er auch genannt wurde — war noch zu jung, um die Herrſchaft anzutreten; doch blieb ihm ſein Königreich bis zur Volljährigkeit ungeſchmälert. So lange leitete ſeine kluge Mutter Lavinia den eben erſt aus der Vereinigung zweier Reiche entſtandenen latinischen Staat. Als Aſkanius dann herangewachſen war, überließ er das blühende und für damalige Zeiten reiche Lavinium, weil es zu volkreich wurde, ſeiner Mutter Lavinia und baute ſich am Fuße des Berges Albanus eine neue Stadt, die von ihrer lang hingestreckten Lage den Namen Alba Longa (Lang-Alba) bekam. Zwiſchen der Gründung von Lavinium und der von Alba Longa verfloſſen etwa dreißig Jahre; aber die Macht des latinischen Staates hatte ſo zugenommen, vorzüglich durch die Beſiegung der Etruſker, daß weder dieſe, noch die anderen Nachbarvölker einen Angriff wagten, ſo wenig bei des Aeneas Tode, wie nachher während der Vormundſchaft einer Frau und während der erſten Lehrjahre des jungen Königs. So blieb dem letzten Friedensſchluß zuſolge der Strom Albulas, der jetzt Tiber heißt, die Grenze zwiſchen Latium und Etrurien.

Nach dem Aſkanius regierte ſein Sohn, den man Silvius (Waldfind) nannte, weil der Zufall es geſtügt hatte, daß er im Walde geboren

war. Dessen Sohn war Aeneas Silvius; dessen Sohn wieder Latinus Silvius, der einige Pflanzstädte anlegte, welche den Namen altlatinische Städte erhielten. Wie diese beiden, so erhielten alle folgenden Könige von Alba aus diesem Geschlecht den Zunamen Silvius. Des Latinus Sohn war Alba, des Alba Alys, des Alys Kapys, des Kapys Kapetus. Des Kapetus Sohn war Tiberinus, der bei einer Überfahrt im Flusse Albula ertrank und dadurch demselben den seitdem üblichen Namen gab. Ihm folgte sein Sohn Agrippa, und nach diesem beherrschte Romulus Silvius das vom Vater ererbte Reich, bis er vom Blitze getötet wurde, worauf die königliche Würde dem Aventinus zufiel. Dieser wurde auf einem Hügel begraben, der nach ihm genannt wurde und später einen Theil der Stadt Rom bildete. Nach ihm regierte Proka, der den Numitor und den Amulius zu Söhnen hatte. Dem Numitor, als dem älteren, bestimmte er die alte Königswürde des Silvischen Geschlechtes; allein Gewalt vermochte mehr, als der Wille des Vaters und die Achtung vor dem Rechte der Erstgeburt. Amulius nämlich nahm seinem Bruder den Thron und fügte zu dieser Frevelthat eine neue, indem er den Sohn seines Bruders ermordete. Die Tochter desselben, Rhea Silvia, machte er zur Vestalin, scheinbar, um sie zu ehren, in Wahrheit aber, um ihr jede Hoffnung auf Nachkommen zu nehmen, da sie als Priesterin der Vesta sich niemals verheiraten durfte.

2.

Von der Geburt und Jugend des Romulus und des Remus.

Amulius mochte glauben, sich und seinen Nachkommen den Thron gesichert zu haben; aber das Schicksal vereitelte seine bösen Anschläge und knüpfte daran den Ursprung der Stadt Rom und ihrer mächtigen Herrschaft. Rhea Silvia nämlich wurde die Mutter von Zwillingen. Obgleich sie nun den Mars als den Vater derselben bezeichnete, so schützten doch weder Götter noch Menschen sie selbst oder ihre Kleinen vor der Grausamkeit des Königs, welcher befahl, die Mutter, die ihr Gelübde gebrochen hatte, in Fesseln zu legen und die Knaben in den Strom zu werfen. Durch göttliche Schickung aber hatte sich der Tiber weithin über seine sumpfigen Ufer ergossen. Als daher die königlichen Diener mit den Zwillingen an das Gewässer kamen, konnten sie nirgends zu dem eigentlichen Strome gelangen; doch hielten sie auch das seichte Wasser für tief genug, die Neugeborenen zu ertränken, und setzten also

die Kinder in der nächsten Anflutung aus, da, wo jetzt der Ruminalische Feigenbaum steht, der früher der Komularische genannt wurde.

Diese Gegend war damals eine unbewohnte Wüste. Als das sinkende Wasser die hin und her treibende Mulde, in der die Knaben ausgelegt worden waren, auf festem Boden stehen ließ, da zog der Sage nach das Wimmern der Kinder eine Wölfin herbei, die vom nahen Gebirge kam, um zu trinken. Mit mütterlicher Zärtlichkeit legte sie die Kleinen und reichte ihnen ihre Brüste. So fand sie Faustulus, der Oberhirt der königlichen Herden; er nahm die Kinder mit zu den Wohnungen der Hirten und übergab sie der Pflege seiner Frau Larentia.

So geboren und erzogen, waren Romulus und Remus, als sie heranwuchsen, weder zu Hause noch auf den Weideplätzen lässig; vornehmlich aber durchstreiften sie als Jäger die waldigen Berge. Als hierdurch ihre Kraft und Entschlossenheit wuchs, wagten sie sich bald nicht nur an wilde Tiere, sondern griffen auch die mit Beute beladenen Straßenräuber an und teilten, was sie denselben abnahmen, unter ihre Hirten. Daher strömten ihnen zahlreiche Jünglinge zu, und bald waren sie die Führer einer munteren und mutigen Schar.

3.

Wie Amulius vom Throne gestossen wurde.

Die Brüder waren eben im Begriff, auf dem Palatinischen Berge das Fest der Luperkalien zu feiern, als sie von Straßenräubern, die den Verlust ihrer Beute rächen wollten, überfallen wurden. Romulus wehrte sich ihrer mannhaft; den Remus aber nahmen sie gefangen und führten ihn vor den König Amulius, indem sie ihn anklagten, daß er mit einer Rotte junger Leute Einfälle in Numitors Gebiet mache und dort nach Feindes Art plündere. Auf diese Aussage ließ Amulius den Remus zur Bestrafung an Numitor abliefern.

Nun hatte aber Faustulus schon von Anfang an die Vermutung gehegt, daß seine Jünglinge königlicher Abkunft seien. Er wußte nämlich, daß auf königlichen Befehl Zwillinge ausgelegt worden waren, und zwar gerade damals, als er die beiden Knaben gefunden hatte. Doch wollte er sein Geheimnis nicht kund werden lassen, so lange er seiner Sache nicht sicher war, es wäre denn, daß ein günstiges Ereignis oder die Not ihn dazu aufforderte. Jetzt war die Not eingetreten, und in seiner Angst teilte er dem Romulus alles mit, was er von der Sache wußte. Auch dem Numitor war die Erinnerung an seine Enkel wieder

in den Sinn gekommen, als er davon hörte, daß Romulus und Remus Zwillingenbrüder wären. Er ermog ihr Alter und ihren edlen Anstand, der nicht auf niedrige Abkunft schließen ließ, forschte dann weiter nach und war nahe daran, den Remus anzuerkennen. Von beiden Seiten ward nun ein Anschlag gegen den König Amulius gemacht. Romulus, der zu offener Gewalt nicht stark genug war, ließ seine Hirten zu bestimmter Zeit einzeln und auf verschiedenen Wegen in die Stadt und zum Königsschlosse dringen. Von Numitors Wohnung aus unterstützte ihn Remus mit einem zweiten Haufen. So wurde der König überrascht und getödet.

Numitor hatte währenddessen das Gerücht verbreitet, Feinde wären in die Stadt eingefallen und hätten schon das Königshaus besetzt. Dadurch gelang es ihm, die junge Mannschaft von Alba aus der Stadt zu entfernen und auf die Burg zu führen, als müßte man wenigstens diese mit gewaffneter Hand zu behaupten suchen. Sobald er aber sah, daß die jungen Helden nach vollbrachter That unter einem Freudengeschrei heranzogen, rief er das Volk zusammen und erzählte ihm die Frevelthaten seines Bruders gegen ihn und seine Kinder, die Abkunft seiner Enkel, ihre Geburt, Erziehung und Entdeckung, und wie er selbst dazu mitgewirkt habe, daß der Tyrann überrascht und getödet werde. Als dann die Brüder mit ihrem Gefolge in die Mitte der Versammlung traten und ihren Großvater als König begrüßten, da bestätigte der beistimmende Zuruf der ganzen Menge ihm Titel und Gewalt.

4.

Wie die Stadt Rom erbaut und von Romulus eingerichtet wurde.

753
v. Chr.

Romulus und Remus sahen also den Numitor wieder im Besitze von Alba. Da stieg in ihnen der Wunsch auf, in jenen Gegenden, wo sie ausgesetzt und erzogen worden waren, eine Stadt zu bauen. Und wirklich hatten Alba und Latium an Menschen um so mehr Überfluß, als jetzt noch die Hirten dazugekommen waren. So konnten sie wohl hoffen, daß gegen die zu erbauende Stadt ein Alba, ein Lavinium nur Städtchen sein würden. Bald aber mischte sich in ihre Entwürfe die vom Großoheim ererbte Herrschsucht, und so entstand aus kleinem Anfange ein häßlicher Streit. Sie waren Zwillinge, Achtung vor dem Rechte der Erstgeburt konnte für keinen den Ausschlag geben. Daher kamen sie überein, die Gottheiten, in deren Schutze die Gegend stand, durch den

Vogelflug entscheiden zu lassen, wer die neue Stadt nach sich benennen und, wenn sie dastände, beherrschen sollte. Zur Beobachtung der Vögel ging jeder auf eine Schauhöhe, Romulus auf den Palatinischen, Remus auf den Aventinischen Hügel.

Remus, heißt es, war der erste, dem die glückbringenden Vögel sich zeigten, sechs Geier. Eben aber als dies dem Romulus gemeldet wurde, erschien demselben die doppelte Anzahl, und nun wurde jeder von seinen Freunden zum König erklärt. Die einen beriefen sich auf die frühere Erscheinung, die anderen auf die größere Zahl der Vögel. Zankend wurden die Brüder und ihre Genossen handgemein, und in der Erbitterung schritten sie zu blutigen Thaten. Remus wurde im Gewühle tödtlich getroffen und fiel. Eine andere Sage berichtet, daß Remus seinem Bruder zum Spotte über die angefangene Stadtmauer gesprungen sei; darüber erzürnt, habe Romulus ihn erschlagen und diesen Fluch ihm nachgerufen: „So fahre jeder dahin, der nach dir über meine Mauer setzt!“

Jetzt war Romulus alleiniger Herrscher und nannte die Stadt nach seinem Namen. Er begann damit, daß er den Palatinischen Berg, auf dem er aufgewachsen war, befestigte und den Göttern Opfer darbrachte.

Nach Beendigung der Opfer rief er seine Untertanen zusammen und gab ihnen Gesetze, wie sie notwendig sind, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und einen Staat zu bilden, dessen Glieder durch ein festes Band mit einander verbunden sind. Er glaubte, daß der rohe Haufen dieselben für um so heiliger halten werde, je ehrwürdiger der König selbst auch äußerlich erscheine. Deshalb bestimmte er, daß ebenso wie bei den Königen der Etrusker der kurulische Stuhl und die mit Purpur verbrämte Toga die Kennzeichen der königlichen Würde sein sollten. Außerdem ließ er sich von zwölf Amtsdienern, Viktoren genannt, begleiten. Jeder derselben trug als Zeichen der königlichen Strafgewalt ein Rutenbündel, aus welchem deutlich erkennbar ein Beil heraus sah.

Unterdes wuchs der äußere Umfang der Stadt, da die Befestigungen mehr in der Hoffnung auf künftige Größe, als im Verhältnis zur Zahl ihrer ersten Bewohner angelegt wurden. Um nun die Stadt, deren Anlage nicht umsonst so groß gemacht sein sollte, zu bevölkern, befolgte Romulus die Maßregel früherer Städtegründer, welche die unbekanntesten und niedrigsten Leute zu sich eingeladen und dann vorgegeben hatten, ein neues Menschengeschlecht sei ihnen aus der Erde erwachsen. Deshalb eröffnete er eine Freistadt (Aghl) in der Einsenkung zwischen den beiden Hainen des Saturnischen oder Tarpejischen Hügels, welcher später der Kapitolinische genannt wurde. Hier führte der Wunsch, sich

in einem neuen Staate zu versuchen, allerlei Gefindel aus den benachbarten Völkern, Freie und Sklaven ohne Unterschied, zusammen, und so gewann die anfangs bloß umfangreiche Stadt auch eine ihrer Größe entsprechende Volkszahl.

Um diese Menge desto besser regieren zu können, ernannte er aus den angesehensten Männern hundert Ratsherren, die zusammen den Senat, d. h. den Rat der Alten, bildeten. Ihres Ansehens halber wurden sie Väter (patres) genannt, ihre Nachkommen aber Patricier, d. h. Nachkommen der Väter; alle anderen Bürger wurden Plebejer genannt.

5.

Vom Raube der Sabinerinnen.

Schon hatte der römische Staat eine solche Stärke, daß er jedem seiner Nachbarn im Kriege gewachsen war. Aber nur Männer hatten von dem angebotenen Asyl Gebrauch gemacht, an Frauen fehlte es beinahe ganz in der schnell entstandenen Stadt. Auf den Rat der Väter beschickte Romulus deshalb die nächsten Städte und ließ sie zu einem Bündnis mit dem Recht der gegenseitigen Eheschließung auffordern. „Auch Städte“, sagten die Gesandten, „wachsen wie alles Andere aus dem Kleinen auf. Darum kann große Macht und großen Namen gewinnen, wer durch eigene Tapferkeit und die Gunst der Götter unterstützt wird. Die Anfänge Roms sind von den Göttern begünstigt worden, Tapferkeit wird es weiter fördern. Ihr könnt also mit guten Hoffnungen für die Zukunft, in Bundesgenossenschaft und Verwandtschaft mit uns treten.“ Nirgends jedoch fanden die Gesandten günstiges Gehör, so sehr wurde Rom von seinen Nachbarn verachtet, und so gefährlich zugleich schien diesen für sie und ihre Nachkommen die in ihrer Mitte erwachsende Größe Roms. Fast durchgängig wurden die Gesandten mit der Frage entlassen, ob sie nicht auch für Weiber ein Asyl errichtet hätten; dann erst würden die Ehepaare zu einander passen. Dies verdroß die jungen Römer, und sie sannan darauf, ihren Wunsch mit Gewalt durchzusetzen. Damit sie hierzu eine passende Gelegenheit fänden, ließ Romulus seinen Unwillen zunächst nicht merken und traf Vorbereitungen zu einem Festspiele, welches er unter dem Namen Konfualien dem Neptun zu Ehren veranstalten wollte. Er ließ den benachbarten Städten dies Schauspiel ankündigen, und die Römer machten, um Aufsehen und Erwartung zu erregen, so feierliche Zurüstungen, als sie nur wußten und konnten.

Eine große Zahl Menschen kam zusammen, um das Fest und auch zugleich die neue Stadt zu sehen. Am zahlreichsten erschienen die nächsten Nachbarn aus den Städten Cänina, Krustumerium, Antemnä. Dann kam eine ganze Schar von Sabinern mit Weib und Kind. In allen Häusern fanden sie gastfreie Aufnahme, und als sie die Lage und die Befestigung und die ansehnliche Häuserzahl sahen, wunderten sie sich über das schnelle Wachsen der Stadt. Als endlich der Zeitpunkt des Kampffpieles herankam und Herz und Auge hiermit beschäftigt waren, schritten die Römer ihrem Plane nach zur Gewaltthat. Auf ein gegebenes Zeichen ergriffen sie die Mädchen und trugen sie davon. Die meisten wurden ohne Wahl weggenommen, wie sie jedem in die Hände fielen. Einige von hervorragender Schönheit waren für die vornehmsten Senatoren bestimmt worden und wurden von den damit beauftragten Leuten in die Häuser derselben gebracht.

Traurig ergriffen die Eltern der Mädchen nach dieser schreckenvollen Unterbrechung des Schauspiels die Flucht, klagten laut über Verletzung der Gastfreundschaft und riefen den Gott um Rache an, zu dessen Fest man sie in so trügerischer Absicht gelockt hatte.

Auch die Stimmung der Geraubten war nicht froher, ihr Unwille nicht geringer. Aber Romulus ging selbst in die Häuser und belehrte sie, daß an dieser That nur der Übermut ihrer Väter Schuld sei, die den Nachbarn das Recht gegenseitiger Ehe verweigert hätten. Gleichwohl sollten sie rechtmäßige Gattinnen sein, und alles solle ihnen mit ihren Männern gemeinsam gehören, das gesante Vermögen, das Bürgerrecht und das Liebeste, was Menschen haben können, die Kinder. Sie möchten ihren Zorn besänftigen und ihre Herzen den Männern schenken, in deren Gewalt das Schicksal sie gegeben habe. Auch würden sie an denselben sicherlich gute Männer haben, da jeder sich beeifern werde, ihnen für Eltern und Vaterland Ersatz zu geben. Dieser Zuspruch des Königs und die Bemühungen der Männer bewirkten in der That, daß die Frauen sich allmählich beruhigten.

6.

Vom Kampfe mit den Sabinern.

Während die Entführten begannen, sich in ihr Schicksal zu finden, setzten ihre Eltern durch Trauerkleider, durch Thränen und Klagen ihre Mitbürger in Bewegung. Von Unwillen erfüllt, kamen die Gesandten der sabinischen Städte zum Titus Tatius, dem mächtigsten Könige der Sabiner, der in Kures herrschte.

Zu den Beleidigten gehörten außerdem die Cäminenser, Krustuminer und Antemnaten. Nach ihrer Meinung verfuhren Tadius und die Sabiner viel zu säumig, und deshalb vereinten sich nur diese drei Völker zur gemeinschaftlichen Führung des Krieges. Ja, den eifrigen und erbitterten Cäminensern waren auch die Krustuminer und Antemnaten nicht regsam genug; sie unternahmen allein einen Einfall in das römische Gebiet. Als sie sich aber beim Blindern zerstreuten, griff Romulus sie an und bewies ihnen in einem leichten Gefechte die Nichtigkeit ohnmächtigen Zornes. Er schlug ihr Heer in die Flucht, verfolgte die Fliehenden, tötete im Kampf ihren König und zog ihm die Rüstung ab. Da der Anführer gefallen war, wurde die Stadt der Cäminenser beim ersten Angriff erobert.

Bei seiner Zurückkunft zog Romulus mit dem siegreichen Heere, die erbeuteten Waffen des feindlichen Heerführers emporhaltend, den Kapitolinischen Berg hinan. Hier legte er sie bei der den Hirten heiligen Eiche nieder, bestimmte zugleich mit diesem Geschenke den Platz zu einem Tempel des Jupiter und betete den Gott unter einem neuen Beinamen an.

„Jupiter Feretrius (Beute-Jupiter)“, sprach er, „dir bringe ich, König Romulus, als Sieger diese Königswaffen dar und weihe dir hier einen Tempel als Stätte der Feldherrnbeute (spolia opima), welche die Nachkommen dieser meiner Stiftung gemäß dir darbringen sollen, wenn sie feindliche Könige und Heerführer im Kampfe töten.“ Dies ist der Ursprung des ersten zu Rom geweihten Tempels. Durch die Fürsorge der Götter blieb die Verheißung nicht unerfüllt, daß die Nachkommen hier solche Beute darbringen würden; doch nur zweimal wurde seitdem, im Verlaufe so vieler Jahre, in so vielen Kriegen, eine Feldherrnbeute erkämpft. Um so größer war der Ruhm derer, die das Glück hatten, eine so seltene Auszeichnung zu erlangen.

Während die Römer hier beschäftigt waren, benutzte das Heer der Antemnaten den Vorteil, die römischen Grenzen unbesetzt zu finden, zu einem feindlichen Einfälle. Schnell wurde das römische Heer auch gegen sie geführt und traf sie weit ausgebreitet im Gefilde. Im ersten Ansturm wurden die Feinde geschlagen, ihre Stadt wurde erobert. Dann zog Romulus gegen die anrückenden Krustuminer. Hier war der Kampf noch leichter, weil die Niederlage der anderen sie mutlos gemacht hatte.

Zuletzt begannen auch die Sabiner ihren Krieg. Sie ließen sich von keinem Zorne, keiner Übereilung leiten und zeigten ihre feindliche Absicht nicht eher, als bis sie dieselbe ausführten. Ja, sie nahmen auch die List zu Hilfe. An der Spitze der Besatzung auf der römischen

Burg stand Spurius Tarpejus. Seine Tochter Tarpeja wurde, als sie eben außerhalb der Mauer Wasser zum Opfer holen wollte, von den Sabinern durch Versprechungen bewogen, sie in die Burg einzulassen. Als Belohnung soll sie sich das ausbedungen haben, was die Sabiner am linken Arme trügen, indem sie damit die goldenen Armbänder und kostbaren Ringe gemeint habe, welche von den Sabinern am linken Arme getragen wurden. Statt dieser goldenen Gaben aber warfen die Sabiner ihre Schilde auf die Jungfrau und töteten sie dadurch. So kamen die Sabiner in den Besitz der Burg.

Am folgenden Tage versuchten die Römer von dem Thal zwischen dem Palatinischen und Kapitulinischen Hügel aus, die Burg wiederzuerobern, die Sabiner zogen ihnen von oben her entgegen. Auf beiden Seiten ermunterten vornehme Männer die Kämpfenden, die Sabiner Mettus Kurtius, die Römer Hostus Hostilius. Dieser stand in der vordersten Reihe und hielt trotz des ungünstigen Kampfplatzes die Sache Roms durch Mut und Unerbrotlichkeit aufrecht. Als Hostus aber fiel, verlor die römische Linie sogleich ihre Haltung und wurde bis zum Palatinus zurückgedrängt. Auch Romulus ward im Gedränge der Flüchtigen mitfortgerissen.

Da hob er die Waffen gen Himmel und sprach: „Jupiter, von dir waren die Vögel gesandt, die mich hier auf dem Palatinus den ersten Grund zu dieser Stadt legen hießen. Schon ist die Burg, durch Vüberei erkaufte, in der Sabiner Gewalt. Von dort — schon ist das Thal überschritten — stürzen sie hierher. Du aber, Vater der Götter und Menschen, hier wenigstens scheuche den Feind! Nimm meinen Römern den Schrecken und hemme die schimpfliche Flucht. Hier gelobe ich dir, dem Halt gebietenden Jupiter (Jupiter Stator), einen Tempel, der Nachwelt zum Denkmal, daß deine Hülfe die Stadt gerettet habe.“

So betete er. Und gleich als hätte er die Zusage der Erfüllung gehört, rief er aus: „Auf dieser Stelle, ihr Römer, heißt uns Jupiter standhalten und das Gefecht erneuern!“ Und die Römer hielten stand, wie von himmlischer Stimme befehligt; Romulus eilte vor an ihre Spitze.

Mettus Kurtius war, den Sabinern voran, von der Burg herabgestürzt und hatte die geschlagenen Römer über den ganzen Platz hin vor sich her getrieben. „Wir haben sie besiegt“, rief er laut, „die treulosen Gastfreunde, die feigen Feinde! Schon kennen sie den Unterschied zwischen Mädchenraub und Männerkampf!“ So frohlockte er noch, als Romulus mit einer geschlossenen Schar seiner kühnsten Krieger auf ihn eindrang. Er wurde zurückgetrieben und verfolgt; sein Pferd, vom Getümmel der Verfolger scheu geworden, setzte in einen Sumpf; doch

arbeitete er sich glücklich wieder heraus. Auch das übrige römische Heer, von der Tapferkeit seines Königs angefeuert, brachte die Sabiner zum Weichen. In der Mitte des Thales zwischen den beiden Bergen wurde der Kampf erneuert; der Vorteil aber war auf Seiten der Römer.

Jetzt aber eilten die unglücklichen Frauen herzu, deren Entführung den Krieg verursacht hatte. Mit aufgelöstem Haare und zerrissenen Kleidern wagten sie sich zwischen die fliegenden Pfeile, drängten sich zwischen die Reihen der Kämpfenden und baten hier ihre Väter, dort ihre Männer, als Schwiegerväter und Schwiegeröhne sich nicht ruchslos mit dem Blute so naher Verwandten zu beslecken, nicht ihrer Nachkommenschaft, den Enkeln der einen, den Kindern der anderen, die Schande solchen Mordes zu bereiten. „Kehrt euren Zorn gegen uns, wenn ihr nicht mehr unsere Verwandten, ihr nicht mehr unsere Männer sein wollt! Wir sind die Ursache des Krieges, wir gaben unseren Männern und unseren Vätern die Veranlassung zu Wunden und Tod. Für uns ist es besser zu sterben, als leben zu bleiben, wenn dieser Krieg uns entweder zu Witwen oder zu Waisen macht.“

Die Heere und ihre Führer wurden bewegt. Alles schwieg, und es entstand eine plötzliche Ruhe. Dann traten die Feldherren zur Unterhandlung zusammen und schlossen nicht nur Frieden, sondern machten auch aus beiden Staaten einen. Die Könige vereinigten ihre Herrschaft und machten zum Sitze derselben die Stadt Rom, deren Größe dadurch verdoppelt wurde. Damit aber den Sabinern auch etwas eingeräumt würde, nannten sich beide Völker Quiriten nach der Stadt Kures.

Dieser aus einem so traurigen Kriege hervorgegangene erfreuliche Friede machte die Sabinerinnen ihren Männern und Vätern, vor allem aber dem Romulus selbst noch werter als zuvor. Darum benannte er die dreißig Kurien, in welche er das Volk teilte, nach den Namen der Frauen. Unstreitig muß die Anzahl der Frauen viel größer gewesen sein; doch wird nicht gemeldet, ob die, welche den Kurien ihre Namen geben sollten, nach dem Alter, oder Range, oder durch das Los gewählt wurden. Auch drei Centurien Ritter wurden damals errichtet, welche Ramner, Titier und Lucerer genannt wurden.

Nun regierten zwei Könige, und nicht nur gemeinschaftlich, sondern auch einträchtig.

Vom Ende des Romulus und der Wahl des Numa Pompilius.

Einige Jahre nachher wurde Titus Tatius bei einer Opferfeier in Lavinium von den Laurentern, die er beleidigt hatte, erschlagen. Romulus soll diese That nicht so übel aufgenommen haben, wie sie es verdiente, entweder weil eine gemeinschaftliche Regierung doch auch ihre Nachteile hatte, oder weil er glaubte, dem Gemordeten sei kein Unrecht geschehen. Deshalb fing er keinen Krieg an. Um indes das vom Titus Tatius begangene Unrecht und den Königsmord durch eine Sühne zu tilgen, mußten Rom und Lavinium durch feierliche Erneuerung ihres Bundes sich versöhnen. Hier also blieb es wider Erwarten beim Frieden; dafür aber kam es zu sehr gefährlichen Kriegen mit Fidenä und Veji, zwei etruskischen Städten, welche über die großen Fortschritte ihrer so nahen Nachbarn besorgt waren und dem weiteren Wachstum Roms durch einen Krieg zuvorkommen wollten. Beide Städte aber wurden besiegt. Fidenä wurde erobert, die Vejenter mußten einen Teil ihres Gebietes abtreten und erhielten auf hundert Jahre Waffenstillstand. Durch solche Kriegsthaten bewirkte Romulus, daß seine Stadt die nächsten vierzig Jahre hindurch eines sicheren Friedens genoß. Er erfüllte also die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, Erbauer einer Stadt zu sein und sie durch Krieg und Frieden zu festigen. Gleichwohl hatte er in Rom mehr Liebe bei der Menge als bei den Vätern; am meisten liebten ihn die Soldaten. Deshalb hatte er nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden stets eine Leibwache von dreihundert Bewaffneten um sich, welche die Schnellen (*celerēs*) genannt wurden.

Als Romulus nach Abschluß des Waffenstillstandes eine Versammlung auf dem Felde am Ziegensumpfe abhielt, um sein Heer zu mustern, entstand plötzlich ein Gewitter, von lautem Krachen und Donnerschlägen begleitet, und hüllte den König in eine so dichte Regenwolke, daß er den Blicken der Versammlung entzogen wurde. Nachher war Romulus nicht mehr auf Erden. Als nämlich nach dem Wettersturme der Himmel wieder hell und ruhig war und die Bestürzung sich legte, sahen die römischen Krieger den Stuhl des Königs leer. Setzten sie gleich kein Mißtrauen in die Aussage der Väter, die ihm zunächst gestanden hatten, daß ihn die Sturmwolke gen Himmel gehoben habe, so überließen sie sich doch eine Zeit lang, gleich Verwaisten von hängen Gefühlen durch-

drungen, ihrem stillen Grame. Bald aber, als einzelne damit anfangen, riefen sie alle den Romulus als Gott an, als Gottessohn, als König und Vater der Stadt Rom. Betend erflehten sie seine Huld, daß er auch ferner gnädig sein Volk beschützen möchte.

Wahrscheinlich hat es auch damals einige gegeben, die in der Stille vermuteten, daß die Väter selbst den König getötet hätten; denn auch diese Sage hat sich fortgepflanzt, freilich nur sehr im Dunkel. Jene erste fand Glauben durch die Bewunderung für den Helden und durch den erschütternden Eindruck seines plötzlichen Verschwindens. Durch die Aussage eines angesehenen Mannes gewann sie noch mehr Glaubwürdigkeit. Denn als die Menge aufgeregte und gegen die Väter feindlich gestimmt war, nahm Prokulus Julius, den alle als einen ernstesten und zuverlässigen Mann kannten, das Wort und sprach: „Heute, Quiriten, bei anbrechendem Tageslicht schwebte Romulus, der Vater unserer Stadt, plötzlich vom Himmel herab und stand vor mir. Als ich, von Schauer durchbebt, ehrfürchtig da stand und betend ihn anflehte, daß mir gestattet würde, den Blick zu ihm zu erheben, sprach er: Geh', verkündige den Römern, es sei der Himmlischen Wille, daß mein Rom das Oberhaupt des Erdkreises werde. Darum sollen sie die Kriegskunst üben. Sie mögen wissen und den Nachkommen überliefern, daß keine menschliche Macht den römischen Waffen widerstehen kann. — Nach diesen Worten schwand er gen Himmel.“

Dieser Mitteilung wurde vom Volke Glauben geschenkt, und es verschmerzte den Verlust des Romulus um so eher, da es ihn jetzt als Gott und Beschützer verehren konnte.

Unterdessen erregte der Wettstreit um den Thron und der Wunsch, ihn zu besitzen, die Gemüter der Väter. Freilich gab es noch keine Parteien für diesen oder jenen Einzelnen, da in dem neuen Volke keiner so sehr über die andern hervorragte; allein die Stämme führten diesen Streit. Die von sabinischer Abkunft wollten, daß der König aus ihrer Mitte gewählt werde, weil seit des Tatius Tode kein König ihres Stammes regiert hatte; dagegen waren die ursprünglichen Römer nicht geneigt, einen Fremden als ihren König anzuerkennen. Endlich fingen die Väter an zu fürchten, daß bei der gereizten Stimmung der vielen umliegenden Städte irgend eine auswärtige Macht den Staat ohne Oberhaupt, das Heer ohne Führer angreifen möchte. Es wurde also beschlossen, daß einer das Haupt sein sollte; aber keiner wollte sich's gefallen lassen, dem andern nachzustehen. Zuletzt vereinigten sich die Väter dahin, daß sie sich in zehn Dekurien teilten und für jede Dekurie einen wählten, der dem Ganzen vorstehen sollte. Es regierten also immer zehn zusammen, aber nur einer hatte die Zeichen der höchsten

Würde und die Liktoren. Diese Herrschaft war auf fünf Tage beschränkt und kam an alle der Reihe nach.

Ein ganzes Jahr dauerte diese Zwischenzeit ohne König, welche die Zwischenregierung (Interregnum) genannt wurde. Das Volk aber murrte, seine Knechtschaft sei vervielfältigt, statt eines Herrn seien ihm hundert gegeben. Es schien, als würde es keinen mehr über sich dulden, als einen König, den es selbst gewählt hätte. Als die Väter merkten, daß so etwas im Werke sei, glaubten sie freiwillig anbieten zu müssen, was sie doch verlieren würden. Sie beschloßen deshalb, das Volk möge einen König wählen; wenn der Senat die Wahl bestätige, solle sie gültig sein. Lange Zeit hindurch übten sie seitdem dies Recht der Bestätigung bei neuen Gesetzen und bei den Wahlen der Beamten. Damals nun sprach der Zwischenkönig zu der von ihm berufenen Versammlung: „Glück, Heil und Segen zu eurem heutigen Werke, Quiriten! Wählet einen König. So haben es die Väter für gut erachtet. Wenn der Gewählte würdig ist, für den Nachfolger des Romulus zu gelten, dann werden die Väter ihn bestätigen.“ Hierüber war das Volk so erfreut, daß es, um nicht an Großmut übertroffen zu werden, nur beschloß, der Senat selbst sollte einen König ernennen.

Nun war damals die Rechtschaffenheit und Gottesfurcht des Numa Pompilius hochberühmt. Er wohnte in der sabinischen Stadt Kures und war in allen göttlichen und menschlichen Dingen so erfahren, wie es in jenem Zeitalter irgend jemand sein konnte. Es schien freilich, als ob die Sabiner das Übergewicht erlangen würden, wenn man den König aus ihrem Stamme nähme. Als aber der Name des Numa einmal genannt war, wagte keiner von den Vätern, sich selbst oder einen andern von den Vätern oder Mitbürgern einem solchen Manne vorzuziehen. Einstimmig beschloßen sie, dem Numa Pompilius den Thron anzubieten. Als man ihn nach Rom berufen hatte, wollte er, wie einst Romulus, den Willen der Götter erfragen. Er wurde deshalb von einem Vogelschauer (Augur) auf die Burg geführt und setzte sich, gegen Mittag gewendet, auf einen Stein. Der Augur setzte sich mit verhülltem Haupte ihm zur Linken, in der Rechten einen krummen Stab ohne Knoten. Nachdem er darauf Stadt und Feld überblickt und die Götter angerufen hatte, bezeichnete er mit seinem Stabe die Seite des Himmels, welche Glück, und die, welche Unglück bedeuten sollte. Dann nahm er den Seherstab in die Linke, legte die Rechte auf Numas Haupt und betete also: „Vater Jupiter! Wenn es dein heiliger Wille ist, daß dieser Numa Pompilius, dessen Haupt ich berühre, König zu Rom sei, so gieb uns untrügliche Zeichen innerhalb der Grenzen, die ich

bezeichnet habe.“ Als dann die glückbedeutenden Vögel erschienen, wurde Numa zum König erklärt und stieg von dem heiligen Orte hinab.

8.

Von dem weisen Könige Numa Pompilius.

Als Numa Pompilius zum Throne berufen wurde, nahm er sich vor, der neuen, auf Gewalt und Waffenerfolg begründeten Stadt durch Einführung von Rechten, Gesetzen und Sitten ein zweiter Stifter zu werden. Er sah alsbald ein, daß sein unter den Waffen verwildertes Volk nur in längerem Frieden zu milderen Sitten gewöhnt werden könne, und suchte sich daher die Freundschaft aller benachbarten Völker durch Bündnisse zu sichern. Sobald ihm dies gelungen war, baute er als Merkmal des Friedens und des Krieges die Janushalle, die, wenn sie geöffnet war, anzeigen sollte, daß der Staat in Waffen sei, wenn sie geschlossen war, daß er Frieden habe mit allen umwohnenden Völkern. So lange Numa regierte, blieb sie geschlossen; in der ganzen späteren Zeit aber ist sie nur zweimal wieder geschlossen worden: unter dem Konsulate des Titus Manlius, als der erste punische Krieg beendet war, und zum zweiten Male durch Cäsar Augustus nach der Schlacht bei Actium.

Bisher hatten Furcht vor den Feinden und Kriegszucht den trotzigen Sinn der Römer in Schranken gehalten. Numa ließ es seine vorzüglichste Sorge sein, ihnen Furcht vor den Göttern einzulösen. Damit seine Lehren um so tiefer in die Herzen dringen möchten, gab er vor, er habe nächtliche Zusammenkünfte mit der Göttin Egeria; von ihr beraten, könne er die gottesdienstlichen Einrichtungen so treffen, wie sie den Göttern am wohlgefälligsten seien. Die meisten gottesdienstlichen Geschäfte verrichtete er selbst; doch ließ sich voraussehen, daß in einem kriegerischen Staate die Könige öfter einem Romulus als einem Numa gleichen und in Person zu Felde ziehen würden. Deshalb setzte er für den Jupiter einen besonderen ständigen Priester ein, außer diesem ernannte er noch einen besonderen Priester für den Mars und einen dritten für den Romulus, der unter dem Namen Quirinus verehrt wurde. Für die Vesta, deren Priestertum schon in Alba eingeführt und der Familie des Romulus nicht fremd war, stellte er erlesene Jungfrauen an, die ihrem Tempel eine ununterbrochene Aufsicht widmen sollten. Auch wählte er zwölf Tanzpriester (Salier) zum Dienste des Schreitenden Mars (Mars Gradivus). Sie sollten die vom Himmel

stammenden Schilde, welche Ancilien genannt wurden, unter Gesang und feierlichem Tanz in der Stadt umhertragen. Zum obersten Priester ernannte er einen aus den Vätern, den Numa Marcius, des Markus Sohn, und übergab ihm eine schriftliche Übersicht und Nachweisung über den gesamten Gottesdienst: mit was für Opfertieren, an welchen Tagen, in welchen Tempeln Opfer gebracht und woher die dazu erforderlichen Mittel genommen werden sollten. Auch alles andere, was sonst noch auf öffentlichen oder Privatgottesdienst Bezug haben konnte, unterwarf er der Aufsicht des Oberpriesters.

Ferner theilte Numa das Jahr nach dem Mondeslaufe in zwölf Monate. Und weil der Wechsel des Mondes keinen vollen Monat von dreißig Tagen ausfüllt, das Mondjahr also gegen das Sonnenjahr um mehrere Tage im Rückstande bleibt, so glich er dies durch eingeschobene Schaltmonate aus, so daß jedesmal nach vierundzwanzig Jahren Monate und Sonnenjahr zusammenstimmen sollten.

Den Hain, in den er sich oft ohne Zeugen zum Besuche seiner göttlichen Gemahlin Egeria begab, und die darin aus schattiger Höhle entspringende Quelle weihte er den Kamenen, als den Freundinnen der Egeria, mit der sie hier, wie er sagte, zusammenzukommen pflegten. Auch der Treue widmete er einen Tempel und eine jährliche Feierlichkeit. Außerdem ordnete er noch viele andere Opfer an und weihte Plätze, auf denen sie dargebracht werden sollten. Doch unter allen seinen Werken war dies das größte, daß er während seiner ganzen Regierung den Staat unverfehrt zu erhalten und doch den Frieden zu bewahren verstand.

So begründeten zwei auf einander folgende Könige, beide auf verschiedenen Wegen, jener durch Krieg, dieser durch Frieden, die Größe Roms. Romulus hatte siebenunddreißig Jahre, Numa vierundvierzig Jahre regiert.

9.

Wie die Römer unter Tullus Hostilius Alba Longa unterwarfen.

Bei Numas Tode trat wieder eine Zwischenregierung ein. Dann wurde Tullus Hostilius, der Onkel jenes Hostilius, der sich am Fuße der Burg in der Schlacht gegen die Sabiner so rühmlich ausgezeichnet hatte, zum Könige gewählt. Er war nicht allein dem vorigen Könige ganz unähnlich, sondern noch kriegerischer als Romulus. Weil er glaubte, durch die lange Ruhe werde Rom in Kraftlosigkeit verfallen,

suchte er überall Veranlassung zum Kriege. Da fügte es sich, daß einige römische Landleute auf albanischem, Albaner dagegen auf römischem Boden plünderten. Die Gesandten, welche Genugthuung fordern sollten, wurden zurückgewiesen, und nun wurde der Krieg erklärt.

Von beiden Seiten bot man alle Kräfte zu einem Kampfe auf, der einem Bürgerkriege nicht unähnlich war und gleichsam zwischen Vätern und Söhnen geführt wurde. Schon standen die Heere in Schlachtordnung einander gegenüber, als Mettus Fuffetius, der albanische Feldherr, eine Unterredung mit König Tullus verlangte. Von einigen der Großen begleitet, schritten die Feldherren in die Mitte.

Mettus Fuffetius erinnerte an den gemeinsamen Ursprung beider Völker und wies auf die gemeinsamen Feinde, die Etrusker. „Zu Lande,“ sagte er, „sind sie mächtig, zur See allgewaltig. Wenn du jetzt das Zeichen zur Schlacht giebst, so werden sie an dem Kampfe unserer Heere ihre Augen weiden, um nachher, wenn wir müde und entkräftet sind, den Sieger so gut wie den Besiegten anzugreifen. Da wir nun einmal in den mißlichen Kampf um Oberherrschaft und Dienstbarkeit eingetreten sind, so ist es am besten, wir suchen ein Mittel, ohne großen Verlust und ohne viel Blutvergießen zu entscheiden, welches von beiden Völkern der andere Herr sein soll.“

Nun dienten in jedem der beiden Heere Drillingsbrüder, an Jahren und Stärke einander nicht ungleich, die aus Rom Horatier, die aus Alba Kuriatier genannt. Diese Drillinge wurden von den Königen aufgefordert, den Entscheidungskampf für ihr Vaterland zu übernehmen. Da sie gleich bereit waren, setzte man fest, daß dasjenige Volk, dessen Bürger in diesem Kampfe siegen würden, des anderen Oberherr sein sollte. Durch feierliche Handlungen und Gelöbniße wurde dieser Vertrag bekräftigt. „Höre, Jupiter; höre, Bevollmächtigter des albanischen Volkes; höre auch du, albanisches Volk!“ so sprach Martus Valerius als Sprecher der römischen Fetialen. „Was soeben öffentlich von jenen Wachstafeln verlesen worden ist, das wird das römische Volk halten von Anfang bis zu Ende. Sollte es dennoch zuerst und in böser Absicht dagegen fehlen, dann triff du es, o Jupiter, an eben jenem Tage, so wie ich jetzt dies junge Schwein hier treffe; triff es um so gewaltiger, je größer deine Kraft und Macht ist!“ Bei diesen Worten ver setzte er dem Schweine mit einem Kieselsteine den Todesstreich. In ähnlicher Weise wurde der Vertrag auch von den albanischen Priestern beschworen.

Darauf griffen die Drillinge zu den Waffen und stürmten gegen einander vor. Weder hüben, noch drüben dachte einer an eigene Gefahr. Die Herrschaft oder Dienstbarkeit ihres Staates war es, die ihnen

vor der Seele schwebte, und das Schicksal des Vaterlandes, das von nun an so sein sollte, wie sie es jetzt entschieden. Gleich, als beim ersten Angriffe die Waffen erklangen und die glänzenden Schwerter bligten, durchbebt die Zusehenden ein heftiger Schauer, und so lange der Sieg noch auf keine Seite sich neigte, schien jeder Laut, jeder Atemzug in ihnen erstarben. Bald waren die Jünglinge im Handgemenge. Schon sah man nicht nur Wendungen der Körper, Werfen der Geschosse und Streiche ohne Entscheidung; auch Blut und Wunden zeigten sich. Zwei von den Römern brachen sterbend zusammen. Da erhob das albanische Heer ein lautes Freudengeschrei; die Römer aber verloren fast alle Hoffnung und sahen mit Entsetzen die Gefahr des einen, den jetzt die drei Kuriatier umstellt hatten. Zum Glück hatte er noch keine Wunde, während seine Gegner bereits sämtlich verwundet waren. So war er jedem einzelnen überlegen, wenn er auch allen dreien zugleich nicht gewachsen war. Um sie zu trennen, ergriff er die Flucht in der Erwartung, daß sie ihn mit verschiedener Schnelligkeit verfolgen würden, so wie es jedem seine durch die Wunden geschwächte Kraft gestatte. Schon war er eine ziemliche Strecke von dem Platze, an welchem sie gefochten hatten, entfernt, da sah er sich um und wurde gewahr, daß sie, der eine weit hinter dem andern, ihm folgten und daß der erste nicht mehr fern war. Auf diesen rannte er mit großem Ungeflume zurück, und während das albanische Heer den Kuriatiern zurief, sie sollten ihrem Bruder zu Hülfe eilen, hatte Horatius schon den Feind getödet und stürmte zum Kampfe mit dem zweiten. Laut jubelten jetzt die Römer ihrem Krieger zu, und ehe noch der dritte, der nicht mehr weit war, herankommen konnte, machte er auch den zweiten Kuriatier nieder. So war die Zahl ausgeglichen, nur Mann gegen Mann noch übrig; beide aber waren an Mut so ungleich, wie an Kräften. Unberührt vom feindlichen Schwert und nach zweifachem Siege ging der eine mit Zuversicht in den dritten Kampf; matt von seiner Wunde, matt vom Laufe, schleppte der andere sich heran; schon durch den Tod seiner Brüder war seine Niederlage entschieden, so daß es eines Kampfes kaum noch bedurfte. Frohlockend rief der Römer: „Zwei habe ich den Geistern meiner Brüder geopfert, den dritten opfere ich zur Entscheidung dieses Krieges, um die Römer zu Herrschern über Alba zu machen.“ Von oben herab stieß er dem Feinde, der die Waffen kaum noch halten konnte, das Schwert in die Gurgel und zog dem Gefallenen die Rüstung aus. Unter Jubelgeschrei und Glückwünschen empfangen die Römer ihren Horatius; ihre Freude war um so größer, je mißlicher die Sache gestanden hatte.

Mit sehr ungleichen Empfindungen schritten nun beide Völker zur

Bestattung der Ihrigen; denn das eine hatte seine Herrschaft erweitert, das andere war unterthänig geworden. Jeder wurde da begraben, wo er gefallen war; die beiden römischen Gräber liegen deshalb neben einander, nach Alba zu, die drei albanischen näher nach Rom zu, aber von einander entfernt, so wie die Kuriatier gefochten hatten.

Ehe die Völker von einander schieden, fragte Mettus beim Könige Tullus an, was er kraft des Vertrages gebiete. Tullus befahl ihm, die Mannschaft unter den Waffen zu halten, da er ihre Dienste gebrauchen werde, wenn der Krieg mit den Bejentern ausbreche. Hierauf wurden die Heere nach Hause geführt.

An der Spitze der Römer schritt Horatius mit seiner dreifachen Kampfesbeute. Vor dem Kapenischen Thore kam ihm seine Schwester entgegen, die mit einem der Kuriatier verlobt war. Als sie auf der Schulter des Bruders den von ihr selbst gewirkten Kriegsrock ihres Bräutigams erkannte, da riß sie ihr Haar los und rief klagend den Namen des Erschlagenen. Dies Zammern der Schwester bei seinem Siege, bei der so lauten allgemeinen Freude weckte den Zorn des raschen Jünglings. Er zog sein Schwert und durchstieß sie, laut scheltend: „Geh hin mit deiner unzeitigen Liebe zu dem Verlobten, um deswillen du deiner Brüder, der gefallenen und des lebenden, um deswillen du des Vaterlandes vergaßest! So fahre jede Römerin dahin, die einen Feind betrauert!“ Schrecklich erschien die That den Vätern wie dem Volke; allein sein eben erworbenes Verdienst stand mildernd dem Verbrechen gegenüber. Dennoch brachte man ihn vor den König, der Zweiherrn (Duumviren) ernannte, um ihn zu richten. Die Zweiherrn erkannten ihn schuldig; Horatius aber rief, als die Viktoren ihn schon binden wollten, auf den Rat des Tullus: „Ich lege Berufung ein!“ Und nun wurde über die Berufung in der Volksversammlung verhandelt. Hier blieben die Herzen nicht ungerührt, am wenigsten, als der Vater Publius Horatius öffentlich erklärte, er glaube, seine Tochter sei mit Recht getödet, und als er, auf die Kriegsthaten des Sohnes hinweisend, die Bürger anflehte, sie möchten ihn, den sie eben noch mit trefflichen Kindern gesegnet gesehen, nicht des letzten derselben berauben. Den Thränen des Vaters und der in aller Gefahr sich gleich bleibenden Fassung des Jünglings konnte das Volk nicht widerstehen. Es sprach ihn los, mehr aus Bewunderung seiner Tüchtigkeit, als nach dem Recht der Sache. Um indes einen so offenbaren Mord wenigstens durch eine Art von Sühne büßen zu lassen, ward dem Vater auferlegt, den Sohn zu entführen. Horatius stellte darauf gewisse Reinigungsopfer an und zog quer über die Straße einen Balken, unter welchem er den Jüngling, gleichsam wie unter einem Galgen, mit verhülltem Haupte durch-

gehen ließ. Dieser Galgen, der immer auf öffentliche Kosten erneuert wird, ist noch zu sehen und heißt der Schwesterbalken. Der Horatia wurde auf der Stelle, wo sie erstochen niedersank, ein Grabmal von Quadern errichtet.

Wie sich denken läßt, waren die Albaner gar nicht zufrieden, daß sie nun Unterthanen der Römer sein sollten; und das zeigte sich denn auch bei erster Gelegenheit. Als nämlich gar nicht lange nach jenem Kampfe die Stadt Fidenä von Rom abzufallen versuchte und von den Vejentern dabei unterstützt wurde, entbot Tullus die Albaner zu sich und zog gegen die Feinde. In der Schlachtreihe nahm Mettus mit den Albanern den rechten Flügel ein, den Fidenaten gegenüber. Mettus aber war ebenso unentschlossen wie treulos. Er mochte nicht bleiben, wagte jedoch auch nicht, offen überzugehen, und zog sich deshalb nach dem Gebirge hin, um abzuwarten und der Partei sich zuzuwenden, für welche das Glück sich erklären würde. Den zunächststehenden Römern war der Abzug ihrer Bundesgenossen unerklärlich, und ein Ritter meldete ihm dem Könige. Bei dieser Gefahr gelobte Tullus zwölf Saliſche Priester und den Gottheiten der Schreckensklasse und der Beſtärzung je ein Heiligtum.

Den Ritter aber ſchalt er ſo laut, daß die Feinde es hören mußten, es ſei ſehr unnötig, darüber beſtürzt zu werden, da er ſelbſt den Albanern befohlen habe, herumzuſchwenken und den Fidenaten in den offenen Rücken zu fallen. So ging der Schrecken auf die Feinde über; denn bei den Fidenaten hatte man die Worte des Königs deutlich gehört. Um nun nicht von ihrer Stadt abgeſchnitten zu werden, wenn die Albaner plötzlich von den Anhöhen auf ſie einſtürmten, ergriffen ſie die Flucht. Tullus ſetzte ihnen nach, trieb ſie vom Schlachtfelde und warf ſich dann von neuem auf die Vejenter, die wegen dieſer Flucht ihres linken Flügels nicht wenig beſtürzt waren. Sie hielten ſeinen Angriff nicht aus und erlitten auf der Flucht ſehr große Verluſte.

Jetzt ſtieg das albanische Heer, das bis dahin dem Kampfe zugeſchaut hatte, in die Ebene hinab, und Mettus trat an Tullus heran, um ihm ſeine Glückwünſche zur Beſiegung der Feinde auszusprechen. Freundlich antwortete ihm der König, der ſeinen Unwillen noch nicht zeigen wollte. Am folgenden Tage aber ließ er die Soldaten zu einer Verſammlung berufen. Zu den Albanern ſchickte er ſeine Herolde zuerſt, und da es ihnen etwas Neues war, von dem römischen Könige zu einer Verſammlung berufen zu werden, ſo drängten ſie ſich, unbewaffnet und arglos, möglichſt nahe an ihn heran. Rings um ſie herum ſtellten ſich die Römer in ihren Waffen auf, wie ihnen befohlen worden war.

Nun setzte Tullus die schändlichen Absichten des Mettus Fuffetius auseinander und ließ ihn zur Strafe für seinen Verrat zwischen zwei vier-spännige Wagen binden. Dann befahl er, die Pferde nach den beiden entgegengesetzten Richtungen hin anzutreiben, so daß des Mettus Körper in Stücke zerrissen wurde, was so schrecklich anzusehen war, daß alle entsetzt die Blicke davon abwandten. Es ist dies bei den Römern aber auch das erste und einzige Beispiel einer Hinrichtung, bei der die Gesetze der Menschlichkeit nicht beachtet wurden. Im allgemeinen können die Römer sich rühmen, in der Art der Bestrafung milder zu sein als andere Völker.

So strafte Tullus den Führer des albanischen Heeres; den Soldaten desselben aber kündigte er an, daß er sie und alle Ihrigen nach Rom hinüberführen werde. Dort wolle er ihnen das römische Bürgerrecht verleihen, um so Alba und Rom zu einer Stadt, zu einem einzigen Gemeinwesen zu vereinigen. Bei dieser Ankündigung wurden die Albaner freilich von den verschiedensten Empfindungen bestürzt; da sie aber unbewaffnet und von Bewaffneten umstellt waren, so überwog die Furcht, und sie schwiegen still.

Inzwischen waren auch schon Reiter nach Alba vorausgeschickt, die den Befehl zur Übersiedelung nach Rom überbrachten. Das übrige Heer folgte ihnen nach, um dem Befehle des Königs gemäß die Stadt völlig zu zerstören; nur die Tempel der Götter wurden verschont.

Durch diese Aufnahme der Albaner in die römische Bürgerschaft wurde dieselbe doppelt so zahlreich. Der Berg Cälius mußte deshalb zur Stadt gezogen werden, und Tullus ließ auf demselben eine Königsburg errichten, in der er selbst seitdem wohnte. Die vornehmsten Albaner wurden in den Senat aufgenommen, dem der König zugleich um dieser Vergrößerung willen ein neues Amtshaus (Kuria) baute, das nach seinem Namen die Kuria Hostilia genannt wurde. Auch Reiterei und Fußvolk wurden vermehrt, indem Tullus zehn Reitergeschwader aus den Albanern bildete, und indem er die alten Legionen aus denselben ergänzte und neue aushob.

Noch andere glückliche Kriegsthaten vollführte König Tullus während einer Regierung von zweiunddreißig Jahren. Der Tod ereilte ihn, als er eben im Begriffe war, dem Jupiter nach der Weise des Numa ein geheimes Opfer zu bringen. Da er nämlich, so wird erzählt, diesen Gottesdienst nicht gehörig verstanden, so habe er Jupiters Zorn erregt und sei, vom Blitze getroffen, mit seinem Hause verbrannt.

Wieder ernannten die Väter einen Zwischenkönig. Dann wählte das Volk den Ninkus Marcius, einen Enkel des Numa, zum Könige, und die Väter bestätigten ihn. Der neue König nahm sich den Numa

zum Muster, doch ohne den Romulus zu vergessen. Er stellte den unter Tullus vernachlässigten Gottesdienst wieder her, wie er unter Numa gewesen war, zugleich aber erweiterte er, als er von den Feinden angegriffen wurde, seine Herrschaft bis an das Meer, baute an der Mündung des Tiber die Stadt Ostia und legte daselbst Salinen an. Im Kriege mit den Latinern zerstörte er mehrere Städte derselben; die Einwohner führte er nach Rom, wo er sie auf dem Aventinus ansiedelte. So folgte er dem Beispiele der früheren Könige, welche gleichfalls durch Aufnahme der Feinde in die Stadt die römische Macht vergrößert hatten. Auch zog er das Janiculum zur Stadt, nicht aus Mangel an Platz, sondern damit diese Anhöhe nicht von den Feinden besetzt werden könnte. Deshalb verband er sie mit der Stadt durch eine Mauer und durch eine Balkenbrücke, die erste, welche über den Tiber geschlagen wurde.

10.

Vom Könige Tarquinius Priscus (dem Älteren).

Unter der Regierung des Anus war Lukumo, ein thätiger und sehr reicher Mann, nach Rom gekommen, hauptsächlich in der Absicht und Hoffnung, daselbst hohe Ehrenstellen zu erlangen, was ihm in seinem Wohnort Tarquinii nicht gelungen war. Er war der Sohn eines Korinthers Damaratus, welcher innerer Unruhen wegen aus seiner Vaterstadt geflüchtet war und seinen Aufenthalt zu Tarquinii genommen hatte. Lukumo hatte das ganze Vermögen des Vaters geerbt und war mit der Tanaquil, einer stolzen und hochstrebenden Frau aus einem der vornehmsten Häuser in Tarquinii verheiratet. Dennoch wurde er dort als ein Fremder, als der Sohn eines Flüchtlings, mit Geringschätzung behandelt und ging deshalb nach Rom; denn er glaubte, bei einem neuen Volke, wo aller Adel noch jung und nur durch Verdienst erworben sei, werde ein mutvoller und brauchbarer Mann seinen Platz schon finden. Als er, mit seiner Gattin im Wagen sitzend, eben an das Janiculum gekommen war, schwebte ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen sanft hernieder, nahm ihm den Hut, flog mit lautem Geschrei über seinem Wagen hin und her, setzte ihm dann, als wäre er zu dieser Berrichtung vom Himmel gesandt, den Hut gehörig wieder auf den Kopf und stieg in die Höhe. Tanaquil, welche sich auf die Auslegung göttlicher Zeichen verstand, erklärte hocherfreut, daß dies ein Vorzeichen künftiger Größe sei.

Der neue reiche Ankömmling, der sich in Rom Lucius Tarquinius

nannte, machte durch Höflichkeit und Wohlthaten bald von sich reden. Auch vor dem Könige wurde von ihm gesprochen, und als er einmal mit demselben bekannt geworden war, erwarb er sich bald die Rechte eines vertrauten Freundes, indem er alle ihm aufgetragenen Dienste mit Anstand und Geschicklichkeit ausrichtete. Allmählich wurde er deshalb zu allen öffentlichen und geheimen Beratungen sowohl in Kriegs- als inneren Angelegenheiten zugezogen und zuletzt, da er sich in allen Dingen bewährte, vom Könige zum Vormunde der königlichen Kinder ernannt.

Als Ankus nun nach einer Regierung von vierundzwanzig Jahren starb, waren seine Söhne dem Jünglingsalter nahe. Um so eifriger drang Tarquinius darauf, daß die Volksversammlung zur Königswahl möglichst bald gehalten würde. Als sie angesagt war, schickte er die Prinzen kurz vor Beginn der Versammlung auf die Jagd und trat selbst als Bewerber um den Thron auf. „In meinem Gesuche,“ sagte er, „liegt nichts Neues. Wenn man mich wählt, so werde ich nicht der erste Ausländer sein, der zu Rom regiert; denn Tadius ist, ehe er König geworden, nicht nur ein Fremder, sondern sogar ein Feind gewesen; Numa aber ist, ohne die Stadt zu kennen, ohne eigene Bewerbung aus Kures zum Throne berufen worden. Dann aber wißt ihr alle, daß ich, sobald ich mein eigener Herr geworden, mit meiner Gattin und mit meinem gesamten Vermögen nach Rom gezogen bin; von den Jahren, in welchen der Mann sich den bürgerlichen Geschäften widmet, habe ich einen größeren Teil in Rom verlebt als in Tarquini. Im Frieden und im Kriege habe ich unter einem Lehrer, dessen ich mich nicht zu schämen brauche, unter König Ankus selbst, die römischen Rechte und Sitten kennen gelernt. In der Folgsamkeit und Ehrerbietung gegen den König habe ich mit allen, in der Wohlthätigkeit gegen andere mit dem Könige selbst gewetteifert.“ Was er da anführte, war nicht ungegründet, und das Volk ernannte ihn mit allgemeiner Übereinstimmung zum Könige.

Es war nicht zu verwundern, daß den im übrigen vortrefflichen Mann die Sucht, sich Anhang zu verschaffen, die er bei seiner Bewerbung gezeigt hatte, auch auf den Thron begleitete. Ebenso sehr in der Absicht, seinen Thron zu befestigen, wie aus Liebe zum allgemeinen Besten ernannte er hundert neue Väter, deren Familien seitdem die jüngeren Geschlechter genannt wurden und eine dem Könige treu ergebene Partei bildeten, weil ihre Angehörigen ihm die Aufnahme in den Senat zu danken hatten. Auch die Zahl der Ritter wünschte er zu vermehren, da er im Kampfe mit den Sabinern gesehen hatte, daß es ihm zur gehörigen Stärke vornehmlich an Reiterei fehlte. Er wollte deshalb neben den drei schon von Romulus errichteten Centurien der

Kammer, Eitler und Lucerer drei neue Centurien bilden und durch ihre Benennung nach seinem Namen sich ein Andenken stiften. Da aber Romulus vor der Errichtung jener Centurien die Götter durch Beobachtung des Vogelfluges befragt hatte, so behauptete Attus Navius, ein damals berühmter Vogelschauer, ohne Auspicien (d. h. ohne Befragung des Vogelfluges) dürfe hierin keine Änderung getroffen werden. Der König, so wird erzählt, hatte ihn mit seiner Kunst zum besten und sagte: „Nun wohl, du Mann Gottes, befrage deine Vögel, ob das möglich sei, was ich jetzt im Sinne habe.“ Jener beobachtete den Vogelflug und versicherte, es sei möglich. „Nun“, sprach der König, „ich dachte mir, du solltest mit einem Schermesser einen Schleiffstein durchschneiden. Hier hast du beides. Thue nun, was deine Vögel als möglich verkünden.“ Darauf soll Attus, ohne zu zögern, den Schleiffstein durchschnitten haben. Das dem Attus wegen dieser Wunderthat errichtete Standbild mit verhülltem Haupte hat auf der Stelle gestanden, wo die That geschehen ist, der Kuria zur Linken, hart an der Treppe auf dem Komitium (d. h. dem Platze der Volksversammlungen). Auch der Schleiffstein soll hier als Denkmal dieses Wunders für die Nachwelt verwahrt gelegen haben. Sicher ist, daß der Vogelflug und das Priesteramt der Vogelschauer zu einer sehr hohen Achtung gelangten. Im Frieden wie im Kriege wurde seitdem nichts ohne Auspicien vorgenommen; ja Volksversammlungen, Berufungen des Heeres, kurz, die wichtigsten Sachen mußten ausgesetzt werden, wenn die Auspicien ungünstig ausfielen. Auch Tarquinius änderte deshalb nichts an der Zahl der Centurien, verdoppelte aber dennoch die Zahl der Ritter, indem er jeder Centurie eine zweite, ebenso große Abteilung hinzufügte.

Im Kriege war Tarquinius außerordentlich glücklich. In wiederholten Kämpfen mit den Sabinern und mit den Alkatinern eroberte er Kollatia, Kornikulum, Kameria und mehrere andere theils sabinische, theils latinische Städte. Als er von den ersten Kriegszügen siegreich und mit großer Beute heimkehrte, veranstaltete er Spiele, welche durch ihre prachtvolle Einrichtung die der früheren Könige übertrafen. Dann ließ er zu der Rennbahn, welche jetzt die Große heißt, den Platz abstecken und wies an demselben den Vätern und den Rittern Stellen an, auf denen sie sich Sitze zum Zuschauen einrichten konnten. Die Spiele wurden seitdem alljährlich gefeiert und die Römischen oder Großen Spiele genannt; Pferde und Faustkämpfer dazu ließ man meistens aus Etrurien kommen. Zugleich verteilte der König auch Bauplätze rings um das Forum an einzelne Bürger und ließ Säulengänge und Kaufläden anlegen. Auch begann er, eine steinerne Mauer um die ganze

Stadt zu ziehen; doch wurde er an der Vollendung derselben durch einen Krieg mit den Sabinern verhindert.

Hatte nun der König zur Führung der Kriege seine ganze Macht aufgeboten, so betrieb er nach ihrer siegreichen Beendigung die Anlage mehrerer Werke des Friedens mit noch größerem Eifer als zuvor, so daß das Volk zu Hause ebenso wenig Ruhe genoß, wie es im Felde gehabt hatte. Die steinerne Mauer, deren angefangener Bau durch die Sabinerkriege unterbrochen worden war, mußte sich an allen Stellen schließen, wo die Stadt noch keine Befestigungen hatte. Die am Forum und in den Thälern zwischen den Hügeln gelegenen tiefsten Teile der Stadt, aus denen man das Wasser nur mit Mühe fortschaffen konnte, legte er trocken, indem er Abzugskanäle anlegte, die sich zum Tiber hinabsenkten. Zu einem Tempel Jupiters, den der König im sabinischen Kriege gelobt hatte, ließ er auf dem Kapitolinischen Berge die Grundmauern in einem so großen Umfange anlegen, als hätte er von der künftigen Erhabenheit des Ortes ein Vorgefühl gehabt.

Um dieselbe Zeit hatte man in der Königsburg eine seltsame und durch ihre Folgen merkwürdige Erscheinung. Wie nämlich erzählt wird, brannte vor aller Augen einem schlafenden Knaben der Kopf. Der Knabe hieß Servius Tullius und war der Sohn einer Gefangenen, der ehemaligen Fürstin von Kornikulum. Der so wunderbare Vorfall erregte großes Geschrei, und viele Menschen, auch der König und die Königin eilten herbei. Einer von den Dienern brachte Wasser zum Löschen; allein die Königin hielt ihn zurück, stillte den Lärm und befahl, den Knaben nicht anzurühren, bis er vom Schlafe erwachen werde. Bald verlor sich auch mit dem Schlafe die Flamme. Da führte Tanaquil ihren Gemahl beiseite und sprach zu ihm: „Was denkst du von dem Knaben, den wir auf so niedrigem Fuße erziehen? Ich glaube, er wird uns einst ein Licht in dunklen Tagen werden und dem königlichen Hause ein Retter in der Not. Laß uns mit aller Sorgfalt des Talentcs pflegen, durch welches dem Staate und unserm Hause hohe Ehre widerfahren wird.“ Von nun an hielten sie den Knaben als ihr eigenes Kind und ließen ihn in den Wissenschaften unterrichten, die den Geist zur Bildung für einen höheren Stand erheben. Leicht wurde erreicht, was auch den Göttern am Herzen lag. Servius wurde ein junger Mann von echt königlichen Eigenschaften, und als sich Tarquinius nach einem Schwiegerohne umsah, fand sich unter allen jungen Römern keiner, der in irgend einer Art des Verdienstes den Vergleich mit ihm hätte aushalten können. Deshalb gab ihm der König seine Tochter zur Gemahlin.

Etwa achtunddreißig Jahre hatte Tarquinius bereits regiert; doch

konnten die beiden Söhne des Ankus es noch immer nicht verschmerzen, daß die List des Vormundes sie um den väterlichen Thron gebracht hatte. Sie beschloffen daher, sich zu rächen, und machten einen Anschlag gegen das Leben des Königs. Zwei ihrer verwegensten Hirten mußten, ihre gewöhnlichen eisernen Werkzeuge in den Händen, im Vorhofe der königlichen Burg so lärmend als möglich unter dem Scheine einer Schlägerei die königlichen Diener auf sich aufmerksam machen. Beide beriefen sich mit lautem Geschrei auf den König, bis Tarquinius sie vor sich kommen ließ. Nun waren beide zuerst gleich laut, und wetteifernd überschrie einer den andern. Der Viktor verwies sie zur Gebühr, hieß einen nach dem andern reden, und endlich legte sich ihr Wortwechsel. Einer trug verabredetermaßen die Sache vor, und als der König sich aufmerksam ganz gegen diesen wandte, holte der andere aus und schlug ihm die Art in den Kopf. Die Waffe in der Wunde lassend, stürzten beide zur Thür hinaus.

Den sterbenden Tarquinius hoben die Nächsten von der Erde, die Mörder wurden auf der Flucht von den Viktoren ergriffen. Bei dem Lärm, der da entstand, eilte das Volk herbei und fragte erschreckt nach der Ursache. Tanaquil aber ließ schnell die Burgthore schließen, entfernte alle Zeugen, und während sie emsig alles zur Heilung der Wunde Nötige herbeischaffte, wie wenn noch Hoffnung da wäre, dachte sie zugleich auf Mittel, sich zu schützen. Eiligst ließ sie den Servius kommen, erinnerte ihn an das heilige Feuer, das einst sein Haupt zur Vorbedeutung künftigen Glanzes umströmt hatte, und bat ihn, den Tod seines Schwiegervaters nicht ungerächt, seine Schwiegermutter nicht zum Spott ihrer Feinde werden zu lassen. „Der Thron,“ sagte sie, „gehört dir, Servius, wenn du ein Mann bist, nicht denen, welche die schändlichste That durch fremde Hand verübten.“

Als man dem Loben und Zudringen der Menge kaum noch wehren konnte, redete Tanaquil aus den Fenstern des oberen Stockwerkes das Volk an. Sie hieß es guten Mut haben. Der plötzliche Schlag habe den König betäubt, die Art sei aber nicht tief eingedrungen. Er sei schon wieder zum Bewußtsein gekommen und hoffe, in den nächsten Tagen sich selbst ihnen zeigen zu können. Bis dahin, lasse er ihnen sagen, möchten sie den Befehlen des Servius Tullius Folge leisten, der ihnen Recht sprechen und die übrigen Geschäfte des Königs versehen werde.

Servius erschien im Königskleide, hatte die Viktoren um sich und setzte sich auf den königlichen Stuhl. Manches entschied er sofort, über anderes, sagte er, werde er den König befragen. So verhehlte er, als Tarquinius schon verschieden war, mehrere Tage lang den Tod des-

selben und besetzte als Stellvertreter eines anderen seine eigene Macht. Als endlich die Bekanntmachung erfolgte und im Schlosse die Totenklage erhoben wurde, hatte sich Servius mit einer starken Wache umgeben und war der erste, der, ohne vom Volke ernannt zu sein, doch ohne Widerspruch der Väter regierte.

Des Anfus Söhne aber waren sogleich nach Sueffa Pometia im Volsterlande geflüchtet, nachdem die Muechelmörder ergriffen worden waren und die Nachricht von dem Tode des Königs und von dem großen Einfluß des Servius sich verbreitet hatte.

11.

Vom Könige Servius Tullius.

Gerade damals, als Servius den Thron bestieg, ging der Waffenstillstand mit den Vejentern und anderen Etruskern zu Ende, und Servius erneuerte den Krieg, da er glaubte, daß dies für die Erhaltung der Ruhe im Innern vorteilhaft sei. Auch hier bewährte sich sein Glück, und als er nach dem Siege über das große feindliche Heer zurückkehrte, war sein Ansehen so groß, daß er ohne Gefahr die Väter wie das Volk hätte befragen können; sie würden ihm die Anerkennung nicht verweigert haben.

Nun machte er sich an eins der wichtigsten Werke des Friedens. Wie Numa der Gesetzgeber für alles geworden war, was Bezug auf die Götter hatte, so sollte die Nachwelt den Servius preisen als den Begründer der Einteilung des Volkes nach Ständen. Er führte nämlich die Schätzung ein, gemäß welcher die Beiträge zu den Lasten des Kriegs und des Friedens nicht wie bisher nach Köpfen, sondern nach dem Bestande des Vermögens geleistet werden sollten. Dieser Schätzung zufolge teilte er das ganze Volk, Patricier sowohl als Plebejer, in Klassen und Centurien, eine Einrichtung, die für den Krieg so passend war, wie für den Frieden.

Aus denjenigen Bürgern, welche auf 100 000 Kupferas oder höher geschätzt wurden, machte er achtzig Centurien, vierzig aus den bejahrteren, vierzig aus den jüngeren. Alle diese hießen die erste Klasse. Die bejahrteren sollten zur Verteidigung der Stadt verpflichtet sein, die jüngeren zur Führung auswärtiger Kriege. An Waffen sollten sie sich halten: Helm, Rundschild, Beinschienen, Brustharnisch, alles aus Erz. Dies sollten die Schutzwaffen sein, zum Angriffe dienten Lanze und Schwert. An diese Klasse schlossen sich noch zwei Centurien Zimmer-

leute, welche, ohne Waffen zu tragen, die Kriegsmaschinen bedienen sollten.

Die zweite Klasse begriff diejenigen Bürger, die auf 100 000 bis 75 000 As geschätzt waren. Aus diesen, älteren und jüngeren zusammen, machte er zwanzig Centurien. Statt des Rundschildes sollten sie einen Langschild haben, alles übrige aber, den Brustharnisch ausgenommen, wie die erste Klasse.

Die Schätzung der dritten Klasse ging bis zu 50 000 As herunter. Diese Klasse hatte gleichfalls zwanzig Centurien, die ebenso nach dem Alter unterschieden wurden, auch dieselben Waffen hatten, nur die Beinmaschinen nicht.

Die vierte Klasse umfaßte die von 50 000 bis 25 000 As Geschätzten. Sie bekam gleichfalls zwanzig Centurien, hatte als Waffen aber nur Lanze und Wurfspeer.

Die fünfte Klasse war stärker und wurde in dreißig Centurien geteilt. Die ihr angehörten, führten Schleudern und Schleudersteine. Zu dieser Klasse wurden noch die Ersatzmänner, welche waffenlos ins Feld zogen, die Hornbläser und Trompeter gerechnet, die zusammen drei Centurien bildeten. Diese Klasse war zu 25 000 bis 11 000 As angesetzt.

Alles übrige Volk von geringerer Schätzung machte nur eine Centurie aus und war vom Kriegsdienste frei.

Nachdem der König so das Fußvolk geordnet und eingeteilt hatte, hob er aus den angesehensten Familien zwölf Centurien Ritter aus. Dazu machte er aus den drei von Romulus errichteten Centurien sechs, doch mit Beibehaltung der Namen, über die man damals durch Beobachtung des Vogelflugs die Götter befragt hatte. Zum Ankaufe der Pferde wurden jedem Ritter zehntausend As vom Staate gegeben, und zum Unterhalt derselben sollten die Witwen für jeden jährlich zweitausend As aufbringen.

Alle diese Lasten legte er mit Verschönerung der Armen auf die Wohlhabenden, die dafür auch an Ansehen gewannen. Die Stimmen konnten nämlich nicht mehr, wie bisher nach des Romulus Einrichtung geschehen war, nach Köpfen und ohne Unterschied, mit gleichem Einfluß und gleichen Rechten abgegeben werden. Er richtete es vielmehr so ein, daß niemand vom Stimmrechte ausgeschlossen zu sein schien, während doch die Entscheidung ganz von den Wohlhabenden abhing. Bei der Abstimmung wurden nämlich die Ritter zuerst aufgerufen, dann die achtzig Centurien der ersten Klasse. Nur selten kam es vor, daß diese nicht einig waren. Dann erst wurden die Centurien der zweiten Klasse be-

fragt. Bis an die Untersten ging die Stimmensammlung also fast niemals herunter.

Außerdem theilte er die Stadt nach ihren Gegenden und Hügeln in vier Bezirke, die er Tribus nannte. Diese Bezirke standen mit der Einteilung in Centurien so wenig wie mit deren Anzahl in Verbindung.

Um die Einschätzung zu beschleunigen, erließ Servius ein Gesetz, das jeden, der sich nicht schätzen ließe, mit Gefängnis und Todesstrafe bedrohte. Als sie dann vollendet war, versammelte er alle römischen Bürger, Ritter und Fußvolf, auf dem Marsfelde und entsühnte das ganze Heer durch ein Opfer, welches in einem Schweine, einem Schafe und einem Stiere bestand. Dies Sühnopfer, Lustrum genannt, wurde seitdem am Schlusse jeder Schätzung dargebracht. Damals sollen achtzigtausend Bürger geschätzt worden sein. Fabius Pictor, der älteste römische Geschichtsschreiber, setzt aber hinzu, dies sei nur die Zahl der Bewaffneten gewesen.

Für eine solche Volksmenge glaubte Servius auch die Stadt erweitern zu müssen. Er zog noch zwei Hügel, den Quirinalischen und Viminalischen mit hinein. Dann wurde auch der Anbau des Esquilinus begonnen, auf dem der König selbst seine Wohnung nahm, um dieser Gegend mehr Ansehen zu geben. Auch ließ er die Stadt mit einem Walle, mit Gräben und Mauer umgeben.

Nachdem er die Stadt so erweitert und ihr eine für den Krieg wie für den Frieden zweckmäßige Verfassung gegeben hatte, wünschte er ihr auch nach außen hin ein größeres Ansehen zu verschaffen. Mit den vornehmsten Latinern hatte er sich, so viel er nur konnte, durch Gastrecht und Freundschaft verbunden und suchte sie zur Gründung eines gemeinschaftlichen Werkes zu bewegen. Nun war schon damals das Heiligtum der Diana zu Ephesus hoch berühmt, und das Gerücht sagte, die Griechen in Asien hätten es gemeinschaftlich erbaut. Durch wiederholte Vorstellungen brachte der König es dahin, daß auch die Völkerschaften Latiums gemeinschaftlich der Diana einen Tempel in Rom bauten. Damit erkannten sie an, daß Rom ihre Hauptstadt sei, wogegen sie sich in so vielen Kriegen gewehrt hatten. Zwar hatte es den Anschein, als hätten die sämtlichen Latiner nach so vielen unglücklichen Kämpfen den Gedanken an Oberherrschaft aufgegeben; dennoch schien sich gerade jetzt einem Sabiner das Glück darzubieten, dieselbe wieder an sein Volk bringen zu können. Ein Hausvater im Sabinerland, so wird erzählt, hatte eine Kuh von ganz wunderbarer Größe und Schönheit aufgezogen. Allgemein wurde dies als ein Wunderzeichen betrachtet, und die Seher verkündeten, daß der Staat, dessen

Bürger diese Kuh der Diana opferten, die Oberherrschaft erlangen würde. Der Sabiner trieb deshalb an einem zum Opfer geeigneten Tage seine Kuh nach Rom zum Dianatempel und stellte sie vor den Altar. Der römische Vorsteher des Tempels aber, dem die Größe des Opfertieres auffiel, gedachte jener Weissagung und sagte zu dem Sabiner: „Fremdling, was willst du begehren? Willst du in so unheiliger Weise der Diana ein Opfer bringen? Geh zuvor und bade dich in fließendem Wasser! Unten im Thale fließt der Tiber!“ Von Gewissensbedenken beunruhigt, eilte der Fremde zum Tiber hinab, um nichts von den heiligen Gebräuchen, die zum Erfolge des Opfers nötig waren, außer acht zu lassen. Unterdes opferte der Römer die Kuh zur außerordentlichen Freude des Königs und aller Bürger.

Servius Tullius hatte von seiner Gemahlin Tarquinia zwei Töchter, beide Tullia mit Namen. Diese verheiratete er, sobald sie erwachsen waren, mit seinen Neffen, den Enkeln des Tarquinius, indem er die ältere mit dem älteren und die jüngere mit dem jüngeren verband.

Durch diese Familienverbindung hoffte er seinen Thron zu sichern und zu verhindern, daß ihn ein gleiches Schicksal treffe, wie seinen Schwiegervater. Die beiden Tarquinier aber und ihre Gemahlinnen waren von sehr ungleicher Gemüthsart. Mit Lucius, dem älteren, einem Manne von tollkühner, übermüthiger und tyrannischer Natur, wurde ein frommes und bescheidenes Weib vermählt; aber Aruns, der jüngere, ein junger Mann von sanftem Gemüt, bekam eine ruchlose und höchst verwegene Gattin. Dieser wilden Tullia machte es Qual, daß sie bei ihrem Gemahle gar keine Anlage zu kühnen Plänen und Unternehmungen fand. Sie richtete ihr Augenmerk ganz auf den andern Tarquinius, den sie bewunderte. Der, sagte sie, sei doch ein Mann und zeige seine königliche Abkunft. Bald brachte die gleiche Gesinnung sie einander näher, wie gewöhnlich das Schlechte sich gern dem Schlechten anschließt. Die erste Anregung zu verbrecherischer That gab die Frau. Dem Lucius Tarquinius gegenüber gestattete sie sich die schimpflichsten Ausdrücke über ihren Mann und ihre Schwester. Unverheiratet, sagte sie, würde sie sowohl als auch Lucius weit glücklicher sein, als in dieser Mißheirat, in der sie beide an der Mutlosigkeit ihrer Gatten dahinsinken müßten. Hätten ihr die Götter den Mann gegeben, dessen sie würdig sei, so würde die Krone, die jetzt ihr Vater trage, schon längst in ihrem Hause sein. Bald hatte sie dem jungen Tarquinius ihre Verwegenheit eingeflößt. Nachdem sie beide durch Mord ihre Gatten aus dem Wege geräumt und sich so zu einer neuen Ehe frei gemacht hatten,

schlossen sie ihren Ehebund, von Servius nicht gehindert, doch ohne seine Zustimmung.

Nun freilich wurden der bejahrte Servius und seine Regierung ihnen mit jedem Tage verhaßter. Hatte er gleich die Königswürde durch lange ununterbrochene Regierung unstreitig im Besitze, so ließ sich Tarquinius doch zuweilen Äußerungen darüber entchlüpfen, daß der König ohne Zustimmung des Volkes regiere. Deshalb suchte Servius sich noch mehr als zuvor die Bürgerschaft geneigt zu machen und ließ Ländereien, die im Kriege den Feinden entrisen waren, an die Bürger Mann für Mann verteilen. Dann erst fragte er ohne Bedenken bei dem Gesamtvolke an, ob sie wollten und verlangten, daß er ihr König sei. Da wurde er mit so allgemeiner Zustimmung, wie vor ihm keiner, zum Könige erklärt. Dennoch ließ Tarquinius die Hoffnung nicht sinken, zumal er wohl gemerkt hatte, daß die Väter mit der Landverteilung an die Plebejer keineswegs zufrieden waren. Angespornt von der Leidenschaft seines Weibes, die ihm Nacht und Tag keine Ruhe ließ, um den Gatten- und Schwestermord nicht umsonst begangen zu haben, ging er bei den Vätern umher, suchte den König zu verleumden und sich selbst im Senate geltend zu machen. Vornehmlich schmeichelte er den Vätern aus den jüngeren Geschlechtern, erinnerte sie an die ihnen von seinem Großvater erwiesene Wohlthat und bat sie, dafür erkenntlich zu sein. Dann lockte er die Jünglinge durch Geschenke an sich und warb sich überall Anhang durch große Versprechungen und durch Beschuldigungen, die er allerwärts gegen den König aussprach. Endlich, als ihm sein Entwurf zur Ausführung reif schien, ging er mit einer Schar von Bewaffneten auf das Forum, setzte sich auf den königlichen Stuhl in der Halle der Kuria und ließ durch einen Herold die Väter in die Kuria vor den König Tarquinius fordern. Einige waren schon früher hierauf vorbereitet; andere fürchteten, ihr Ausbleiben könnte ihnen nachtheilig werden. So kamen sie alle, erschreckt und in der Meinung, daß es mit Servius schon zu Ende sei. Nun begann Tarquinius den Servius zu schmähen, der sich als ein Sklave, als Sohn einer Sklavin, nach dem traurigen Tode des Königs Tarquinius ohne den gewöhnlichen Eintritt einer Zwischenregierung, ohne Wahl des Volkes, ohne Genehmigung der Väter den Thron als ein Geschenk aus Weibeshand zugeeignet habe. Da er selbst von so niedriger Geburt sei, habe er immer zum Vortheil der untersten Klassen gehandelt und habe aus Haß gegen das Ansehen der Patricier den Vornehmen die Ländereien entrisen und sie unter die schmutzigsten Armen verteilt. Alle Lasten, die vorher gemeinschaftlich gewesen wären, habe er den Vornehmen allein aufgebürdet. Er habe die Schätzung eingeführt, um den Wohlstand

der Reicherem dem Reide bloßzustellen und zu wissen, wo er die Mittel finden könne, um nach Belieben den Bettlern Geschenke zu machen.

Noch während dieser Rede kam Servius dazu und rief schon vom Eingange der Kuria her: „Tarquinius, was soll das bedeuten? Wie kannst du dich erühnen, während ich noch am Leben bin, die Väter zu berufen und auf meinem Stuhle zu sitzen?“ Trotzig erwiderte jener, er behaupte den Sitz seines Großvaters als Thronerbe, wozu der Königssohn weit berechtigter sei, als ein Sklave. Lange genug habe Servius sich die Herrschaft angemäzt und diejenigen verhöhnt, die eigentlich seine Herren seien. Die Anhänger beider Parteien erhoben lautes Geschrei; das Volk lief zur Kuria, und man sah voraus, daß die Krone dem gehören werde, der den Platz behaupte. Da ergriff Tarquinius mit raschem Entschluß den alten König, hob ihn empor, trug ihn zur Kuria hinaus und warf ihn die Treppe hinab auf die untersten Stufen. Dann ging er in die Kuria zurück, um den Senat beisammen zu halten. Die Diener und Begleiter des Königs entflohen; er selbst versuchte sich in seinen Palast zu retten, wurde aber von denen, welche Tarquinius ihm nachschickte, eingeholt und getötet.

Sicherlich hat Tullia ihrem Manne zu dieser That geraten, die so ganz zu ihren übrigen Freveln stimmt. Kaum war der Mord geschehen, so kam sie in ihrem Wagen auf das Forum gefahren, rief ohne Scheu vor der Versammlung von Männern ihren Mann aus der Kuria und begrüßte ihn zuerst als König. Auf sein Geheiß, sich aus diesem Getümmel zu entfernen, fuhr sie zurück. An der Stelle aber, wo Servius ermordet lag, hielt der Wagenlenker zitternd still, zog die Zügel an und zeigte seiner Herrin den Leichnam des Königs. Da soll Tullia, sinnlos und wie von den Rachegeistern des an Mann und Schwester verübten Mordes getrieben, ihr Gespann über des Vaters Leiche gelenkt haben und, mit seinem Blute bespritzt, als Mitschuldige an seinem Morde in ihr Haus zurückgekehrt sein. Noch heute heißt jene Gasse die Frevelgasse.

12.

Vom Könige Tarquinius Superbus.

I.

Servius Tullius hatte vierundvierzig Jahre regiert und so, daß auch einem guten und maßvollen Thronfolger die Racheiferung schwer geworden sein würde.

Von nun an regierte Lucius Tarquinius, dem seine Handlungen den Beinamen Superbus (d. h. der Übermütige) gegeben haben. Er begann gleich damit, daß er verbot, seinen Schwiegervater zu beerdigen, indem er sagte, auch Romulus sei ja nicht beerdigt worden. Viele von den vornehmsten Vätern, die seiner Meinung nach dem Servius angehangen hatten, ließ er umbringen. Zugleich umgab er sich mit Bewaffneten, damit niemand versuchen könnte, gegen ihn ebenso zu handeln, wie er selbst gegen Servius gehandelt hatte. Denn sein Recht auf den Thron gründete sich nur auf Gewalt, da er weder vom Volke zum König ernannt, noch von den Vätern bestätigt war. Hierzu kam, daß er auf die Liebe des Volkes nicht rechnen konnte, seine Herrschaft also durch die Furcht desselben sichern mußte. Um diese noch zu vermehren, führte er die gerichtlichen Untersuchungen, bei denen es sich um Leib und Leben handelte, allein, während bisher die Könige dabei stets einige von den Vätern zugezogen hatten. So konnte er hinrichten lassen, verbannen, mit Einziehung der Güter strafen nicht allein jeden, der ihm verdächtig oder mißfällig war, sondern auch solche, bei denen nur seine Raubsucht sich eine Beute versprach. Indem er durch diese Mittel vornehmlich die Anzahl der Väter verminderte, beschloß er zugleich, niemand wieder in den Senat aufzunehmen, weil er glaubte, ein schwach besetzter Senat werde wenig Ansehen haben und könne allmählich ganz außer Thätigkeit gesetzt werden. So hob er die bisherige Gewohnheit auf, den Senat über alles zu befragen, regierte den Staat nach den Eingebungen seiner Vertrauten, bestimmte über Krieg und Frieden, schloß und löste Verträge und Bündnisse, wie es ihm gefiel, ohne Genehmigung des Volkes oder Senates. Besonders machte er sich das Volk der Latiner zu Freunden, um sich seinen Unterthanen gegenüber auch auswärtigen Beistand zu sichern. Mit den vornehmsten Latinern verband er sich deshalb nicht nur durch Gastrecht, sondern auch durch Verwandtschaft. Dem Oktavius Mamilius von Tusculum, der bei weitem der angesehenste unter allen Latinern war, gab er seine Tochter zur Ehe und machte dadurch die zahlreichen Verwandten und Freunde desselben zu den seinigen.

Schon hatte Tarquinius auf die Fürsten der Latiner großen Einfluß; da bestimmte er einen Tag, an dem sie bei dem Haine der Göttin Ferentina zusammenkommen möchten, weil er mit ihnen gemeinschaftliche Dinge zu verhandeln habe. Zahlreich fanden sich die Fürsten mit Tagesanbruch ein, Tarquinius aber kam erst kurz vor Sonnenuntergang. Da nun die anderen den ganzen Tag über beisammen waren, so wurde in ihren Unterredungen mancherlei zur Sprache gebracht, und namentlich schalt Turnus Herdonius von Aricia heftig über das Aus-

bleiben des Tarquinius. „Es ist kein Wunder,“ sagte er, „daß man ihm zu Rom den Beinamen des Übermütigen gegeben hat“ — schon nannten ihn die Römer so unter sich und insgeheim — „denn nichts kann wohl übermütiger sein, als wie er das ganze Latiner Volk verhöhnt. Die vornehmsten Männer aus allen Latinerstädten hat er weit von ihrer Heimat herkommen lassen, und er selbst, der die Versammlung angeführt, ist nicht erschienen. Das ist nichts anderes als ein Versuch, wie viel wir uns gefallen lassen. Am besten ist es, daß wir gleich nach Hause gehen und den Tag der Zusammenkunft ebenso wenig beachten, wie der, der ihn angeführt hat.“ Noch überließ der verwogene Mann sich solchen und ähnlichen Äußerungen, als Tarquinius eintrat. Jetzt schwieg Turnus, und alle wandten sich gegen den Tarquinius, ihn zu begrüßen. Dieser aber sagte, ein Vater, der mit seinem Sohne in Streit gewesen sei, habe seinen Schiedsspruch verlangt. Bei dem Bemühen, sie wieder auszuföhnen, habe er sich verspätet und wolle die Verhandlung deshalb morgen vornehmen. Nicht einmal dies soll Turnus stillschweigend hingenommen, sondern erwidert haben, kein Streit sei so einfach zu entscheiden, wie der zwischen Vater und Sohn; da heiße es: du gehorchst deinem Vater, sonst wehe dir!

Unter so lautem Schelten gegen den römischen König ging Turnus aus der Versammlung. Tarquinius aber nahm dies weit übler auf, als er sich's merken ließ, und sann darauf, wie er den Turnus strafen könne, um die Latiner ebenso mit Furcht und Schrecken zu erfüllen, wie seine Unterthanen in Rom. Da es nun nicht anging, ihn kraft königlicher Machtvollkommenheit öffentlich hinrichten zu lassen, so stürzte er den Schuldlosen dadurch, daß er ihn fälschlich eines Verbrechens anklagte. Er bestach einige Sklaven des Turnus und ließ während der Nacht eine große Anzahl Schwerter in die Herberge desselben bringen. Dann ließ er noch vor Tagesanbruch die vornehmsten Latiner zu sich bitten und stellte sich, als sei er über einen unerhörten Vorfall noch ganz außer Fassung. „Man hat mir angezeigt,“ sagte er, „daß Turnus mich und die vornehmsten Latiner ermorden will, um Latium allein zu regieren. Gestern schon hat es geschehen sollen, ist aber verschoben worden, weil ich selbst, auf den es namentlich abgesehen ist, gefehlt habe. Darum hat Turnus gestern so sehr auf mich geschmäht, weil meine Verspätung seinen Plan vereitelt hat; sobald heute die Versammlung beisammen ist, wird er ihn ausführen. Wie man mir mitteilt, ist eine große Anzahl Schwerter in seine Wohnung gebracht worden; ob dies wahr ist, oder nicht, läßt sich schnell feststellen, wenn wir sofort aufbrechen und schleunigst dahin gehen.“

Da Turnus von sehr leidenschaftlicher Gemüthsart war, so schien

die Sache nicht unglaublich. Sowie man bei seinem Hause ankam, wurde der nichts ahnende und aus dem Schlafe aufgeschreckte Turnus mit Wachen umstellt; die Diener, welche sich widersetzen wollten, wurden festgenommen, und dann wurden die versteckten Schwerter aus allen Winkeln des Hauses hervorgezogen. Jetzt schien der Verrat offenbar. Turnus wurde in Ketten gelegt und sogleich eine Versammlung berufen. Als man in derselben die gefundenen Schwerter zur Schau stellte, entstand eine so große Erbitterung, daß Turnus ohne Verhör auf eine ganz ungewöhnliche Weise getötet wurde. Man stürzte ihn bei der Quelle Ferentina ins Wasser und warf Flechtwerk und Steine auf ihn, um sein Wiederauftauchen zu verhindern.

Als die Versammlung sich dann wieder beruhigt hatte, forderte Tarquinius sie zur Beratung auf und lobte alle, daß sie den Turnus für seinen Mordplan mit der verdienten Strafe belegt hätten. Daran knüpfte er folgende Rede. „Eigentlich,“ sagte er, „sind alle Latiner als Abkömmlinge von Alba in jenen Vertrag eingeschlossen, durch den sich unter des Tullus Regierung der ganze albanische Staat mit allen seinen Pflanzstädten den Römern unterworfen hat. Dennoch bin ich bereit, diesen Vertrag zu erneuern und dadurch die Latiner an dem Glücke des römischen Volkes teilnehmen zu lassen. Offenbar ist das für euch alle besser, als wenn ihr beständig fürchten müßt, daß eure Städte zerstört und eure Äcker verwüstet werden, wie ihr oft genug unter des Anus Marcius und unter meines Großvaters Regierung erfahren habt.“ Ohne großen Widerstand ließen die Latiner sich den Vertrag gefallen, obgleich sie sich damit den Römern unterordneten. Denn viele von den Vornehmen waren schon vorher von Tarquinius gewonnen, und die anderen hatten soeben an Turnus gesehen, wie gefährlich es sei, sich dem Tarquinius zu widersetzen. So wurde der Vertrag erneuert, und Tarquinius befahl, daß alle dienstfähigen Latiner sich auf einen bestimmten Tag bei dem Haine der Ferentina in Waffen stellen sollten. Als dem Befehle gemäß die Heerhaufen aller Städte beisammen waren, ordnete er sie so, daß die einzelnen Völkerschaften weder ihre Anführer, noch eigene Fahnen, noch abgeordneten Oberbefehl behielten, sondern jede Abteilung aus Latinern und Römern gemischt war. Zu diesem Zwecke zerlegte er jede Manipel in zwei Teile und verband je zwei verschiedene Teile zu neuen Manipeln, für welche er selbst die Centurionen ernannte.

War er nun zwar im Frieden ein ungerechter König, so war er doch im Kriege kein untüchtiger Führer, und die Macht Roms ist durch seine glückliche Kriegsführung sehr gewachsen; aber seine sonstigen Fehler haben diesen Ruhm verdunkelt. Unter anderem begann er den Krieg gegen die

Volster, der noch zweihundert Jahre nach ihm dauerte, und nahm ihnen ihre Hauptstadt Suesfa Pometia. Aus dem Verkaufe der hier gemachten Beute löste er vierzig Talente in Gold und Silber und beschloß, davon dem Tempel Jupiters eine Größe zu geben, die sowohl des Oberhauptes der Götter und Menschen als auch der Macht Roms würdig sei.

In einen längeren Krieg sah er sich mit der Stadt Gabii verwickelt, so daß er nach mehreren vergeblichen Stürmen zuletzt auf ein gar nicht römisches Mittel, auf List und Betrug verfiel. Während er sich nämlich den Anschein gab, als dächte er nicht mehr an den Krieg und als hätte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erweiterung des Tempels und auf andere Bauten in der Stadt gerichtet, mußte Sertus, der jüngste von seinen drei Söhnen, als Überläufer nach Gabii gehen und sich dort über seines Vaters unerträgliche Grausamkeit beklagen. Die Gabier nahmen ihn freundlich auf und zogen ihn zu ihren Beratungen über Staatsangelegenheiten. Hier nun erklärte er sich in allen anderen Angelegenheiten für die Meinung der älteren Gabier, die davon mehr Kenntnis hätten, drang aber beständig auf Krieg gegen Rom. In dieser Beziehung nahm er eine besondere Einsicht in Anspruch, weil er die Kräfte beider Völker kenne und weil er wisse, wie sehr in Rom der Hochmut des Königs verhaßt sei, den ja selbst die eigenen Kinder desselben nicht ertragen könnten. So machte er nach und nach die Häupter der Gabier zur Erneuerung des Krieges geneigt. Er selbst zog mit den tüchtigsten Jünglingen auf Beute und Streifereien aus, erwarb sich allmählich durch seine trügerischen Worte und Handlungen ein immer steigendes Zutrauen und wurde endlich zum Feldherrn gewählt. Als es nun öfters zwischen Rom und Gabii zu kleinen Gefechten kam, bei denen gewöhnlich die Gabier — ohne zu ahnen, daß dies so verabredet sei — im Vorteil waren, da glaubten zu Gabii Hohe und Niedere, in dem Feldherrn Sertus Tarquinius ein Geschenk des Himmels zu besitzen. Bei den Soldaten aber machte er sich dadurch, daß er sich allen Gefahren und Beschwerden gleich ihnen unterzog und die Beute freigebig verteilte, so beliebt, daß der Vater Tarquinius nicht mächtiger in Rom war, als der Sohn in Gabii.

Als Sertus sich zu jeder Unternehmung stark genug fühlte, schickte er einen von den Seinigen nach Rom zum Vater mit der Anfrage, was er nun thun solle, da die Götter ihn in den Stand gesetzt hätten, in Gabii alles zu vermögen. Diesem Boten, dem er vielleicht nicht traute, gab Tarquinius keine mündliche Antwort. Wie in tiefem Nachdenken ging er, von demselben begleitet, in seinen Schloßgarten und schlug im Auf- und Abgehen, ohne ein Wort zu sagen, immer die höchsten Wohnköpfe ab. Der Bote, des Fragens und Wartens müde,

ging endlich ohne Antwort nach Gabii zurück und erzählte, was er selbst gesagt und was er gesehen und daß der König, sei es aus Grimm, oder aus Haß, oder nach der ihm eigenen Unfreundlichkeit, nicht ein Wort gesprochen habe. Sextus erkannte sehr gut, was sein Vater mit diesem stummen Räthsel hatte sagen wollen; er bezog es auf die Häupter der Stadt und bemühte sich, dieselben bei dem Volke zu verleumden und den ohnehin schon regen Haß desselben gegen die Vornehmen noch zu verstärken. Viele wurden öffentlich hingerichtet, einige heimlich gemordet; andern gestattete man die Flucht, oder man verwies sie, und die Güter der Entfernten sowohl als der Hingerichteten wurden verteilt. Die Süßigkeit der Spenden und des eigenen Vorteils erstickte alles Gefühl für das Unglück der Gesamtheit, bis endlich die verwaiste Stadt, ihrer Berater und Helfer beraubt, dem römischen Könige ohne Schwertstreich überliefert wurde.

Als Tarquinius Gabii in seiner Gewalt hatte, schloß er mit dem Volke der Aquer Frieden und erneuerte den Vertrag mit den Etruskern. Dann richtete er sein Augenmerk auf die inneren Angelegenheiten der Stadt, zunächst auf den Ausbau des Jupitertempels, den er als Denkmal seiner Regierung hinterlassen wollte, als ein Werk zweier Könige aus dem Hause der Tarquinier, das der Großvater verheißen, der Enkel vollendet habe. Nun befanden sich aber auf dem Kapitolinischen Berge schon mehrere geweihte Stätten und Kapellen, die einst vom König Latius hier eingerichtet worden waren. Diese wünschte Tarquinius zu entfernen, damit der Platz, frei von allem anderen Gottesdienste, allein dem Jupiter und seinem hier zu erbauenden Tempel gehören möchte. Als er hierüber den Vogelflug befragen ließ, wurde die Entweihung aller übrigen Heiligtümer genehmigt; aber der Grenzengott (Terminus) und die Göttin der Jugend (Juventas) versagten ihre Zustimmung. Dies Götterzeichen wurde so ausgelegt, daß unter allen Göttern Terminus und Juventas allein nicht zu bewegen seien, von den ihnen geweihten Stätten zu weichen, und dies bedeute Dauer und Unererschütterlichkeit des Staates. Diesem Vorzeichen dauernder Festigkeit folgte ein anderes, welches die Größe der römischen Herrschaft voraus sagte. Als man nämlich die Grundsteine des Tempels legte, soll beim Graben ein Menschenkopf mit noch unverkehrtem Antlitz gefunden worden sein. Diese wunderbare Erscheinung bezeichnete in deutlicher Weise die Burg als den Sitz der künftigen Oberherrschaft und als das Haupt der Welt. So erklärten es die Wahrsager, sowohl die in Rom, als jene, die man zu diesem Zwecke aus Etrurien berufen hatte.

Dies machte dem Könige Lust, noch mehr aufzuwenden. Er ließ Werkleute aus allen Gegenden Etruriens kommen, und da die Beute

von Bometia zur Vollendung des Werkes nicht ausreichte, nahm er die öffentlichen Gelder und die Handdienste des Volkes zu Hülfe. Die Arbeit war zwar keineswegs leicht und noch eine Zugabe zu den Beschwerden des Kriegsdienstes; doch fanden es die Plebejer so drückend nicht, mit ihren Händen die Göttertempel aufzubauen. Nachher wurden ihnen andere, weniger ehrwürdige, aber noch mühsamere Bauarbeiten aufgebürdet, nämlich die Schaubänke um die Rennbahn anzulegen und den großen Abzugsgraben (Cloaca Maxima), für alle aus der Stadt abzuführenden Unreinigkeiten, unter der Erde zu ziehen, zwei so großartige Werke, daß ihnen die Pracht der neueren Zeit kaum etwas an die Seite stellen kann.

Nachdem er die Plebejer mit diesen Arbeiten geplagt hatte, fürchtete Tarquinius, daß die große Volksmenge, die er nun nicht mehr gebrauchte, der Stadt zur Last fallen könnte. Da er nun die Grenzen seines Reiches durch römische Ansiedler zu besetzen wünschte, so schickte er einen Teil des Volkes nach Signia und Circeji, um auf diese Weise Rom von der Landseite und von der See her zu schützen.

II.

Zu dieser Zeit geschah in Rom ein Schrecken erregendes Zeichen. Aus einer hölzernen Säule schlüpfte eine Schlange hervor, und die, welche sie sahen, flüchteten erschreckt in die Königsburg. Den König selbst ergriff zwar so plötzlicher Schrecken nicht, doch erfüllte ihn dieser Vorfall mit ängstlicher Besorgnis. Während er sonst bei Wunderzeichen, welche den Staat betrafen, meist nur etruskische Wahrsager um Rat fragte, bezog er diese Erscheinung auf sein Haus und beschloß, wegen desselben das berühmteste Orakel auf Erden, das des Apollo in Delphi, zu beschicken. Die Sache erschien ihm außerordentlich wichtig, so daß er die Antwort des Orakels keinem Fremden anvertrauen lassen wollte, sondern seine Söhne Titus und Aruns durch damals unbekannte Länder und noch unbekanntere Meere nach Griechenland schickte. Als Begleiter wurde ihnen Lucius Junius Brutus mitgegeben, dessen Mutter Tarquinia eine Schwester des Königs war. Dieser Brutus war ein junger Mann von ganz anderem Geiste, als er sich den Anschein gab. Da er sah, daß die vornehmsten Männer, auch sein eigener Bruder, von Tarquinius ums Leben gebracht wurden, so stellte er sich närrisch und hinderte nicht, daß der König sein Vermögen nahm, damit er weder durch seinen Geist, noch durch sein Vermögen den Haß des Königs auf sich zöge. So setzte er sich seiner Sicherheit wegen der Verachtung aus, weil das Recht keinen Schutz gewährte. Er ließ sich auch den Beinamen Brutus, d. h. der

Dumme, gefallen, um unter dem Deckmantel dieses Namens seine Zeit abwarten zu können. Damals, als die beiden Tarquinier ihn mehr zum Scherz als zur Gesellschaft mit nach Delphi nahmen, soll er als sein Geschenk dem Apollo einen goldenen Stab, in ausgehöhltes Kornelholz eingeschlossen, dargebracht haben, ein den anderen verborgenes Sinnbild seines Geistes.

Als sie angelangt waren und die Aufträge des Königs ausgerichtet hatten, kam den Jünglingen die Lust zu fragen, wem von ihnen die Regierung in Rom zufallen werde. Tief aus der Höhle soll die Antwort erschollen sein: „Die höchste Herrschaft in Rom wird von euch, ihr Jünglinge, erlangen, wer zuerst die Mutter küssen wird.“ Die beiden Tarquinier geboten, hierüber das tiefste Schweigen zu beobachten, damit ihr Bruder Sextus, den sie in Rom gelassen hatten, nichts davon erfahre und so von der Regierung ausgeschlossen werde. Sie selbst überließen es dem Zufalle, wer von ihnen nach der Rückkehr zuerst die Mutter küssen werde. Brutus aber gab dem Spruche der Pythia eine ganz andere Auslegung. Zum Scheine stolpernd, fiel er nieder und drückte seinen Fuß der Erde auf, als der gemeinschaftlichen Mutter aller Sterblichen. Darauf kehrten sie nach Rom zurück, wo man sich schon mit aller Macht zu einem Kriege gegen die Rutuler rüstete.

Die Rutuler nämlich waren ein für jene Gegenden und Zeiten sehr reiches Volk, und gerade dies war für den römischen König ein Grund, sie zu bekriegen. Denn da die großen Bauten seine Mittel erschöpft hatten, wünschte er neue Schätze zu gewinnen; auch dachte er durch Verteilung eines Teils der Beute den Unwillen seiner Unterthanen zu beschwichtigen, die gegen den harten König erbittert waren, weil er sie zu so schwerer Froarbeit gezwungen hatte. Man machte den Versuch, Ardea, die Hauptstadt der Rutuler, im ersten Sturm zu überrumpeln. Als dies mißlang, bedrängte man die Stadt durch Einschließung und Belagerungsarbeiten.

Wie gewöhnlich bei einem solchen mehr langwierigen als hitzigen Kriege, fand im Lager ein ziemlich freier Verkehr statt, namentlich unter den Vornehmen. Die jungen Prinzen verkürzten sich die Zeit durch gegenseitige Gastgebote und Nachtschwärmereien. Einst zechten sie beim Sextus Tarquinius, wo auch Tarquinius Kollatinus, d. h. von Kollatia, zu Abend aß. Das Gespräch kam auf die Frauen, und da ein jeder die seine außerordentlich pries, so entstand ein lebhafter Streit, bis Kollatinus sagte, der Worte bedürfe es nicht, in wenig Stunden könne man sich davon überzeugen, wie weit seine Lucretia den anderen vorzuziehen sei. „Fühlen wir noch Jugendkraft in uns, warum steigen wir nicht zu Pferde und sehen mit eigenen Augen, wie unsere Weiber

gesinnt sind? Darin wird jeder die beste Probe erkennen, wie sie bei der unerwarteten Ankunft ihrer Männer sich unseren Blicken zeigen werden.“ Sie waren vom Weine warm. „Es gilt!“ riefen sie alle, und auf gespornten Rossen flogen sie nach Rom. Von hier, wo sie mit der ersten Abenddämmerung eingetroffen waren, ging es fort nach Kollatia, wo sie Lucretia noch in später Nacht, bei Licht mit Wollarbeit beschäftigt, unter ihren Mägden in der Mitte des Hauses sitzend fanden, ganz anders als die königlichen Schwiegertöchter, die man getroffen hatte, wie sie im Kreise ihrer Genossinnen sich die Zeit durch üppige Gastereien verkürzten. Der Preis des Wettstreites über die Frauen wurde der Lucretia zuerkannt. Freudig empfing sie den eintretenden Gatten und die Tarquinier, die von dem siegesfrohen Kollatinus höflich zu Gäste gebeten wurden. Da erfaßte den Sextus Tarquinius eine verbrecherische Liebe zur Lucretia, die er nicht nur wegen ihrer Schönheit, sondern auch wegen ihrer bewährten Sittsamkeit bewunderte. Einige Tage später kehrte er deshalb heimlich nach Kollatia zurück, wo er von der nichts Böses ahnenden Lucretia freundlich aufgenommen wurde. In schändester Weise aber mißbrauchte er diese Gastfreundschaft, indem er der edlen Frau Gewalt anthat. Dann eilte er in das Lager zurück.

Voll tiefen Grames schickte Lucretia nach Rom zu ihrem Vater und nach dem Lager zu ihrem Gatten, sie möchten jeder mit einem treuen Freunde kommen; dies sei nötig, schnellig nötig, denn ihr sei Schimpfliches begegnet. Spurius Lucretius kam mit dem Publius Valerius, dem Sohne des Volesus; Kollatinus war von Brutus begleitet, mit dem er gerade nach Rom ging, als der Bote seiner Frau ihm begegnete. Sie fanden Lucretia tiefbetrübt in ihrem Schlafzimmer sitzen. In Thränen ausbrechend, erzählte sie, welchen Schimpf Tarquinius ihr angethan hatte, und bat die Männer, ihr zu schwören, daß Tarquinius nicht ungestraft bleiben solle. Alle gaben der Reihe nach ihr Wort und suchten die Unglückliche zu trösten; Lucretia aber stieß sich den Dolch, den sie unter dem Kleide verborgen gehalten hatte, in das Herz und fiel sterbend zur Erde.

Während Vater und Gatte laute Klage erhoben und sich ihrem Schmerz überließen, hielt Brutus den von Blut triefenden Dolch, so wie er ihn aus der Wunde gezogen hatte, in die Höhe und sprach: „Bei diesem reinen Blute schwöre ich und nehme euch, ihr Götter, zu Zeugen, daß ich Lucius Tarquinius, den Übermüthigen, nebst seinem gottlosen Weibe und nebst allen Kindern seines Stammes mit Feuer und Schwert und mit aller mir möglichen Gewalt verfolgen und nicht leiden will, daß sie, oder sonst jemand als König über Rom herrsche!“ Dann reichte er den Dolch dem Kollatinus, dem Lucretius und dem Valerius,

die, wie über ein Wunder, über den neuen Geist erstaunt waren, der aus dem Brutus sprach. Sie schwuren, wie er es vorgefagt hatte, und folgten, zur Rache entschlossen, seinen Anordnungen. Zunächst trugen sie die Leiche der Lucretia aus dem Hause auf den Markt, wo sogleich das Volk zusammenlief, das durch diese auffallende Schaustellung aufgeregt und mit Unwillen über die begangene Schändlichkeit erfüllt wurde.

Alle waren entrüstet über die Handlung des Prinzen, alle wurden bewegt durch den tiefen Gram des Vaters. Brutus aber schalt die Thränen und unnützen Klagen; er forderte die Bürger auf, gegen die Frevler, die Feinde des Volkes die Waffen zu ergreifen, wie es Männern, wie es Römern gezieme. Freiwillig stellten sich die beherztesten Jünglinge, alle in den Waffen; die übrige Mannschaft folgte ihrem Beispiel. Sie ließen an den Thoren von Kollatia eine angemessene Besatzung und stellten Wachen aus, damit niemand die königliche Familie von dem Aufstande benachrichtigen könnte. Die übrigen zogen, von Brutus geführt, bewaffnet nach Rom, wo ihr Zug in allen Straßen Bestürzung und Auflauf erregte. Da man aber so vornehme Männer an der Spitze sah, konnte jeder vermuten, daß es sich um nichts Unbedeutendes handle. Bald war die Entrüstung in Rom ebenso groß, wie vorher in Kollatia. Deshalb strömten die Menschen aus allen Gegenden der Stadt dem Forum zu, wo ein Herold das Volk vor den Brutus berief, der gerade damals Oberster der Leibwache war. In einer Rede von ganz anderer Art, als man nach seinem bisherigen Wesen ihm zugetraut hätte, schilderte er zuerst die Zügellosigkeit und Frechheit des Sextus Tarquinius, den Tod der Lucretia, das Unglück des Vaters, der auf so traurige Weise sein einziges Kind verloren habe. Dann kam er auf die Härte des Königs selbst, der die Männer Roms, die Besieger aller Völker rings umher, aus Kriegern zu Handwerkern und Steinbrechern gemacht habe. Er erinnerte an die schändliche Ermordung des Servius Tullius, an die Tochter, welche gottlos mit ihrem Wagen über des Vaters Leiche gefahren war, und rief die Gottheiten an, die den Elternmord rächen. Indem er diese und andere, vielleicht noch schrecklichere Dinge ins Gedächtnis zurückrief, regte er das Volk so auf, daß es beschloß, den König abzusetzen und ihn nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern für verbannt zu erklären. Nachdem Brutus dann die Dienstfähigen, welche sich freiwillig meldeten, geordnet und bewaffnet hatte, zog er mit ihnen nach dem Lager vor Ardea, um auch dort das Heer gegen den König aufzuwiegeln. Den Oberbefehl in der Stadt ließ er dem Lucretius, der schon vorher vom Könige zum Stadtpräfekten ernannt worden war.

Während des Getümmels flüchtete Tullia aus dem Palaſte, überall,

wohin sie auch kam, verfolgt von den Flüchen der Männer und Weiber, welche die Göttinnen der Rache gegen die Mörderin aufriefen.

Als die Nachrichten von dem allen im Lager eintrafen, eilte Tarquinius in großer Bestürzung nach Rom, um den Aufstand zu unterdrücken. Brutus aber schlug einen Seitenweg ein und vermied so die Begegnung. Fast zu gleicher Zeit kamen Brutus vor Ardea und Tarquinius vor Rom an. Tarquinius fand die Thore verschlossen, und seine Verbannung wurde ihm angekündigt; den Befreier der Stadt aber empfing das Lager mit Jubel, und auch hier wurden die Prinzen zur Flucht gezwungen. Zwei folgten dem Vater und zogen als Verbannte nach Cäre ins Etruskerland; Sextus Tarquinius ging nach Gabii, gleichsam als in sein eigenes Königreich. Hier aber hatten seine früheren Mordthaten ihm viele Feinde gemacht; durch deren Rache fand er jetzt seinen Tod.

Lucius Tarquinius Superbus hat 25 Jahre regiert. Könige haben in Rom seit der Erbauung der Stadt bis zu ihrer Befreiung 244 Jahre lang geherrscht. Jetzt wurden von dem Stadtpräfecten den schriftlichen Aufzeichnungen des Servius Tullius gemäß in einer nach Centurien angestellten Wahlversammlung zwei Konsuln gewählt, Lucius Junius Brutus und Lucius Tarquinius Kollatinus.

510
v. Chr.

13.

Von den Konsuln Brutus und Valerius.

Von nun an wird von den Thaten erzählt werden, welche die Römer als ein freies Volk in Krieg und Frieden verrichteten, von der Zeit, da die Obrigkeiten jährlich wechselten und die Gesetze mächtiger waren als das Gebot eines Einzelnen. Die größere Freiheit des römischen Volkes aber bestand anfangs nur in dem jährlichen Wechsel der Konsuln, nicht in einer Beschränkung der königlichen Gewalt, da die ersten Konsuln noch alle Rechte und Auszeichnungen der Könige hatten. Nur verhütete man, daß nicht beide Konsuln zugleich die Viktoren mit ihren Hutensbündeln (*fascies*) vor sich herschreiten ließen, wie dies die Könige gethan hatten, damit der Schrecken, den der Anblick derselben erregte, nicht verdoppelt erschiene. Freiwillig überließ Kollatinus sie zuerst dem Brutus, der jetzt die Freiheit ebenso eifrig bewachte, wie er sie gegründet hatte. Vor allen Dingen ließ er das auf die neue Freiheit eifersüchtige Volk feierlich schwören, nie einen König über Rom zu dulden, weil er verhindern wollte, daß es künftig durch Bitten oder Geschenke umgestimmt würde. Dann nahm er die Vornehmsten des

Ritterstandes unter die Väter auf, deren Zahl durch die von Tarquinius befohlenen Hinrichtungen sehr vermindert worden war. Indem Brutus so den Senat wieder auf die Vollzahl von dreihundert brachte, hoffte er, ihm durch diese Vollständigkeit wieder ein größeres Ansehen zu geben. Die neu Aufgenommenen wurden die Hinzugeschriebenen genannt, und daher soll die Sitte kommen, daß von nun an bei jeder Zusammenrufung Väter und Hinzugeschriebene in den Senat beschieden wurden.

Nächst dem wurde für die Angelegenheiten des Gottesdienstes gesorgt, und da einige öffentliche Opfer stets von den Königen selbst verrichtet worden waren, so setzte man hierzu einen Priester ein, der den Titel Opferkönig führte. Dies Priestertum wurde jedoch dem Oberpriester untergeordnet; denn man fürchtete, es könnte der Freiheit gefährlich werden, wenn es mit einer dem hohen Namen entsprechenden Ehre und Macht ausgestattet würde. Die Freiheit aber galt damals über alles und sollte in jeder Weise, auch in den größten Kleinigkeiten gesichert werden. Selbst an dem zweiten Consul, an dem man weiter nichts zu tadeln fand, schien der Name Tarquinius unleidlich. Die Tarquinier, hieß es, hätten sich zu sehr an das Regieren gewöhnt; sie hätten nicht gelernt, im Privatstande zu leben; der Name sei anstößig, sei der Freiheit gefährlich.

Als solche Reden überall in der Stadt geführt wurden, berief Brutus eine Versammlung, in welcher er den Kollatinus aufforderte, zur Beseitigung dieser Furcht sein Amt niederzulegen und die Stadt freiwillig zu verlassen. Von allen Seiten bedrängt und mit Bitten bestürmt, legte der Consul sein Amt nieder, schaffte seine Habe nach Lavinium und verließ die Stadt. Denn er fürchtete, wenn seine Amtszeit zu Ende sei, möchte er in schimpflicherer Weise und mit Verlust seines Vermögens dazu gezwungen werden. Dann stellte Brutus mit Zustimmung des Senates bei dem Gesamtvolke den Antrag, daß das ganze Geschlecht der Tarquinier für landesverwiesen erklärt werde. Zugleich ließ er sich auf einem nach Centurien gehaltenen Wahltage den Publius Valerius, mit dessen Hülfe er den König vertrieben hatte, zum Mitconsul geben.

Niemand zweifelte daran, daß von den Tarquiniern ein Krieg zu besorgen sei; doch brach derselbe später aus, als es jedermann erwartete. Dagegen geschah, was niemand gefürchtet hatte: beinahe wäre die Freiheit durch List und Verrätherei verloren worden. Unter den vornehmen römischen Jünglingen gab es nämlich manche, die unter der königlichen Regierung mehr Freiheit gehabt und mit den jungen Tarquiniern, ihren Altersgenossen, sich gewöhnt hatten, auf königlichem Fuße zu leben. Jetzt, da alle auf gleiche Rechte gesetzt waren, vermifften sie jene Un-

gebundenheit und klagten untereinander über die Beschränkungen, welche die Freiheit der anderen und die Herrschaft des Gesetzes ihnen auferlegte.

Diese Stimmung benutzten die Abgesandten des Tarquinius, welche in die Stadt kamen, um zu verlangen, daß das Eigenthum der königlichen Familie herausgegeben werde. Während der Senat noch hierüber beriet, setzten sich die Gesandten mit den vornehmen jungen Männern in Verbindung, gaben ihnen Briefe der Tarquinier und besprachen sich mit ihnen, wie man die königliche Familie heimlich bei Nacht in die Stadt einlassen könnte.

Die ersten, denen die Sache anvertraut wurde, waren aus den Geschlechtern der Vitellier und Aquilier. Eine Schwester der Vitellier war an den Consul Brutus verheiratet, und aus dieser Ehe waren schon erwachsene Söhne da, Titus und Liberius. Auch diese wurden von ihren Oheimen mit in den Anschlag gezogen und außer ihnen noch mehrere junge Patricier. Als nun im Senate die Meinung durchging, daß die Güter zurückgegeben werden sollten, rüsteten die Gesandten sich zur Abreise und hielten die Verschworenen, ihnen einen Brief an die Tarquinier mitzugeben. Durch diesen Brief wurde die Sache entdeckt. Denn als die Gesandten am Tage vor ihrer Abreise bei den Vitelliern zu Abend speisten und der Brief ihnen eingehändigt wurde, da bemerkte ein Sklave, was im Werke war, und meldete es den Consuln. Diese eilten sofort aus ihren Wohnungen dahin, thaten die ganze Sache ohne Aufschub ab und sorgten vorzüglich dafür, den Brief nicht verloren gehen zu lassen.

Nun kam die Frage wegen der königlichen Güter, deren Herausgabe man vorher zugestanden hatte, von neuem vor die Väter. Im Zorne verweigerten sie die Rückgabe, verboten aber auch, sie für den öffentlichen Schatz einzuziehen. Man überließ sie dem Volke zur Plünderung, welches eben durch diesen an der königlichen Familie verübten Raub für immer die Hoffnung verlieren sollte, sich mit ihr auszuföhnen. Das Grundstück der Tarquinier zwischen der Stadt und dem Tiber wurde dem Mars geweiht und das Marsfeld genannt.

Auf die Plünderung der königlichen Güter folgte die Verurteilung und Hinrichtung der Verräther, die deshalb besonders denkwürdig ist, weil hier einem Vater durch sein Amt die Pflicht auferlegt wurde, die Strafe an seinen Söhnen vollziehen zu lassen, und weil hier der Todestreich von einem Manne befohlen wurde, der nicht einmal als Zuschauer hätte anwesend sein sollen. Da standen, an den Pfahl gebunden, die vornehmsten Jünglinge. Namentlich auf die Söhne des Consuls richteten sich die Blicke der Zuschauer; aber man beklagte nicht sowohl

ihre Bestrafung, als das Verbrechen, durch welches sie die Strafe verdient hatten. Nun setzten sich die Konsuln auf ihre Richterstühle und sandten die Liktoren zur Vollstreckung der Todesstrafe. Diese entkleideten die Verurtheilten, peitschten sie mit Ruten und enthaupteten sie mit dem Beile, während die ganze Zeit über aller Augen auf Antlitz und Miene des Konsuls gerichtet waren, dem das Vaterherz wohl sein Richteramt schwer gemacht haben mag.

So war die List des Tarquinius vereitelt, und der von Zorn und Haß erfüllte König hielt nunmehr den offenen Krieg für das einzige ihm übrige Mittel. Es gelang ihm, Unterstützung von Veji und von Tarquinii zu erlangen, so daß die Heere beider Städte unter seinem Oberbefehl gegen Rom zogen, ihm seinen Thron wiederzuerobern und die Römer mit den Waffen zu züchtigen. Die Konsuln zogen dem Feinde entgegen. Valerius führte das Fußvolk in viereckiger Schlachordnung; Brutus ging mit der Reiterei voraus, um den Feind zu beobachten. Auch bei den Feinden bildete den Vortrab die Reiterei, die von Aruns Tarquinius befehligt wurde, während der König selbst das Fußvolk führte. Als Aruns den Brutus erkannte, rief er, von Zorn entflammt: „Das ist der Mann, der uns als Heimatlose aus dem Vaterlande vertrieben. Seht, wie stolz er einherzieht, mit den Zeichen unserer Würde geschmückt. Ihr Götter, die ihr der Könige Rächer seid, stehet mir bei!“ Er spornte sein Pferd und jagte zum Angriff gegen den Consul selbst heran. Brutus merkte, daß es ihm galt, und nahm freudig den Kampf an. So erbittert rannten sie auf einander los, und so wenig waren sie in ihrer Begierde, den Feind zu treffen, darauf bedacht, sich selbst zu decken, daß beide, durch den Schild hindurch vom Stoße des Gegners durchbohrt, sterbend von den Pferden sanken. Zugleich stürmten auch die andern Reiter auf einander ein, und bald kam das Fußvolk heran. Man schlug sich mit wechselndem Erfolge und, wie es schien, mit unentschiedenem Siege. Auf beiden Seiten siegte der rechte Flügel, der linke wurde geschlagen. Die Bejenter, gewohnt, von den Römern besiegt zu werden, wurden geworfen und in die Flucht gejagt; die Tarquinienser, die zum ersten Mal mit den Römern kämpften, hielten nicht allein stand, sondern schlugen sogar auf ihrem Flügel die Römer.

Infolge dieses Kampfes befahl den Tarquinius und die Etrusker ein solcher Schrecken, daß beide Heere, die Bejenter sowohl als die Tarquinienser, sich in der Nacht zur Heimkehr aufmachten. Auch erzählt man von diesem Treffen ein Wunder. In der Stille der nächsten Nacht habe aus dem Walde Arfia eine laut schallende Stimme, die Stimme des Silvanus, wie geglaubt wurde, sich hören lassen und erklärt, von

den Etruskern sei einer mehr gefallen, die Römer hätten gesiegt. Und in der That schieden hier die Römer als Sieger, die Etrusker als Besiegte. Denn als der Tag anbrach und kein Feind mehr zu sehen war, ließ der Konsul Publius Valerius die Beute vom Schlachtfelde sammeln und kehrte im Triumph nach Rom zurück, wo er das Leichenbegängnis seines Mitkonsuls mit aller möglichen Pracht abhielt. Zu noch größerer Ehre gereichte dem Brutus die allgemeine Betrübniß, die dadurch besonders ausgezeichnet war, daß die Frauen ihn, wie einen Vater, ein Jahr lang betrauertem, weil er ein so eifriger Rächer der gekränkten weiblichen Ehre gewesen war.

Bald aber geriet Valerius in den Verdacht, er wolle sich zum Könige machen, weil er sich an Stelle des Brutus keinen Amtsgenossen nachwählen ließ und weil er sich oben auf der Velia, einem zwischen dem Palatinus und dem Esquilinus gelegenen Hügel, ein Haus baute. Den Konsul betrübte es sehr, daß ein so unwürdiges Gerücht verbreitet und geglaubt werden konnte. Er berief deshalb das Gesamtvolk, ließ die Viktoren ihre Fasces vor demselben senken und trat so vor die Versammlung. Dies war ein Anblick, wie ihn die Menge sich wünschte; denn es war ein Geständniß, daß die Majestät und Macht des Gesamtvolkes höher stehe, als die des Konsuls. Vor der Versammlung aber pries Valerius den Brutus glücklich, weil er im Dienst des Vaterlandes gefallen sei; den Verdacht, daß er selbst nach dem Throne strebe, wies er von sich, und zum Zeichen dessen ließ er sogleich das Holz und die Steine von der Anhöhe herunter holen und baute sein Haus am Fuße des Hügel. Dann brachte er Gesetze in Vorschlag, welche jeden Verdacht gegen ihn beseitigten und die Stimmung so völlig veränderten, daß sie ihn zum Liebling des Volkes machten und ihm den Beinamen Publikola, d. h. Volksfreund, verschafften. Von diesen Gesetzen gefiel dem großen Haufen am meisten, daß gestattet wurde, gegen jedes Urtheil der Behörden Berufung an das Gesamtvolk einzulegen, und daß jeder verflucht wurde, der versuchen würde, die Königsherrschaft wiederherzustellen. Nachdem Valerius die Annahme dieser Gesetze ohne Mitkonsul bewirkt hatte, um den Dank davon allein zu haben, hielt er eine neue Versammlung zur Nachwahl eines Amtsgenossen. Dieselbe fiel auf Spurius Lucretius, einen hochbejahrten Mann; und als dieser schon nach wenigen Tagen starb, wurde Markus Horatius Pulvillus nachgewählt.

Noch war der Tempel Jupiters auf dem Kapitole nicht eingeweiht. Als die Konsuln deshalb loften, wer ihn weihen sollte, traf das Los den Horatius, und Publikola zog in den Krieg gegen die Vejenter. Seine Verwandten aber waren sehr verdrießlich darüber, daß die Ein-

weihung eines so berühmten Tempels dem Horatius zu teil wurde. Dies wollten sie auf alle Weise hindern, und nachdem sie andere Mittel vergeblich versucht hatten, schrieten sie dem Consul, der schon die Hand an den Pfosten des Tempels gelegt hatte, mitten in der Anrufung der Götter die Nachricht zu, sein Sohn sei gestorben; er habe eine Leiche im Hause, könne also den Tempel nicht weihen. Doch Horatius ließ sich durch diese Nachricht in seinem Vorhaben nicht stören. Er gab zwar den Befehl, die Leiche zu begraben, zog aber die Hand nicht vom Pfosten ab und weihte den Tempel.

Dies sind die Begebenheiten im ersten Jahre nach der Vertreibung der Könige. Darauf wurden Publius Valerius zum zweiten Male und Titus Lucretius Consuln.

14.

Von der Belagerung Roms durch König Porsena von Klusium.

Unterdes waren die Tarquinier zum Lars Porsena, dem Könige von Klusium, geflüchtet, den sie mit Bitten um Hülfe bestürmten, indem sie ihn warnten, er sollte die neue Sitte, Könige zu vertreiben, nicht ungestraft lassen, da dies Beispiel sonst Nachahmung und Verbreitung finden könnte. In der That ließ sich Porsena von ihnen gewinnen und zog mit seinem Heere gegen Rom.

Noch niemals waren die Römer von solchem Schrecken ergriffen worden; so mächtig war damals der klusinische Staat und so groß der Name des Porsena. Sie fürchteten nicht nur die Feinde, sondern noch mehr, daß die römische Bürgerschaft in der ersten Bestürzung durch Wiederaufnahme des Königs den Frieden erkaufen möchte. Deshalb suchte der Senat die Plebejer durch gütige Behandlung zu gewinnen. Namentlich sorgte er für Getreide und beschickte zum Ankaufe desselben das Volkstherland und Kumä. Auch die Salinen wurden jetzt in öffentliche Verwaltung genommen, weil die Pächter beim Verlaufe des Salzes zu hohe Preise forderten. Dann wurden die Armen von den Zöllen und vom Tributum befreit, damit diese Abgaben nur von den Wohlhabenden entrichtet würden, welche die Last tragen könnten. Die Armen, sagte man, leisteten dem Staate genug, wenn sie ihm ihre Kinder erzögen. Durch diese Maßregeln der Römer wurde trotz des Druckes der Belagerung und der Hungersnot die Eintracht unten

den Bürgern erhalten, so daß der königliche Name bei den Niedrigsten ebenso verhaßt war, wie bei den Vornehmsten.

Als die Feinde ankamen, wanderte alles vom Lande in die Stadt, die man durch Posten zu decken suchte, wo nicht die Mauern oder der Liber Sicherheit genug zu gewähren schienen. Allein beinahe wären die Feinde über die Balkenbrücke in die Stadt gedrungen, hätte nicht ein einzelner Mann sie aufgehalten, Horatius Kolles, der zufällig zu der Abteilung gehörte, welche die Brücke bewachen sollte. Als er sah, wie das Janikulum durch Übrumpelung erobert wurde, wie die Feinde von dort in vollem Laufe daherrannten, wie seine Schar in der Bestürzung die Waffen fortwarf und auseinanderlief: da trat er seinen Genossen in den Weg und beschwor sie, doch wenigstens die Brücke mit Brecheisen, Feuer und jeder ihnen möglichen Gewalt zu zerstören. Er selbst wolle indes den Angriff der Feinde aufhalten, soweit ein Einzelner es könne.

Darauf schritt er vor, dem Eingange der Brücke zu; noch zwei der Seinen blieben aus Ehrgefühl bei ihm zurück. Mit ihnen hielt er den ersten Sturm und das ärgste Kampfgetümmel eine Zeit lang aus; auch diese letzten Gefährten hieß er sich in Sicherheit begeben, als von der Brücke nur ein kleiner Teil noch übrig war. Er selbst sperrte, die Beine weit auseinandergespreizt, trotzig die Brücke, bis das Krachen der letzten Balken und das Freudengeschrei der Römer über ihr schnell vollbrachtes Werk die Feinde stußig machte und den Angriff aufhielt. Da rief er: „Vater Tiberinus, ehrfurchtsvoll bitte ich dich, nimm diese Waffen und diesen Krieger gnädig auf in deinen Wellen.“ So sprang er mit voller Rüstung in den Tiber hinab und schwamm trotz der vielen Geschosse, die auf ihn geschleudert wurden, wohlbehalten zu den Seinigen hinüber. Die Bürgerschaft war dankbar für eine so große Tapferkeit; sie errichtete ihm ein Standbild auf dem Platze, wo die Volksversammlungen abgehalten wurden, und schenkte ihm so viel Land, wie er an einem Tage mit dem Pfluge umfurchen konnte. Neben diesen öffentlichen Ehrenbezeugungen wollte ihm auch noch jeder Einzelne seine Dankbarkeit beweisen. Darum entzog sich jeder trotz des großen Mangels nach dem Maße seines Vorrats einen Teil seiner Lebensmittel, um für ihn zusammenzulegen.

Porfena ging, nachdem sein Versuch, die Stadt zu erstürmen, mißglückt war, zur Belagerung über. Er legte auf das Janikulum eine Besatzung und lagerte sich in der Ebene an den Ufern des Tiber. Von allen Seiten ließ er Schiffe herbeiholen teils zur Bewachung, um der Stadt die Zufuhr abzuschneiden, teils um seine Soldaten, wenn sich Gelegenheit zur Beute fände, an mehreren Stellen über den Fluß setzen

zu lassen. Bald machten seine streifenden Truppen das ganze römische Gebiet so unsicher, daß alle Habe, alles Vieh in die Stadt geschafft werden mußte und daß niemand wagte, die Herden vor die Thore zu treiben. Der Consul Valerius ließ den Feind eine Zeit lang gewähren; er gedachte ihn sicher zu machen, um ihn dann unvermutet überfallen zu können. Wirklich gelang es ihm eines Tages, einen großen Trupp der Plünderer einzuschließen und niederzumachen. Seitdem hatten die ausgedehnten Streifereien der Etrusker ein Ende.

Nichtsdestoweniger dauerte die Einschließung fort; Korn war für die höchsten Preise kaum zu haben, und Porfena hatte Aussicht, die Stadt allein dadurch, daß er vor ihr liegen blieb, zu erobern. Dies vereitelte Gajus Mucius, ein junger Patricier, der es unwürdig fand, daß die Römer, die während ihrer Dienstbarkeit unter den Königen in keinem Kriege und von keinem Feinde belagert worden waren, sich jetzt als freies Volk von denselben Etruskern belagern lassen sollten, deren Heere sie so oft geschlagen hatten. Um einer so unwürdigen Lage durch eine kühne That ein Ende zu machen, entschloß er sich, allein mitten in das feindliche Lager zu gehen. Weil er aber fürchtete, die römischen Wachen könnten ihn ergreifen und wie einen Ueberläufer zurückschleppen, so erbat er zuvor die Erlaubnis des Senates. „Ihr Väter,“ sagte er, „ich will über den Tiber und, wenn ich kann, ins feindliche Lager hinein, nicht als Räuber, nicht, um ihnen die Plünderung zu vergelten; unter dem Beistande der Götter wage ich eine größere That.“ Da die Väter ihre Einwilligung gaben, verberg er einen Dolch unter seinem Gewande und machte sich auf. Ins feindliche Lager gelangt, stellte er sich in das größte Gedränge, dicht neben den königlichen Sitz. Zufällig wurde hier eben die Löhnung ausgezahlt, und die Soldaten wandten sich der Reihe nach an einen Schreiber, der neben dem Könige in fast gleichem Schmucke saß. Mucius scheute sich zu fragen, wer von beiden Porfena sei; denn daß er den König nicht kannte, hätte ihn verraten. Deshalb überließ er seine Hand der Führung des Schicksals und tötete statt des Königs den Schreiber, bahnte sich dann mit dem Dolche den Weg durch den Haufen der Bestürzten und eilte davon. Allein die Trabanten ergriffen ihn und brachten ihn zurück vor den Stuhl des Königs. „Ich bin ein römischer Bürger,“ sprach er, „und heiße Gajus Mucius. Als Feind wollte ich einen Feind töten, und ich habe zum Sterben nicht weniger Mut als zum Töten. Im Handeln wie im Leiden sich tapfer zu zeigen, ist römische Art. Auch bin ich nicht der einzige, der solche Gefinnung gegen dich hegt; mir folgt noch eine ganze Reihe von Jünglingen, die nach derselben Ehre trachten. Mache dich also gefaßt, Stunde für Stunde um dein Leben zu kämpfen, den feind-

lichen Dolchen am Eingange deines Königszeltes zu begegnen. Wir, Roms Jünglinge, erklären dir diesen Krieg. Kein Heer, keine Schlacht hast du zu fürchten; dir allein gilt es, und nur mit einzelnen wirst du zu thun haben.“

Von Zorn entbrannt und zugleich durch die Gefahr erschreckt, befohl der König, ihn ins Feuer zu werfen, wenn er nicht sogleich über die so räthselhaft angedeuteten Pläne Näheres erkläre. Mucius aber sprach: „Sieh her und lerne, wie wenig denen der Körper gilt, die hohen Ruhm vor Augen haben!“ Mit diesen Worten streckte er die rechte Hand in das auf einem Opferbecken lodernde Feuer und ließ sie verbrennen, gleich als hätte er alle Empfindung verloren. Außer sich über eine so unerhörte That sprang der König auf und ließ den Jüngling vom Opferfeuer wegreißen. „Geh zurück,“ sagte er, „der du Ugeres gegen dich selbst als gegen mich gethan! Ich würde deine Tapferkeit preisen, wenn sie im Dienste meines Vaterlandes stände. Jetzt entlasse ich dich, frei von Strafe, ohne Hand an dich zu legen oder dir ein Leid zu thun.“ Da sagte Mucius, als wollte er für diese Großmut erkenntlich sein: „Weil du Tapferkeit zu schätzen weißt, so sollst du für deine Wohlthat von mir erfahren, was deine Drohungen nicht erzwoagen. Unser dreihundert, die vornehmsten Jünglinge Roms, haben sich verschworen, auf diese Art dich anzugreifen. Mich traf das Loos zuerst; die übrigen werden, wenn die Reihe an sie kommt, jeder zu seiner Zeit sich einstellen, bis das Geschick dich einem in die Hand liefert.“

Als Mucius, der nachher vom Verluste seiner rechten Hand den Namen Scävola (Linkhand) bekam, nach der Stadt zurückkehrte, folgten ihm Gesandte des Porjena. Die Aussicht, daß die Gefahr für sein Leben, der er soeben nur durch einen Zufall entgangen war, sich noch oft wiederholen werde, erregte ihn so, daß er es für zweckmäßig hielt, den Römern Friedensvorschläge zu machen. Zuerst verlangte er allerdings die Wiedereinsetzung der Tarquiniier; als die Römer aber nicht darauf eingingen, begnügte er sich damit, daß sie das den Bejentern entriffene Land herausgaben und ihm Geiseln stellten. Als der Friede unter diesen Bedingungen geschlossen war, führte Porjena sein Heer zurück und räumte das römische Gebiet.

Dem Mucius schenkten die Väter zum Lohne seiner Tapferkeit ein Stück Landes jenseit des Tiber, welches später die Mucische Wiese hieß. Da die Tapferkeit so geehrt wurde, fühlten sich auch die Frauen zu rühmlichen Thaten getrieben. Die Jungfrau Klölia, eine von den Geiseln, mußte den Umstand, daß das etruskische Lager nahe am Ufer des Tiber stand, täuschte ihre Wächter, schwamm den übrigen Mädchen

voran unter den Pfeilen der Feinde durch den Strom und brachte alle wohlbehalten nach Rom zu den Ihrigen. Als dies dem Könige gemeldet wurde, geriet er zuerst in Zorn und schickte Gesandte nach Rom, durch die er jedoch nur seine Geißel Klölia zurückfordern ließ, da er auf die anderen Mädchen keinen Wert lege. Bald aber ging sein Zorn in Bewunderung über, und er erklärte, die Verweigerung der Auslieferung werde er als Friedensbruch ansehen; wenn ihm aber Klölia ausgeliefert werde, wolle er sie unverlezt den Ihrigen zurückschicken. Von beiden Seiten hielt man Wort; die Römer schickten das tapfere Mädchen zurück, der etruskische König aber gab sie wieder frei und ehrte sie dadurch, daß er einen Teil der jungen Römer, die noch als Geißeln in seinem Lager waren, frei gab und ihr erlaubte, zu diesem Zwecke diejenigen auszusuchen, welche sie wolle. Als sie ihr sämtlich vorgeführt wurden, wählte sie die noch unerwachsenen. Nach der Wiederherstellung des Friedens belohnten die Römer diesen für ein Weib ungewöhnlichen Heldenmut mit einem Standbilde, das die Klölia zu Pferde sitzend darstellte und oben auf der Höhe der Heiligen Straße errichtet wurde.

Als Porfena den römischen Krieg aufgab, wollte er doch den Feldzug in diese Gegenden nicht ganz umsonst unternommen haben und schickte deshalb seinen Sohn Aruns mit einem Teile des Heeres gegen die Stadt Aricia. Die Ariciner aber fanden bei den Völkerschaften Latiums und bei Romä Unterstützung, so daß es ihnen gelang, die Etrusker zu umzingeln und niederzumachen. Nur wenige retteten sich mit Verlust ihres Feldherrn und ihrer Waffen nach Rom. Hier wurden sie gültig aufgenommen und in die Häuser verteilt. Als sie von ihren Wunden wieder geheilt waren, gingen einige nach Hause und rühmten die gastfreundliche Verpflegung; andere hielt die Liebe zu ihren Wirten und zu der Stadt in Rom zurück. Im Jahre darauf entließ Porfena die noch übrigen Geißeln und gab auch das Stück Vejenterland, das ihm durch den Friedensvertrag abgetreten worden war, den Römern zurück.

15.

Von der Einsetzung der Diktatur.

Als König Tarquinius die Hoffnung schwinden sah, die er auf den Porfena gesetzt hatte, flüchtete er zu seinem Eidam Oktavius Mamilius nach Tusculum und suchte mit dessen Hilfe die Latiner gegen Rom zu heben. Wirklich gelang ihm dies allmählich, und dreißig Völkerschaften vereinigten sich unter der Anführung des Mamilius.

Da die Gefahr groß war, beschloß der Senat, an Stelle der beiden Konsuln einen anderen höchsten Beamten einzusetzen, der über Krieg und Frieden und über alles andere zu entscheiden hätte, der mit unumschränkter Gewalt ausgestattet und für alles, was er anordnete oder that, keiner Rechenschaft unterworfen wäre. Auch sollte es nicht gestattet sein, gegen Anordnungen oder Urtheilssprüche des neuen Alleinherrschers, den man Diktator nannte, Berufung an das Volk einzulegen; doch wurde die Dauer seines Amtes auf sechs Monate beschränkt, nach deren Ablauf die Konsuln ihr Amt wieder anzutreten hätten. Der Beschluß des Senates wurde von der Volksversammlung zum Gesetz erhoben, und zugleich wurde dem Senate überlassen, einen der Konsulare, d. h. der gewesenen Konsuln, zum Diktator zu ernennen. Der Senat wiederum beauftragte damit den Consul Albius, und dieser ernannte seinen Amtsgenossen Titus Larcus zum Diktator.

Larcus begann damit, daß er einen Reiterobersten ernannte, der die höchste Gewalt nach dem Diktator haben sollte. Dies ist seitdem stehender Brauch geworden, den jeder spätere Diktator beim Antritt seines Amtes befolgt hat. Um dann die Größe seiner Macht auch äußerlich erkennbar zu machen, befahl Larcus den Viktoren, die Beile in ihre Rutenbündel zu stecken und sie ihm so auch in der Stadt vorzutragen. Dies war unter den Königen üblich gewesen, von den Konsuln aber unterlassen worden, seit Valerius Publiliola verordnet hatte, daß die Beile innerhalb der Stadt nicht aufgesteckt werden sollten. Als es jetzt zum ersten Male wieder geschah, da erregte das Auftreten des Diktators große Furcht. Um so mehr bemühte sich nun jeder, aufs Wort zu gehorchen; denn jetzt konnte man nicht, wie bei den Konsuln, welche beide gleiche Macht hatten, den Schutz des anderen Konsuls erbitten oder Berufung an das Volk einlegen, sondern es blieb nichts übrig, als unbedingt zu gehorchen.

Nachdem der Diktator so die Unruhigen geschreckt hatte, nahm er die Schätzung nach der Einrichtung des Servius Tullius vor und vollendete sie in kurzer Zeit, da er die Säumigen mit großen Strafen bedrohte. Es fanden sich dabei 150 700 Römer im mannbaren Alter, und aus den kriegspflichtigen derselben wurde sofort das Heer gebildet.

Zugleich aber hatte der Diktator Gesandte an die Latiner geschickt, um zu versuchen, ob er den Streit auf friedlichem Wege beilegen könnte, und es war ihm gelungen, Waffenstillstand auf ein Jahr zu schließen. Deshalb konnte er, noch ehe die sechs Monate seiner Amtszeit verstrichen waren, die Diktatur niederlegen, ohne während derselben über irgend einen Römer Tod, Verbannung oder sonst eine schwere Strafe verhängt zu haben.

Von der Schlacht am See Regillus.

Wenige Jahre später erhoben sich Mamilius und die Latiner von neuem. Die Römer ernannten deshalb den Aulus Postumius zum Diktator, und dieser erkor sich den Titus Mbutius zum Reiterobersten. Mit beträchtlichen Streitkräften an Fußvolk und Reiterei zogen sie dem Feinde entgegen bis an den See Regillus im Tuskulanischen, und als man hier erfuhr, daß die Tarquinier beim Heere der Latiner seien, ließ sich der Zorn nicht länger zurückhalten. Sofort eilte man zum Kampf, der infolge dessen überaus heftig und erbittert wurde. Auch die Anführer auf beiden Seiten beschränkten sich nicht darauf, die Schlacht durch ihre Einsicht zu leiten, sondern mischten sich selbst in das Gemühl und stritten Mann gegen Mann, so daß außer dem römischen Diktator fast keiner der Vornehmen ohne Wunde aus dem Treffen kam.

Eben gegen den Diktator, der in der ersten Schlachtreihe die Seinigen ermahnte und ordnete, sprengte gleich anfangs König Tarquinius heran, wiewohl er seines Alters wegen nicht mehr so rüstig war wie ehedem. Als er an der Seite verwundet wurde, brachten die Seinigen ihn in Sicherheit. Auf dem anderen Flügel griff indessen Mbutius den Oktavius Mamilius an, der ihn erkannte und gleichfalls sein Pferd gegen ihn lenkte. So heftig war der Stoß ihrer Lanzen, daß des Mbutius Arm durchbohrt und Mamilius an der Brust verwundet wurde. Mbutius konnte den Speer nicht mehr halten und mußte die Schlacht verlassen; Mamilius wurde von den Seinigen in die zweite Schlachtreihe zurückgebracht und fuhr fort, von hier aus seine Truppen immer aufs neue anzufeuern. Da er sie wanken sah, zog er die Kohorte der römischen Verbannten heran, die von Lucius Tarquinius befehligt wurden. Um den Verlust ihrer Güter und ihres Vaterlandes zu rächen, kämpften sie mit größter Erbitterung, und es gelang ihnen, den Kampf wiederherzustellen. Schon wichen hier die Römer zurück, als Markus Valerius, des Publikola Bruder, den Lucius Tarquinius erblickte, wie er mit jugendlichem Ungestüm in der ersten Reihe der Verbannten sich zeigte. Begierig, den Ruhm seines Geschlechtes zu mehren und ihm die Ehre zu gewinnen, die Könige nicht bloß vertrieben sondern auch getötet zu haben, spornte Valerius sein Pferd und sprengte mit eingelegter Lanze gegen Tarquinius heran. Dieser aber trat vor dem drohenden Gegner in die Reihen der Seinigen zurück, und da Valerius ihm unbedonnen mitten unter die Verbannten nacheilte, so griff ihn

einer von der Seite an und durchrannte ihn, daß er sterbend zur Erde sank. Als der Diktator wahrnahm, daß ein solcher Mann fiel, ja daß die Verbannten im Sturmschritt unaufhaltsam in die Reihen der Seinen eindrangen, da befahl er der Kohorte auserlesener Leute, die er zu seiner Bedeckung um sich hatte, jeden Römer, den sie fliehen sähen, als Feind zu behandeln. So von beiden Seiten bedroht, wandten sich die Römer wieder gegen den Feind und brachten das Gefecht zum Stehen. Die Kohorte des Diktators rückte jetzt zuerst vor, griff mit ungeschwächter Kraft und frischem Mute die ermüdeten Verbannten an und schlug sie nieder.

Nun begann der Kampf zwischen den Anführern von neuem. Denn als der latiniſche Feldherr bemerkte, daß die Kohorte der Verbannten von dem Diktator fast umzingelt war, nahm er einige Kotten aus dem Rückhalt und führte sie in die vorderste Schlachtreihe. Der Legat Titus Herminius sah sie herankommen und erkannte den Mamilius. Mit noch größerer Wut, als vorher der Reiteroberst, begann er den Kampf und durchbohrte ihm mit einem Stoße die Seite; doch eben im Begriffe, dem Leichnam die Rüstung abzunehmen, wurde er selbst von einem Wurfspee getroffen. Als Sieger zwar, doch sterbend wurde er ins Lager zurückgebracht und hauchte sein Leben aus, als man eben anfing ihn zu verbinden.

Da das Fußvolk ermüdet war, eilte der Diktator jetzt zu den Reitern und bat sie, von den Pferden zu steigen und in den Kampf einzutreten. Sie gehorchten sofort, sprangen von den Pferden und flogen mit ihren Reiterſchilden vor in die erste Reihe. Auch das Fußvolk faßte neuen Mut, als die vornehmen Jünglinge in gleichem Kampfe die Gefahr mit ihm teilten. Nun erst begannen die Latiner zu wanken, und ihre erschütterten Reihen wandten sich zur Flucht. Zur Verfolgung wurden den Reitern schnell ihre Pferde gebracht, hinter ihnen rückte das Fußvolk vor. Um den Eifer zu spornen, soll der Diktator Belohnungen ausgesetzt haben für die beiden ersten, die ins feindliche Lager gelangten. Und so ungestüm drangen die Römer vor, daß es schnell erobert wurde.

Auf diese Weise wurde am See Regillus gestritten. Als Sieger konnte der Diktator in die Stadt zurückkehren; Tarquinius aber ging nach Kuma, wo er drei Jahre später starb.

Vom Auszuge der Plebejer auf den Heiligen Berg. ⁴⁹⁴
v. Chr.

Während der nächsten Jahre wurden noch einige Kriege mit den Volkern und mit den Latinern geführt; auch wurde die Kolonie in Signia durch Hinfendung neuer Ansiedler verstärkt und die Stadt Rom mit ihrem Gebiete in einundzwanzig Tribus eingetheilt.

Noch war der Krieg mit den Volkern nicht beendigt, als in der Stadt selbst heftiger Streit zwischen den Vätern und den Plebejern ausbrach. Denn so lange Tarquinius lebte, waren die Patricier zwar äußerst gefällig gegen die letzteren gewesen, seit seinem Tode aber hatten sie angefangen, ihnen Unrecht zu thun. Hauptsächlich wegen der Plebejer, die Schulden halber verhaftet wurden, entstand die Erbitterung. Diese murrten laut, wenn sie im Kriege für Roms Freiheit und Herrschaft ihr Leben gewagt hätten, würden sie zu Hause von ihren Mitbürgern in Schuldhast gehalten und mit Ketten belastet; ihre Freiheit sei gesicherter im Kriege als im Frieden, unter Feinden als unter den Mitbürgern. Die Erbitterung wuchs fortwährend, und das besonders auffallende Glend eines einzelnen brachte sie endlich zum Ausbruche. Ein hochbetagter Mann stürzte nämlich mit allen Zeichen seiner Leiden auf das Forum; sein Kleid war mit Schmutz bedeckt, und noch kläglich war der Anblick seines blassen und in Abzehrung verfallenen Körpers; Bart und Haare waren lang gewachsen und gaben seinem Gesichte ein verwildertes Aussehen. Trotz dieser Entstellung erkannten ihn mehrere und sagten, er sei lange Hauptmann gewesen, und unter allgemeinem Bedauern wurden verschiedene seiner Ehrenthaten im Kriege berichtet. Er selbst enthüllte die Spuren manches ehrenvollen Kampfes, seine Narben vorn auf der Brust. Auf die Frage, wie er in diese Lage und zu diesem elenden Aussehen gekommen; erzählte er der Menge, die ihn wie eine förmliche Versammlung umstand: „Als ich während des Sabinerkrieges im Felde stand, haben die Feinde mein Haus niedergebrannt, alles gepfändet, das Vieh weggetrieben und den Acker so verwüstet, daß ich gar nichts ernten konnte. Dennoch wurde trotz meines Unglücks das Tributum von mir gefordert. Da habe ich Schulden machen müssen. Die sind dann durch die Zinsen so gewachsen, daß ich meinen vom Vater und Großvater ererbten Acker und alles übrige verloren habe. Wie ein Krebschaden haben sie um sich gegriffen, so daß ich zuletzt meine Person habe hergeben müssen: als Leibeigener bin ich von meinem Gläubiger nicht nur zum Dienst gezwungen, sondern sogar

in das Arbeitshaus und die Marterkammer gebracht worden.“ Dabei zeigte er seinen durch die frischen Spuren der Schläge entstellten Rücken.

Bei diesem Anblicke und dieser Erzählung erhob sich ein allgemeines Geschrei, das sich nicht auf das Forum beschränkte, sondern alsbald die ganze Stadt durchlief. Schuldknechte mit und ohne Fesseln stürzten von allen Seiten auf die Straße und riefen laut die Hülfe ihrer Mitbürger an. Durch alle Straßen eilten wild schreiende Haufen zum Forum und hätten sich fast an einigen zufällig anwesenden Vätern vergriffen, wenn nicht die Konsuln Publius Servilius und Appius Klaudius herbeigeeilt wären, den Aufruhr zu dämpfen. An sie wandte sich die Menge, wies ihnen die Fesseln und die anderen schimpflichen Zeichen erduldeten Glends. Ob sie das wohl verdient hätten, fragten sie und erzählten von ihren Kämpfen, in denen sie sich, der eine hier, der andere dort, ausgezeichnet hätten.

Indessen gelang es dem Consul Servilius, das Volk zu beschwichtigen und auf die Maßregeln zu vertrösten, welche der Senat ergreifen werde. Im Senate vermochte er aber nichts durchzusetzen, weil die große Mehrzahl der Patricier von einer Abänderung der Schuldgesetze nichts wissen wollte. Im folgenden Jahre kam es daher zu neuen Bewegungen in der Stadt, während eben ein schwerer Krieg bevorstand, da Volcker, Auer und Sabiner zu den Waffen gegriffen hatten. In dieser Not wurde Manius Valerius zum Diktator ernannt, ein Bruder des Publius Valerius, dem die Plebejer das Gesetz über die Berufung an das Volk verdankten. Zu diesem hatten sie Zutrauen, glaubten seinen Versprechungen und zogen unter seiner Führung freudig gegen die Feinde. Dieselben wurden völlig geschlagen, im Triumph zog der Diktator in die Stadt ein. Um ihm eine besondere Ehre zu erweisen, wurde für ihn und seine Nachkommen ein besonderer Schauplatz an der Rennbahn eingerichtet und ein kurulischer Stuhl daselbst aufgestellt.

Die Anträge aber, die er im Senate zu Gunsten der Plebejer stellte, wurden verworfen. Darauf sprach Valerius: „Wegen der Zwietracht im Innern und des Krieges von außen hab ich mich zum Diktator gewählt. Auswärts ist der Friede hergestellt; den inneren Frieden aber wollt ihr nicht. Da will ich meinen Mitbürgern nicht länger vergebliche Hoffnungen machen, noch vergebens Diktator sein. Falls es zum Aufruhr kommt, bin ich lieber Privatmann als Diktator.“ Mit diesen Worten legte er sein Amt nieder und verließ die Kuria. Den Plebejern war es klar, daß er aus Verdruß über ihre Lage abgedankt habe und daß es nicht an ihm liege, wenn sein Versprechen nicht gehalten werde. Gleich als hätte er es erfüllt, begleiteten

sie ihn unter Beweisen des Wohlwollens und Dankes bis zu seinem Hause.

Dann faßten sie einen ernsten Entschluß. Noch war das Heer nicht entlassen, noch waren die Bürger nach ihrer Kriegspflicht geordnet. In dieser Ordnung zogen die Soldaten nach dem Rate eines gewissen Sicinius auf den Heiligen Berg, der jenseit des Flusses Anio, dreitausend Schritt von der Stadt liegt. Hier schlugen sie ohne Anführer ein festes Lager mit Wall und Graben auf, hielten sich mehrere Tage ganz ruhig, nahmen nichts fort, als die nötigen Lebensmittel, wurden von niemand angegriffen und vergriffen sich an niemand.

In der Stadt herrschte indes große Bestürzung, und alle schwebten in gegenseitiger Furcht. Die von den Ihrigen zurückgelassenen Plebejer fürchteten Gewalt von den Vätern; die Väter fürchteten die zurückgebliebenen Plebejer und wußten nicht, ob sie wünschen sollten, daß dieselben blieben, oder gleichfalls abzögen. Man fragte sich, wie lange der ausgezogene Haufe sich wohl ruhig verhalten würde, und was geschehen sollte, wenn ein auswärtiger Krieg entstände. Denn die Wohlfahrt des Staates beruhte auf der Einigkeit unter den Mitbürgern, diese mußte also um jeden Preis wiederhergestellt werden. Man beschloß deshalb, den Menenius Agrippa, einen beredten und bei den Plebejern beliebten Mann, zum Zwecke der Unterhandlung hinauszuschicken. Er wurde ins Lager gelassen und soll in schmuckloser Rede Folgendes erzählt haben: „Einst, als im Menschen noch nicht alles so zusammenstimmt wie jetzt, sondern jedes Glied noch seinen eigenen Willen und seine eigene Sprache besaß, verdroß es die übrigen Glieder, daß ihre Sorge, Arbeit und Dienstleistung alles nur für den Magen herbeischaffte, dieser aber, ruhig in der Mitte, nichts weiter that, als daß er sich in den ihm zugeführten Genüssen sättigte. Sie verabredeten sich also, die Hände sollten keine Speise zum Munde führen, der Mund sie nicht annehmen, die Zähne sie nicht zermalmen. So glaubten sie den Magen durch Hunger zu bezwingen, aber bei diesem Streite kamen die Glieder selbst und der ganze Körper auf den höchsten Grad der Abzehrung. Dadurch erkannten sie, daß auch das Geschäft des Magens nicht bloß im Genießen bestehe, und daß er ebenso, wie er genährt werde, auch selbst wieder nähre, indem er das durch Verdauung der Speise entstandene Blut, durch welches wir leben und gedeihen, gleichmäßig auf die Adern verteile und so allen Gliedern des Körpers zurückgebe, was er von ihnen empfangen habe.“

Durch die Vergleichung dieses inneren Aufruhrs im Körper mit der Erbitterung der Plebejer gegen den Senat soll Menenius seine Zuhörer umgestimmt haben. Es kam zu Unterhandlungen über die Aus-

föhnung, und den Plebejern wurde eingeräumt, daß sie ihre eigene Obrigkeit haben sollten, daß diese unverleßlich und zu ihrem Schutze gegen die Consuln verpflichtet und daß keinem von den Vätern erlaubt sein sollte, dies Amt zu bekleiden. Dies Gesetz wurde feierlich beschworen. Ihm zufolge wurden zwei Volkstribunen (tribuni plebis) erwählt, Gajus Licinius und Lucius Albinus, die sich noch drei Amtsgenossen gaben, unter ihnen den Sicinius, der den Auszug in Vorschlag gebracht hatte.

18.

Von Gajus Marcius Coriolanus.

Nicht lange nach dem Auszuge der Plebejer geschah es, daß in Rom die Lebensmittel sehr teuer wurden und bald eine wirkliche Hungersnot entstand, wie sie sich sonst nur in belagerten Städten einzustellen pflegt. Die Sklaven und die Ärmeren würden zu Grunde gegangen sein, wenn nicht die Consuln Vorkehrungen getroffen und sich überall bemüht hätten, Getreide aufzukaufen. Sie schickten nicht nur nach Etrurien, längs der Küste zur Rechten von Ostia aus, und durch das Volksterland links am Meere hinab bis Kumä, sie ließen sogar in Sicilien nachfragen. So entfernte Hülfe in Anspruch zu nehmen, nötigte sie der Haß ihrer Nachbarn. In Kumä nämlich wurden die Schiffe und das aufgekaufte Getreide von dem dortigen Tyrannen Aristodemus zurückgehalten als Ersatz für die Güter der Tarquinier, deren Erbe er war. Im Volkstischen und Pomptinischen wurde nicht einmal der Kauf gestattet; ja die Käufer liefen selbst Gefahr, öffentlich mißhandelt zu werden. Nur aus Etrurien wurde auf dem Tiber Getreide herbeigeschafft, mit dem man das Volk hinhielt.

Endlich kam aus Sicilien eine große Menge Getreide an, und im Senate stritt man darüber, zu welchem Preise es den Plebejern gelassen werden sollte. Viele glaubten, nun sei es Zeit, die Plebs zu demütigen und die Rechte zurückzunehmen, welche dieselbe durch ihren Auszug den Vätern mit Gewalt entrißen habe. Vor anderen war dieser Meinung Gajus Marcius Coriolanus, der sich im Kampfe gegen die Volster sehr hervorgethan und die Stadt Corioli erobert hatte. „Wollen sie den alten Kornpreis,“ sagte er, „so mögen sie den Vätern ihre alten Rechte wiedergeben. Weshalb sollen wir dulden, daß Plebejer zu Beamten gewählt werden, daß ein Mann wie der Sicinius so mächtig ist? Wir haben den König Tarquinius vertrieben, sollen wir uns etwa einen König Sicinius gefallen lassen? Jetzt mag er hinziehen, mag das Volk

hinausführen; der Weg zum Heiligen Berge und zu anderen Hügeln steht offen. Laßt sie doch das Korn auf unsern Feldern rauben, wie sie es vor drei Jahren raubten. Damals hinderten sie durch ihren Auszug unter den Waffen die Bestellung der Felder; jetzt, dafür möchte ich einstehen, werden sie bereitwilliger sein, selbst Hand anzulegen zu ihrer Bebauung.“

Sogar die Väter hielten diesen Vorschlag für grausam. Die Plebejer hätten in ihrem Zorne beinahe zu den Waffen gegriffen. „Jetzt nimmt man gar den Hunger zu Hülfe,“ so lärmten sie, „um uns zu bekämpfen, man will uns das Brot unterschlagen. Das fremde Getreide, jetzt unser einziges Nahrungsmittel, soll uns vor dem Munde weggerissen werden, wenn die Tribunen nicht dem Gajus Marcius gebunden überliefert, wenn die Rücken der römischen Bürger nicht seinem Übermuth preisgegeben werden.“

Man hätte ihn angefallen, als er aus der Kuria trat, wenn ihm nicht die Tribunen einen Gerichtstag bestimmt hätten. Dadurch legte sich der Zorn; jeder sah sich zum Richter seines Feindes, zum Herrn über Leben und Tod desselben gemacht.

Anfangs hörte Marcius die Drohungen der Tribunen mit Verachtung an. Ihrem Amte, sagte er, sei das Recht des Beistandes verliehen, nicht das der Strafe; sie seien Tribunen der Plebejer, nicht der Väter. Die Erbitterung der Plebejer aber war so groß, daß die Väter sie nur beschwichtigen konnten, wenn sie die Bestrafung des einen zugeben. Gleichwohl leisteten sie Widerstand und gaben sich große Mühe, Marcius zu retten. Zuerst machten sie den Versuch, die ganze Klage dadurch zu hintertreiben, daß sie durch ihre Klienten diesen und jenen bereden ließen, sich von den Zusammenrottungen und Versammlungen der Plebejer fernzuhalten. Als dies keinen Erfolg hatte, wendeten sie sich an die Plebejer mit der Bitte, ihnen zu Liebe nur dies einzige Mal einem Mitbürger, einem Senator, wenn sie ihn nicht für unschuldig erkennen wollten, doch die Strafe zu schenken.

Als Marcius aber an dem bestimmten Tage nicht vor Gericht erschien, dauerte die Erbitterung fort. In seiner Abwesenheit wurde er verurteilt und ging zu den Volkstern in die Verbannung, Drohungen gegen sein Vaterland ausstoßend und von feindlicher Gesinnung erfüllt. 491
p. 67r.

Die Volkster nahmen ihn gütig auf, und ihr Wohlwollen wuchs mit jedem Tage, je lauter aus ihm der Zorn gegen seine Mitbürger sprach, je öfter er in Klagen und Drohungen ausbrach. Er hatte seine Wohnung beim Attius Tullius, der damals bei weitem der angesehenste Mann unter den Volkstern und von jeher der Römer bitterer Feind war. Gemeinschaftlich entwarfen sie einen Plan zum Kriege mit Rom.

Sie hielten es aber nicht für leicht, die Volster dahin zu vermögen, daß sie die so oft zu ihrem Schaden versuchten Waffen abermals ergriffen. Deshalb legten sie es darauf an, die Gemüther von neuem aufzureizen.

Eben feierte man in Rom die Großen Spiele. Zu dieser Festlichkeit kam auf Veranlassung des Attius Tullius eine große Anzahl Volster. Ehe nun die Spiele begannen, ging Tullius, wie er es zu Hause mit dem Marcus verabredet hatte, zu den Konsuln, machte sie aufmerksam auf die Menge der Volster, die nach Rom gekommen seien, und warnte sie dringend vor der Unbesonnenheit und Berwegenheit derselben. Er selbst werde sogleich nach Hause abreisen, um allem fern zu sein, was etwa vorkommen könnte.

Auf solche Weise gewarnt, beschloß der Senat, daß alle Volster noch vor der Nacht die Stadt verlassen sollten, und ließ diesen Beschluß durch Herolde überall ausrufen. In großer Bestürzung eilten die Volster in ihre Herbergen, um ihre Sachen mitzunehmen; dann zogen sie ab, unwillig einander klagend, daß man sie von Spielen, von einer Feier, zu der sich gewissermaßen Götter und Menschen zusammenfänden, wie eine Bande Verbrecher und Unreiner hinweggewiesen habe. Unterwegs schloß Tullius sich ihnen an, der bis zur Ferentinschen Quelle vorangereist war. Er schürte ihre Erbitterung und forderte sie zum Kriege gegen die Stadt auf, in der man sie so schimpflich behandelt habe. Voll heftigen Zornes gingen sie auseinander in ihre Heimat, und da jeder seine Landsleute aufstachelte, so bewirkten sie, daß alle Stämme der Volster sich gegen Rom erhoben.

Zu Feldherren für diesen Krieg wurden Attius Tullius und Gajus Marcus gewählt, indem man gerade auf den letzteren ganz besondere Hoffnung setzte. Diese Hoffnung täuschte er nicht, und man erkannte, daß die Stärke der Römer mehr auf ihren Feldherren, als auf ihrem Heere beruhte. Zuerst zog er vor Circeji, verjagte dort die römischen Ansiedler und überlieferte die befreite Stadt den Volkern. Hierauf eroberte er die Städte Satricum, Longula, Poluska, Korioli, Bovillä, die erst seit kurzem den Römern gehörten, dann Labinium. Von dort ging er auf Querpfeilen nach der latinischen Straße und nahm die Städte Korbio, Betellia, Trebia, Labikum, Pedum. Von Pedum endlich zog er vor Rom, schlug bei den Kluilischen Gräben, fünftausend Schritt von der Stadt, sein Lager auf und verwüstete ringsum das römische Gebiet. Doch ließ er die Plünderer von ortskundigen Leuten begleiten und befahl ihnen, die Grundstücke der Patricier zu verschonen, entweder weil er feindseliger gegen die Plebejer gesinnt war, oder um Zwietracht zwischen ihnen und den Vätern zu stiften. Und sicher wäre sie ent-

standen, da die Volkstribunen die an und für sich schon erbitterte Plebs gegen die Väter aufreizten; allein die Furcht vor dem äußeren Feinde, das stärkste Band der Eintracht, hielt Väter und Plebejer zusammen, so argwöhnisch und erbittert sie auch waren. Nur darin blieben sie uneinig, daß der Senat und die Konsuln ihre Hoffnung auf die Waffen setzten, die Plebejer hingegen alles lieber wollten als den Kampf.

Die Konsuln Spurius Mautius und Sextus Furius waren eben beschäftigt, die Truppen zu mustern und auf die Mauern und anderen Plätze, wo Posten und Wachen stehen sollten, zu verteilen, als ein großer Volkshaufe mit aufrührerischem Geschrei den Frieden forderte und sie zwang, den Senat zu versammeln und auf Verhandlungen mit Gajus Marcius anzutragen. Da die Väter so offenbar den Mut der Plebejer wanken sahen, willigten sie in diese Forderung und ließen dem Marcius Friedensvorschläge machen. Die Gesandten aber kamen mit einer harten Antwort zurück, und als sie zum zweiten Male nach dem Lager gingen, wurden sie gar nicht hineingelassen. Auch die Priester sollen, mit den Zeichen ihres Amtes geschmückt, in feierlich flehendem Aufzuge zum feindlichen Lager hinausgegangen sein, den Gajus Marcius aber ebenso wenig umgestimmt haben, wie die Gesandten.

Da versammelte sich ein zahlreicher Kreis von edlen Frauen bei des Koriolanus Mutter Veturia und seiner Gattin Volturnia. Sie bewirkten, daß sowohl Veturia, so hochbetagt sie war, als auch Volturnia, zwei kleine Söhne des Marcius auf den Armen, mit ihnen nach dem Lager der Feinde gingen, um die Stadt, welche Männer mit den Waffen nicht verteidigen konnten, durch weibliche Bitten und Thränen zu retten. Wie aber Koriolanus weder durch die Würde der Staatsgesandten noch durch die Feierlichkeit des Priesteraufzugs bewegt worden war, so zeigte er anfangs die gleiche Härte, als ihm gemeldet wurde, ein langer Zug von Frauen sei vor dem Lager angelangt. Da sagte einer seiner Vertrauten, der die trauernde Veturia erkannte, wie sie zwischen Schwiegertochter und Enkeln dastand: „Sieh da! wenn meine Augen mich nicht trügen, so sind dort deine Mutter, deine Gattin und deine Kinder.“ Wie sinnlos flog Koriolanus von seinem Stuhle auf, mit ausgebreiteten Armen der Mutter entgegen; sie aber, statt zu bitten, überließ sich dem Zorne. „Ehe ich deine Umarmung annehme,“ sprach sie, „laß mich wissen, ob ich zu einem Feinde, oder zu meinem Sohne gekommen, ob ich in deinem Lager Gefangene, oder Mutter bin. Mußte mein langes Leben, mein unglückliches Alter mich dazu aufsparen, daß ich dich erst verbannt und jetzt sogar als Feind sähe? Dies Land konntest du verheeren, das dich gezeugt, dich genährt hat? Wenn du auch mit

noch so erbittertem, noch so drohendem Grimme kamst, mußte dein Zorn nicht erlöschen, als du die Grenze betratest? Regte sich nicht, als du Roms anständig wurdest, der Gedanke in dir: In jenen Mauern habe ich Haus und Hausgötter, Mutter, Gattin und Kinder? Wahrlich, wenn ich dich nicht geboren hätte, so würde Rom jetzt nicht belagert; wenn ich keinen Sohn hätte, so könnte ich als Freie im freien Vaterlande sterben. Doch mich kann schon nichts mehr treffen, was nicht dir mehr Schande brächte, als mir Unglück. Denn wie elend ich auch sein mag, ich werde es nicht lange sein. An diese hier denke, die, wenn du weiter gehst, ein früher Tod oder dauernde Knechtschaft erwartet.“

Die Bitten seiner Gattin und seiner Kinder, das in der ganzen Schar der Weiber sich erhebende Weinen, ihre Wehklage über sich und über ihr Vaterland brachen endlich seinen harten Sinn. Er umarmte die Seinigen und entließ sie; dann brach er sein Lager ab und zog sich zurück. Als er endlich die Legionen ganz aus dem Römischen abführte, soll er von den darüber erbitterten Volkern getötet worden sein. Doch sind über die Art seines Todes die Angaben der Schriftsteller verschieden. Fabius, der bei weitem älteste Gewährsmann, berichtet, daß Koriolanus noch in Greisesjahren gelebt habe. Denn er führt an, derselbe sei als ein hochbejahrter Mann in die Worte ausgebrochen, für einen Greis sei die Verbannung doch gar zu jammervoll.

Den Frauen Roms wurde die ihnen gebührende Ehre nicht vor-enthalten. Zum Gedächtnis daran, daß sie die Stadt gerettet hatten, wurde ein Tempel erbaut und dem Glücke der Frauen geweiht.

19.

Von Spurius Cassius.

Während der Kämpfe mit den Volkern hatte der Konsul Spurius Cassius neue Bündnisse mit den Latinern und Hernikern abgeschlossen. Nicht lange darnach, als er zum dritten Male Konsul war, schlug er vor, einen von den Feinden abgetretenen Landstrich zur Hälfte unter die Bundesgenossen, zur anderen Hälfte unter die Plebejer zu verteilen. ⁴⁸⁶ Zugleich behauptete er, daß ^{2.) 697.} ein großer Teil der dem Staate gehörenden Grundstücke widerrechtlich von einzelnen in Besitz genommen worden sei. Er beantragte deshalb, daß alle Staatsländereien abgegrenzt und zum Teil verpachtet, zum Teil den Plebejern angewiesen würden. Dadurch sahen sich viele von den Vätern, die jene Staatsländereien im Besitz hatten, ohne Zins davon zu zahlen, mit dem Verluste des Ihrigen bedroht. Außerdem aber befürchteten die Väter, daß der Konsul durch

diese Spende sich einen Anhang verschaffen könnte, der für die Freiheit gefährlich wäre.

Dies war das erste Mal, daß der Vorschlag, die Ländereien zu teilen, öffentlich gemacht wurde, und so oft er seitdem wiederholt worden ist, hat er stets die größten Bewegungen hervorgerufen. Virginius, der andere Konsul, widersetzte sich dieser Schenkung unter dem Beistande der Väter und hatte nicht einmal alle Plebejer gegen sich, weil viele derselben damit unzufrieden waren, daß Cassius einen Teil der Äcker den Bundesgenossen zuwenden wollte. Oft hörten sie dann, wie der Konsul Virginius in seinen Reden erklärte, sein Amtsgenosse mache ihnen dies Geschenk zu ihrem Verderben. Wenn sie es annähmen, würden sie die Knechtschaft davon ernten, weil er sich den Weg zum Throne damit bahnen wolle. Weshalb würden sonst die Bundesgenossen dazugezogen, sogar die Herniker, die eben erst in die Bundesgenossenschaft eingetreten seien? Weshalb sonst, als weil Cassius die Absicht habe, wie ein zweiter Koriolanus sich an die Spitze dieser Völker zu stellen?

So standen sich die beiden Konsuln gegenüber. Um beide scharte sich eine große Zahl von Leuten; die Ärmeren hielten zu Cassius, die Vornehmen zu Virginius. Allmählich aber fand Virginius auch bei der Menge und bei den Tribunen Beifall, besonders seit er erklärt hatte, gegen die Zuweisung der Ländereien wolle er nichts einwenden, wenn sie nur den römischen Bürgern zugewiesen würden, aber keinem anderen. Da erkannte Cassius, daß er durch seine Rücksicht auf die Bundesgenossen an Ansehen bei seinen Mitbürgern verloren hatte, und um ihre Zuneigung wiederzugewinnen, beantragte er, die für das sicilische Getreide eingenommenen Gelder dem Volke zurückzuzahlen. Dies aber verabscheuten die Plebejer gerade so, wie ein für den Thron ihnen bar aufgezähltes Kaufgeld. Und der tief eingewurzelte Argwohn gegen jedes Streben nach Alleinherrschaft bewirkte, daß sie seine Geschenke mit Verachtung von sich stießen, gerade als ob sie Überfluß hätten an allem.

Als das Amtsjahr des Cassius zu Ende war, wurde er verurteilt und hingerichtet. Einige behaupten, sein Vater habe die Todesstrafe an ihm vollzogen, habe ihn zu Hause nach angestellter Untersuchung peitschen und töten lassen und des Sohnes eigenes Vermögen der Ceres gewidmet. Andere berichten — und dies ist wahrscheinlicher — daß er von den Untersuchungsrichtern Cäsio Fabius und Lucius Valerius auf Hochverrat angeklagt und von der Volksversammlung verurteilt, und daß auch sein Haus niedergedrückt worden sei. Mag das Gericht über

ihn zu Hause oder vor dem Volke stattgefunden haben, sicher ist, daß er verurteilt wurde, als schon Servius Kornelius und Quintus Fabius Konsuln waren.

20.

Von den Fabiern.

Der Haß der Plebejer gegen den Cassius war nicht von langer Dauer. Die Vorteile des Ackergesetzes selbst reizten sie, auch nachdem ihnen der Urheber desselben genommen war, und ihre Wünsche wurden noch mehr erregt durch die Kargheit der Väter, die bei Besiegung der Volsker und Aquer den Soldaten um die Beute brachten. Alles nämlich, was den Feinden abgenommen war, ließ der Consul Quintus Fabius verkaufen und lieferte den Ertrag in den Staatsschatz. Die Plebejer waren darüber sehr erbittert. Aber gerade weil die Fabier sich streng gegen die Plebejer zeigten und den Volkstribunen mit Festigkeit entgegentraten, standen die Väter auf ihrer Seite und bewirkten durch ihren Anhang, daß noch weitere sechs Jahre hintereinander jedesmal einer von den Fabiern zum Consul erwählt wurde. Die Fabier wurden infolge dessen den Plebejern so verhaßt, daß die Soldaten einmal während des Kampfes gegen die Vejenter dem Consul Quintus Fabius den Gehorsam verweigerten. Statt gegen den Feind vorzurücken, machten sie mit ihren Fahnen kehrt und gingen unter Verwünschungen gegen den Feldherrn in das Lager zurück.

Als dies bekannt wurde, erhoben sich die Völker in allen Teilen Etruriens und zogen den Vejentern zu Hülfe, weniger aus Freundschaft für die Vejenter, als weil sie glaubten, der innere Zwist könne die Auflösung des römischen Staates zur Folge haben. Bei früheren Streitigkeiten, sagten sie, habe die Kriegszucht nicht gelitten, und die Stadt habe in jeder Lage sich halten können; jetzt aber begleite die Gewohnheit, seinen Oberen nicht zu gehorchen, den römischen Soldaten auch in das Lager; nicht unmöglich sei es, daß Rom durch sein eigenes Heer besiegt werde.

Auch die römischen Consuln fürchteten die eigenen Soldaten mehr als den Feind und hielten sich deshalb, um der doppelten Gefahr auszuweichen, im Lager. Um so dringender waren die Feinde. Sie suchten die Römer zum Treffen zu bringen, indem sie zuerst vor dem Lager auf und ab ritten, zum Kampfe herausforderten und endlich, als dies fruchtlos blieb, bald auf die Consuln, bald auf das ganze Heer schmähten. Sehr gern litten es die Consuln, daß sie ihre Schmähungen dicht

unter dem Walle und an den Thoren des Lagers hören ließen. Aber die Herzen des unerfahrenen Haufens wurden bald von Unwillen und Scham erregt. Zahlreich versammelten sich die Soldaten vor dem Hauptzelte, forderten ein Treffen und verlangten das Zeichen zur Schlacht. Die Konsuln erwiderten, die Sache sei noch unreif, noch sei die Zeit zur Schlacht nicht da. Dann ließen sie bekanntmachen, niemand dürfe sich auf einen Kampf einlassen; wer ohne Erlaubnis kämpfe, solle als Feind behandelt werden. Nach diesem Bescheide wurden die Soldaten um so erpichteter auf den Kampf, je weniger ihnen die Konsuln dazu geneigt schienen. Auch setzten ihnen die Feinde noch Lecker zu, seitdem sie erfahren hatten, daß die Konsuln entschlossen wären, nicht zu schlagen. Den Soldaten würden die Waffen nicht anvertraut, hieß es bei den Struskern, der Aufruhr würde zum heftigsten Ausbruche kommen und Roms Macht ein Ende haben.

Hierauf bauend ließen sie beständig an die Thore, riefen ihre Schmähungen hinein und konnten sich kaum enthalten, das Lager anzugreifen. Endlich vermochten die Römer diese Schmach nicht länger zu ertragen; aus dem ganzen Lager eilten sie von allen Seiten zu den Konsuln. Nicht mehr mit Zurückhaltung, wie vorhin, nicht durch die vornehmsten ihrer Hauptleute ließen sie ihre Forderungen vortragen, sondern sie schrieken alle wild durcheinander und verlangten, gegen den Feind geführt zu werden.

Jetzt war die Sache reif. Als das Getümmel noch immer wuchs und der andere Consul aus Furcht vor einem Aufstande schon nachgeben wollte, ließ Fabius endlich durch die Trompete Stille gebieten und sprach: „Daß diese Leute siegen können, Gnäus Manlius, das weiß ich; ob sie siegen wollen, das weiß ich nicht, und daran sind sie selbst schuld. Es bleibt also fest beschloffen, nicht eher das Zeichen zu geben, als bis sie schwören, daß sie aus dieser Schlacht als Sieger zurückkehren wollen. Einem römischen Consul konnte der Soldat einmal in der Schlacht entlaufen, den Göttern entläuft er nie.“ Unter den vordersten Schreiern stand Markus Flavolejus, ein Hauptmann. „Ich,“ rief er, „Markus Fabius, will aus dem Treffen als Sieger zurückkehren!“ Für den Fall, daß er nicht Wort hielte, rief er den Zorn des Vaters Jupiter, des Schreitenden Mars und der anderen Götter auf sich herab. Seinem Beispiele folgend, verpflichtete sich das ganze Heer, indem alle der Reihe nach diesem Schwure beitraten.

Nun erhielten sie das Zeichen, griffen zu den Waffen und gingen voll Erbitterung und Mut in die Schlacht. Patricier und Plebejer, alle zeichneten sich an diesem Tage durch Tapferkeit aus, am meisten die Fabier, die entschlossen waren, in dieser Schlacht die Herzen der Plebejer

wiederzugewinnen, deren Haß sie sich in den inneren Streitigkeiten zugezogen hatten.

In keinem der früheren Kriege gingen die Römer mit größerer Mut ins Treffen. Gleich im ersten Anstürmen schleuderten sie ihre Wurfspeie, und die Etrusker hatten sich kaum aufgestellt, als das Gefecht schon Mann gegen Mann, schon mit dem Schwerte geführt wurde, wobei der Kampf immer am hitzigsten wird.

Auf dem einen Flügel gebot der Konsul Fabius. Allen voran stürmte hier Quintus Fabius, der vor drei Jahren Konsul gewesen war, in die dicht geschlossenen Reihen der Vejenter; doch dem unvorsichtig mitten unter die Feinde Vorgebrungenen stieß ein Tusker das Schwert durch die Brust. Auf beide Heere wirkte des Helden Fall, und schon wurden die Römer zurückgedrängt, als der Konsul und Cäsio Fabius, sein Bruder, der Konsul des vorigen Jahres, an die Spitze eilten und die ganze Linie wieder mit sich vorwärts rissen.

Auf dem anderen Flügel trieb Gnäus Manlius den Feind vor sich her, bis er zum Tode getroffen niedersank. Da wichen die Römer zurück und würden das Feld geräumt haben, hätte nicht der andere Konsul, der mit einigen Haufen Reiterei herangesprengt kam, der wankenden Linie die Haltung wiedergegeben.

Nun wurde der Feind in die Flucht getrieben. Ein Teil der Tusker, der inzwischen das römische Lager angegriffen und geplündert hatte, wurde daselbst umzingelt und zusammengehauen.

Ein herrlicher Sieg war erkochten; die Freude aber wurde getrübt durch die Trauer um zwei so vornehme Tote. Darum antwortete der Konsul, als ihm der Senat den Triumph zuerkannte: wenn das Heer ohne Feldherrn triumphieren könne, so wolle er dies gern gestatten zum Lohn der ausgezeichneten Dienste in diesem Kriege; er selbst aber werde, da seine Familie durch den Tod seines Bruders Quintus in Trauer, der Staat durch den Verlust des einen Konsuls zur Hälfte verwaist sei, den zur Trauer des Volkes und seines Hauses schlecht stimmenden Vorbeertranz nicht annehmen.

Die Ablehnung des Triumphes brachte ihm größeren Ruhm, als es die Feier vermocht hätte. Darauf begleitete er die beiden auf einander folgenden Leichenzüge seines Amtsgenossen und seines Bruders. Bei beiden hielt er die Leichenrede und rühmte die Toten, indem er ihnen sogar zuschrieb, was sein eigenes Verdienst gewesen war. Eben dadurch erntete er selbst den größten Ruhm. Eingedenk des Vorsatzes, den er beim Antritte des Konsulats gefaßt hatte, die Herzen der Plebejer wiederzugewinnen, verteilte er die verwundeten Soldaten zur Heilung unter die Väter. Den Fabiern aber gab er die meisten, und

nirgend8 genossen sie bessere Pflege. Seitdem waren die Fabier sogar Lieblinge der Plebejer.

Nun waren damals unter den Nachbarn der Römer die Vejenter am unbequemsten. Mit ihnen hatte man weder Frieden noch Krieg; ihr Verfahren gewann das Ansehen einer Straßenräuberei. Vor den römischen Legionen wichen sie in ihre Stadt zurück; merkten sie aber, daß jene abgezogen waren, dann fielen sie aufs neue ins Römische ein. So konnten die Römer diesen Kampf weder ganz außer acht lassen noch beenden. Zugleich drohten noch andere Kriege; denn Aquer und Volsker ruhten nie länger, als bis der frische Schmerz der letzten Niederlage vorüber war; auch sah man deutlich, daß nächstens die gegen Rom immer feindlich gesinnten Sabiner und alle etruskischen Stämme sich erheben würden. Um so lästiger war der Krieg mit den Vejentern, weil derselbe, obgleich mehr anhaltend als ernsthaft, nicht gestattete, daß man sich gegen die anderen Feinde wandte.

Da trat das Fabische Geschlecht vor den Senat, und im Namen desselben sprach der Consul: „Der vejentische Krieg bedarf, wie ihr wißt, versammelte Väter, mehr eines bleibenden, als starken Postens. Sorgt ihr daher für die anderen Kriege, die Vejenter aber überlaßt uns Fabiern allein. Wir sind euch Bürgen, daß dadurch die Ehre des römischen Namens nicht gefährdet wird. Wir sind gewillt, diesen Krieg als eine Verpflichtung unserer Familie zu übernehmen und auf eigene Kosten zu führen. Hier mag der Staat Soldaten und Geld sparen.“

Mit außerordentlichen Dankfagungen wurde dies erwidert. Als der Consul aus der Kuria trat, geleitete ihn der ganze Zug der Fabier, die, den Beschluß des Senates abzuwarten, im Vorhofe stehen geblieben waren, nach seinem Hause zurück. Hier erhielten sie den Befehl, am folgenden Tage sich bewaffnet vor dem Hause des Consuls einzufinden; dann gingen sie auseinander, jeder in sein Haus.

Das Gerücht hiervon durchlief die ganze Stadt, und laut pries das Volk die Fabier. Ein Geschlecht, hieß es, habe die Last des Staates auf sich genommen; der Krieg mit den Vejentern sei zu einer Familienangelegenheit, zu einem Privatkriege geworden. Wären in der Stadt noch zwei Familien von gleicher Stärke, und erbäte sich die eine den Kampf mit den Aquern, die andere den mit den Volkern, so könnten die benachbarten Völker sämtlich unterjocht werden, während das römische Volk in tiefem Frieden feiere.

Den Tag darauf waffneten sich die Fabier und versammelten sich auf dem bestimmten Plage. Als der Consul im Kriegsmantel zu ihnen hinaustrat, erblickte er auf dem Vorhofe seines Hauses sein ganzes Geschlecht gerüstet und aufgestellt. In ihre Mitte tretend, gab er den

Befehl zum Aufbruch. Nie zog ein Heer durch die Stadt, so klein an Zahl und doch so gefeiert und allgemein bewundert. Dreihundertundsechs Krieger, sämtlich Patricier, alle aus einem Stamme, schritten einher und drohten mit der Kraft eines einzigen Geschlechtes dem vejentischen Volke Verderben.

Hinter ihnen her zog ein Schwarm theils von Verwandten und Freunden, die weit entfernt waren von mäßiger Hoffnung oder gar von Besorgnis und nur die zu erwartenden Großthaten im Sinne hatten, theils von Leuten aus dem Volke, die durch Teilnahme herbeigezogen und vor Liebe und Bewunderung ganz außer sich waren. „Gehet die Bahn der Helden!“ rief man ihnen zu. „Gehet sie glücklich! Krönnet eure Unternehmungen mit dem Erfolge, den sie verdienen! Von uns habt ihr einst Konsulate, Triumphe, Belohnungen und Ehrenstellen zu erwarten.“ Sowie der Zug am Kapitole und der Burg und anderen heiligen Stätten vorüberging, flehten die Leute zu den Göttern, wie sie ihnen zu Gesicht oder in den Sinn kamen, sie möchten diese Schar mit Segen und Gedeihen begleiten und sie bald wohlbehalten ins Vaterland zu den Ihrigen zurückführen.

Alle diese Gebete waren umsonst. Die Fabier zogen ihren Unglücksweg durch den rechten Bogen des Karmentalischen Thores zum Flusse Kremera, wo sie einen schicklichen Platz zu festem Lager wählten.

So lange es nur bei Verheerungen blieb, waren sie nicht allein stark genug, ihren Posten zu behaupten, sondern in der ganzen Gegend, wo das Tuskerland an das Römische grenzt, gewährten sie durch ihre Streifzüge auf beide Gebiete dem ihrigen völlige Sicherheit und machten das feindliche unsicher. Mehrmals auch kam es in freiem Felde, Linie gegen Linie, zur Schlacht, und dies einzige römische Geschlecht trug oft über den damals so mächtigen etruskischen Staat den Sieg davon.

Anfangs sahen die Vejenter hierin nur Kränkung und Schimpf. Dann aber faßten sie den Plan, dem übermüthigen Feinde einen Hinterhalt zu legen; ja sie freuten sich, daß die Fabier durch ihre glücklichen Erfolge immer kühner wurden. Deshalb ließen sie ihnen mehrmals, scheinbar in zufälliger Weise, Viehherden entgegenlaufen; weit und breit flüchteten die Landleute aus ihren Dörfern; auch die bewaffneten Abtheilungen, welche gegen die Fabier geschickt wurden, liefen oft absichtlich davon, um durch ihre scheinbare Furcht die Fabier desto sicherer zu machen. Bald verachteten diese ihren Feind so sehr, daß sie glaubten, er könne ihren unbefiegbaren Waffen an keinem Orte, unter keinerlei Umständen widerstehen.

Diese Zuversicht verleitete sie eines Tages, auf eine in weiter Entfernung erblickte Herde loszustürzen, wenn gleich hier und da einige be-

waffnete Feinde sich sehen ließen. Ohne Vorsicht, in vollem Laufe eilten sie über den Hinterhalt hinaus, der in der Nähe ihres Weges gelegt war, und zerstreuten sich, um das Vieh zu rauben, das bei derartigem Schrecken meist weit auseinanderläuft. Da wurde es plötzlich ringsum lebendig, vor ihnen und hinter ihnen erhoben sich die Feinde. Rundum ertönte das Geschrei, von allen Seiten flogen die Pfeile. Als nun die Etrusker ihre Heerhaufen zusammenzogen und stärker ein-drangen, sahen auch die Sabier sich gezwungen, einen engeren Kreis zu schließen, das nach allen Seiten hin zugleich angefangene Gefecht aufzugeben und sich auf einen Punkt zu richten. Gegen diesen keilförmig mit aller Kraft anstürmend erbrachen sie sich einen Ausweg, der sie auf einen mächtig erhabenen Hügel führte. Hier hielten sie wieder stand und schlugen anfangs die Herausdrängenden zurück. Dann von neuem umzingelt, fielen sie bis auf den letzten Mann; auch ihre Verschanzung wurde genommen. 477
v. Chr.

Die Berichte stimmen darin überein, daß ihrer dreihundertundsechs fielen und nur ein einziger, noch Unerwachsener, übrig blieb, der Stammhalter des Sabischen Geschlechtes, das noch mehr als einmal in mißlichen Umständen, im Frieden und im Kriege, die kräftigste Stütze des römischen Volkes geworden ist.

Gegen den siegreichen Feind sandten die Römer eiligst den Consul Menenius. Er wurde aber geschlagen, und die Vejenter eroberten sogar das Janiculum. Erst im folgenden Jahre gelang es, sie zu besiegen und die Niederlage der Sabier zu rächen. Das ganze vejentische Heer wurde von zwei römischen Heeren eingeschlossen und bis auf den letzten Mann niedergeschnitten. So endete diesmal der vejentische Krieg.

21.

Von den Volkstribunen Gnäus Genucius und Valerius Publilius.

Mit dem Frieden erhielt man auch wieder niedrigere Kornpreise, weil aus Kampanien Zufuhr an Getreide kam und weil viele Leute ihre verborgenen Vorräte aufthaten, sobald die Furcht vor künftigem eigenen Mangel schwand. Nun stellte sich bei Überfluß und Muße auch der Übermut wieder ein, und während der äußere Zwist ruhte, begann der innere von neuem. Durch die Aussicht auf Ackerverteilung wurde die Plebs in Bewegung gesetzt, da der Tribun Titus Genucius jenen Antrag erneuerte. Auch sonst that sich Genucius dadurch hervor, daß

er zum Schutze der Plebejer gegen den Übermut einiger von den Vätern in kräftiger Weise auftrat. Dies erregte aber bei den jüngeren Patriciern so leidenschaftlichen Haß, daß sie geheime Zusammenkünfte hielten und sich darüber berieten, wie man dem Tribunen beikommen könne, sei es auf dem Wege Rechts, oder mit Gewalt. Je schrecklicher die vorgeschlagenen Mittel waren, um so beifälliger wurden sie aufgenommen; selbst für die verwegenste That fehlte der Thäter nicht.

Nun hatte Genucius einen jener Patricier vor das Volksgericht geladen. Am Gerichtstage standen die Plebejer in erwartungsvoller Spannung auf dem Forum; aber der Tribun kam nicht herab. Sein Ausbleiben wurde schon verdächtig; die Plebejer glaubten, er habe sich von den Großen schrecken lassen, und brachen in Klagen aus, daß er die Sache aller im Stiche lasse und preisgebe. Endlich brachten Leute, welche im Hause des Tribunen gewesen waren, die Nachricht, man habe ihn in seinem Hause tot gefunden. Sobald sich dies Gerücht durch die ganze Versammlung verbreitete, liefen alle auseinander, wie ein Heer sich zerstreut, wenn sein Führer gefallen ist. Der größte Schrecken aber befiel die Tribunen, die durch den Tod ihres Amtsgenossen belehrt wurden, wie wenig Schutz die beschworenen Gesetze ihnen gewährten. Die Patricier dagegen zeigten ihre Freude ohne Mäßigung, und so wenig reute sie der Frevel, daß sogar die Schuldlosen als Thäter gelten wollten, daß laut gesagt wurde, die tribunicische Gewalt wolle nun einmal durch schlimme Mittel gebändigt sein.

Unmittelbar nach diesem Morde wurde eine Aushebung angefangen und von den Konsuln ohne irgend einen Einspruch begonnen, weil die Tribunen noch vor Schrecken bebten. Nun vollends wurden die Plebejer unwillig, mehr über die schweigenden Tribunen als über die Konsuln. Um ihre Freiheit, sagten sie, sei es geschehen; zum alten Zustande sei man zurückgekehrt, mit dem Genucius sei zugleich die tribunicische Gewalt gestorben und begraben. Andere Maßregeln müsse man ergreifen und darauf denken, wie man den Vätern widerstehen könne. Hier sei kein anderer Rat, als daß die Plebs, jetzt ohne jede andere Hilfe, sich selbst verteidige. Nur vierundzwanzig Viktoren, noch dazu lauter Plebejer, seien den Konsuln zur Hand, ein sehr verächtlicher, ein sehr schwacher Schutz, wenn man ihn verachte, groß und fürchtbar nur für den, der ihn fürchte.

Während sie durch solche Zurufe einander Mut machten, befahlen die Konsuln einem Viktor, den Volero Publilius zu greifen, einen Plebejer, welcher behauptete, da er Hauptmann gewesen sei, brauche er nicht als Gemeiner einzutreten. Volero rief die Hilfe der Tribunen an; da ihm aber keiner zu Hilfe kam, befahlen die Konsuln, ihm den Rock ab-

zureißen und die Ruten zur Hand zu nehmen. „So lege ich,“ rief Volero, „Berufung an das Gesamtvolk ein, da die Tribunen lieber einen römischen Bürger mit Ruten schlagen, als sich in ihrem Bette von euch ermorden lassen wollen.“

Je trotziger er schrie, um so eifriger zerrte und riß der Lictor ihn am Rocke. Volero aber erwehrte sich des Lictors, da er selbst ein starker Mann war und von den Umstehenden unterstützt wurde, warf sich in das dichteste Gedränge, dahin wo er am heftigsten lärmten hörte, und wiederholte laut schreiend: „Ich lege Berufung ein, ich flehe alle Plebejer um Schutz an! Zu Hülfe, Mitbürger! Zu Hülfe, ihr Waffenbrüder! Wartet nicht auf die Tribunen, die selbst eure Hülfe nötig haben!“

Die Menge machte sich fertig wie zur Schlacht. Man sah, sie würde alles auf das Spiel setzen, weder öffentliche noch persönliche Rechte würden ihr heilig sein. Die Konsuln stemmten sich diesem Sturme entgegen, machten aber bald die Erfahrung, daß Hoheit ohne Stärke leicht mißachtet wird. Man schlug ihre Diener und zerbrach die Fasces, sie selbst wurden vom Forum in die Kuria gejagt und wußten nicht, wie weit Volero seinen Sieg verfolgen werde.

Als endlich der Lärm schwieg, beriefen sie den Senat und beklagten sich über die erlittenen Kränkungen, über die Gewaltthätigkeiten der Plebejer, über Voleros Frechheit. Viele stimmten für heftige Maßregeln; allein die älteren Senatoren behielten die Oberhand und duldeten nicht, daß der Senat der Unbesonnenheit des großen Haufens ebenso unbefonnene Leidenschaft entgegensetzte.

Am nächsten Wahltag wurde Volero zum Tribunen gewählt. Man glaubte, er werde alle Kräfte seines Tribunates aufbieten, um die Konsuln des vergangenen Jahres zu belästigen. Allein gegen die allgemeine Erwartung setzte er seine persönliche Angelegenheit dem allgemeinen Besten nach, und ohne die Konsuln nur mit einem Worte zu kränken, stellte er den Antrag, daß bei den Wahlen der plebejischen Beamten künftig nach den Tribus abgestimmt werden sollte. Mit diesem dem ersten Anscheine nach nichts weniger als schrecklichen Antrage forderte er eine Einrichtung, die ganz und gar nicht geringfügig war, sondern den Patriciern ihren Einfluß auf jene Wahlen nahm, mittelst dessen sie bis dahin bewirkt hatten, daß meist solche Tribunen gewählt wurden, die ihnen angenehm waren.

Deshalb widersetzten sich die Väter diesem Vorschlage aus allen Kräften. Vergeblich aber bemühten sie sich, auch nur einen Tribunen zu bestimmen, daß er Einspruch thäte, was das einzige Mittel war, ihren Widerstand wirksam zu machen. Doch gelang es ihnen, so viel

Streit in den Volksversammlungen zu erregen, daß die Verhandlungen über den Antrag das ganze Jahr hindurch aufgehalten wurden.

Da machten die Plebejer den Volero wieder zum Tribunen. Er bestand unerschütterlich auf seinem Vorschlage, und die von ihm nach den Tribus zusammenberufene Volksversammlung nahm ihn an trotz des heftigsten Widerstreites der Patricier. Unter diesen Umständen glaubte der Senat, daß es für das Gemeinwesen am besten sei, nachzugeben und dadurch den Frieden herzustellen. So laut auch der Consul Appius Klaudius und andere dagegen eiferten, sie wurden von der Mehrzahl der Väter überstimmt, und der Vorschlag des Volero wurde zum Gesetze erhoben. Dann wurden zum ersten Male die Tribunen nach den Stimmen der Tribus gewählt.

22.

Von Cäsar Quinctius.

Im zehnten Jahre nach dem Streite über die Tribusversammlungen, den des Publilius Antrag erregt hatte, stellte der Tribun Gajus Terentilius Harpa den Antrag, daß die Bestimmungen über die Befugnisse der Consuln schriftlich abgefaßt würden. „Nur dem Namen nach,“ sagte er, „ist die Macht der Consuln weniger gehässig als die königliche Gewalt; statt eines Herrschers haben wir jetzt zwei. Damit ihre Unbeschränktheit nicht ewig dauert, stelle ich den Antrag, daß fünf Männer erwählt werden, um Gesetze über die konsularische Gewalt aufzuzeichnen. Denn die Consuln dürfen nicht mehr Gewalt haben, als das Gesamtvolk ihnen einräumt; ihre Willkür und Eigenmacht dürfen sie nicht als Gesetz ansehen.“

Der Streit über diesen Antrag wurde außerordentlich heftig. Wenn die Consuln versuchten, eine Aushebung zu halten, dann eilten die Tribunen herbei, und sobald der Viktor auf Befehl des Consuln Hand an einen sich weigernden Plebejer legte, so befahl der Tribun, ihn loszulassen. Niemand beschränkte sich auf sein Recht; jeder glaubte nur auf seine Stärke, auf seine Faust sich verlassen zu können.

Wie die Tribunen, um die Aushebung zu vereiteln, so handelten auch die Väter, um den Antrag zu hintertreiben, der an jedem Versammlungstage erneuert wurde. Wenn die Tribunen zur Abstimmung schreiten wollten und deshalb das Volk aufforderten, auseinander zu gehen und sich nach den Tribus zu ordnen, so wichen die Patricier nicht vom Platze, und die Schlägerei begann. Von den Bejahrteren mischte sich niemand ein; denn es galt hier nicht kluge Leitung, sondern dreistes

Wagen und Kühnheit gaben die Entscheidung. Auch die Konsuln hielten sich sehr zurück, um nicht bei der allgemeinen Unordnung ihre Würde einer Beschimpfung auszusetzen.

Einem jungen Quinktier, mit Vornamen Cäsio, gaben seine hohe Geburt, seine Körpergröße und Stärke große Überlegenheit. Neben diesen von den Göttern ihm verliehenen Vorzügen waren viele Ehrenthaten im Kriege und Beredsamkeit vor Gericht sein eigenes Verdienst, so daß er für den beredtesten und tapfersten Mann im Staate galt. Wenn er von einer Schar Patricier umgeben, alle überragend, dastand, gleich als besitze er in seiner Stimme und Stärke alle Diktaturen und Konsulate, so bot er den Angriffen der Tribunen und den Stürmen des Volkes Troß. Unter seiner Anführung wurden die Tribunen mehrmals vom Markte getrieben, die Plebejer zerstreut und verzagt. Wer ihm entgegentrat, zog mit Schlägen und ohne Kleider ab, so daß es einleuchtend war, wenn ein solches Verfahren geduldet würde, sei es um den Vorschlag geschehen.

Während die übrigen Tribunen den Mut verloren hatten, wagte allein Aulus Virginius, den Cäsio auf Leib und Leben anzuklagen. Aber er erbitterte dadurch den Feuergeist mehr, als daß er ihn schreckte. Um so viel eifriger bestritt Cäsio nun den Vorschlag, verfolgte die Plebejer und führte seinen Krieg gegen die Tribunen, als habe er jetzt ein Recht dazu. Der Kläger sah es gern, daß der Beklagte seinem Sturze entgegen eilte und den Volkshatz zur Flamme auflodern ließ. Er warnte die Bürger vor dem jungen Manne, der an Übermut alle Tarquinier weit hinter sich lasse: „Wartet nur, bis der einst Consul oder Diktator wird, der schon jetzt, wo er doch ein Privatmann ist, durch seine Kraft und Kühnheit wie ein König auftritt.“

Als der Tag des Gerichtes erschien, sah sich Cäsio doch gezwungen, mit vieler Demütigung einem nach dem andern die Hand zu drücken, und seine Verwandten, die Ersten des Staates, gingen mit ihm. Titus Quinctius Capitolinus, der dreimal Consul gewesen war, rühmte von ihm, daß er sein bester Soldat gewesen sei, daß weder im Stamme der Quinktier noch in ganz Rom je einer so viele Anlagen zu hoher Vollkommenheit gezeigt habe. Lucius Lucretius, der Consul des vorigen Jahres, noch frisch umglänzt vom Ruhme seines Sieges über die Volsker, schilderte ihn als tapfern Krieger wie als tüchtigen Anführer. Warnend riet er, in einem so ausgezeichneten, mit allen Gaben der Natur und des Glückes ausgestatteten Jünglinge solle man sich lieber einen Mitbürger erhalten, als ihn dem Auslande gönnen, zumal ja das, was an ihm anstößig sei, seine Hitze und Kühnheit, durch das reifende Alter täglich gemindert werde, während die jetzt an ihm vernichtete Be-

dachtsamkeit mit jedem Tage wachse. Einem so bedeutenden Manne mit abnehmenden Fehlern und reisender Vollkommenheit möchten sie vergönnen, im Vaterlande das Greisenalter zu erreichen. Mit diesen Fürsprechern flehte auch sein Vater Lucius Quinctius Cincinnatus um Nachsicht mit dem Fehltritte und den Jugendjahren seines Sohnes. Allein einige ließen den Bittenden gar nicht an sich kommen; andere antworteten mit der Klage, daß sie oder die Ihrigen von Cäsar gemißhandelt worden wären, und gaben so deutlich zu erkennen, wie sie stimmen würden.

Vornehmlich belastete den Angeklagten die Beschuldigung eines früheren Tribunen, Namens Volscius, welcher klagte, daß sein älterer Bruder, von schwerer Krankheit kaum genesen, in der Gasse Subura auf einen Haufen schwärmender Jünglinge gestoßen und, als hier ein Streit entstanden, von einem Faustschlage des Cäsar zu Boden gestreckt worden sei. Halbnaakt sei er nach Hause getragen worden und infolge dieses Schlages gestorben.

Als Volscius dies schreiend wiederholte, wurde die Erbitterung so groß, daß Cäsar beinahe unter den Händen des einstürmenden Volkes sein Leben verloren hätte. Virginius hieß ihn greifen und ins Gefängnis bringen; doch die Patricier verhinderten dies mit Gewalt. Titus Quinctius rief laut, an einem noch nicht Verurtheilten, noch nicht Gehörten dürfe man keine Gewalt üben. Der Tribun erwiderte, er werde ihn nicht ohne Urtheil hinrichten lassen, wolle ihn aber bis zum Gerichtstage in gefänglicher Haft halten, damit es möglich sei, ihn zur Strafe zu ziehen. Endlich einigte man sich, daß er zehn Bürgen stellen und daß jeder Bürge mit dreitausend As haften sollte. Er war der erste, dem gestattet wurde, Bürgen zu stellen, obgleich er wegen eines Verbrechens angeklagt war.

Vom Marktplatz entlassen, ging er noch in derselben Nacht zu den Tuskern in die Verbannung. Das Geld wurde von seinem Vater mit großer Härte eingetrieben, so daß er fast sein ganzes Besitztum verkaufen mußte und lange Zeit gleich einem Verbannten jenseit des Tiber in einer abgelegenen Hütte lebte.

Von Lucius Quinctius Cincinnatus.

Im zweiten Jahre nach Cäsars Verbannung wurde sein Vater Lucius Quinctius Cincinnatus infolge der eifrigen Bemühungen der Patricier zum Consul ernannt. Die Plebejer fürchteten sich vor seinem

Zorne, umsomehr, da ihm die Gunst der Väter und eigener Wert Gewicht gaben und da ihm drei Söhne zur Seite standen, die an Geist und Kraft dem Cäsar gleichen, an Besonnenheit und Mäßigung ihn übertrafen.

Nachdem er sein Amt angetreten hatte, tadelte und strafte er in seinen täglichen Reden von der Rednerbühne herab sowohl das Volk als den Senat; die Plebejer wegen ihres geringen Eifers für die Größe und Macht des Staates, die Väter, daß sie gegen die Allmacht zungenfertiger Tribunen nicht kräftiger ankämpften. Der Eindruck seines Auftretens war so groß, daß während seiner Amtszeit jener Antrag des Terentilius Harpa nicht erneuert wurde.

Als die neuen Wahlen bevorstanden, erklärte der Senat auf den Antrag des Konsuls, die Wiederwahl der obrigkeitlichen Personen wie auch die der Tribunen sei dem allgemeinen Besten nachtheilig. Dennoch ließen die Tribunen sich abermals wählen. Nun wollten die Väter, um den Plebejern kein Vorrecht zu lassen, auch den Lucius Quinctius wieder zum Consul machen; denn sie sahen, daß die Tribunen sich vor ihm fürchteten und daß die Plebejer sich von einem so tüchtigen Manne ganz willig beherrschen ließen. Er aber erklärte sich in einer so heftigen Rede dagegen, wie er sie während seines ganzen Konsulates nicht gehalten hatte.

„Soll ich mich darüber wundern, versammelte Väter,“ sprach er, „daß euer Ansehen bei den Plebejern gering ist, da ihr selbst es schwächt? Weil das Volk den Beschluß des Senates über die Verlängerung der Ämter nicht achtet, wollt ihr selbst ihn umstoßen, um der Unbesonnenheit des großen Haufens nicht nachzustehen, gerade als ob das Übergewicht im Staate dem gebühre, der am meisten Leichtsinns und Zügellosigkeit beweist. Denn sicher verrät es mehr Leichtsinns und Unzuverlässigkeit, seine eigenen Erklärungen und Beschlüsse, als die anderer zu mißachten. Seid immerhin, versammelte Väter, das Nachbild des unüberlegten Haufens, statt ihm ein Muster zu sein! Sündigtet nach dem Beispiel der Plebejer, statt sie nach dem eurigen recht handeln zu lehren! Ich werde dennoch das Verfahren der Tribunen nicht nachahmen, mich nicht zum Consul ernennen lassen. Dich aber, Gajus Klaudius, fordere ich auf, mit mir zusammen solche Übertretung zu hindern.“

Darauf erließen beide die gemeinschaftliche Verordnung, niemand solle dem Lucius Quinctius seine Stimme zum Konsulate geben; geschähe es doch, so würden sie auf diese Stimme keine Rücksicht nehmen.

Als die neuen Konsuln eingesetzt waren, ging Lucius Quinctius wieder in seine kleine Hütte jenseit des Tiber, beackerte seine vier Joch Landes und fristete sein Leben durch eigener Hände Arbeit wie früher.

Im zweiten Jahre darauf, als Lucius Minucius und Gajus Nautius Konsuln waren, fiel plötzlich ein großes Heer der Aquer plündernd in das römische Gebiet ein und lagerte sich, mit Beute beladen, auf dem Berge Agidus. Da man erst kurz zuvor Frieden mit den Aquern geschlossen hatte, so schickte der Senat drei Gesandte in das Lager, um sich über den Friedensbruch zu beklagen und Genugthuung zu fordern. Der feindliche Feldherr aber hieß sie ihre Aufträge vom römischen Senate an die Götter bestellen; er habe indes andere Dinge zu thun. Über sein Hauptzelt ragte nämlich ein großer Eichenbaum, dessen Schatten das Zelt kühlte. Da sprach einer der Gesandten: „Diese heilige Eiche und alle Götter mögen es hören, daß ihr den Frieden gebrochen habt; mögen sie jetzt unserer Klagen und dann unserer Waffen sich annehmen, wenn wir die göttlichen und menschlichen Rechte an euch rächen werden!“

Als die Gesandten nach Rom zurückkamen, befahl der Senat dem einen Consul, gegen die Aquer auf dem Agidus, dem anderen, gegen die Sabiner zu ziehen, welche plündernd bis nahe an die Stadtmauern gerückt waren. Nautius nun kämpfte siegreich gegen die Sabiner; Minucius aber zeigte weder dasselbe Glück noch dieselbe Thakraft. Er nahm sein Lager in der Nähe des Feindes und hielt sich, ohne eine bedeutende Niederlage erlitten zu haben, schüchtern hinter den Wällen. Als dies die Feinde merkten, stieg ihr Mut, und da ihnen ein dreister Sturm nicht sonderlich gelang, so umgaben sie das römische Lager mit Schanzwerken. Noch ehe sie durch den ringsum aufgeworfenen Wall die Ausgänge schlossen, entkamen fünf Ritter durch die feindlichen Posten und meldeten in Rom die Einschließung des Konsuls und des Heeres. Nichts konnte so unvermutet, so ganz gegen die Erwartung eintreten. Darum war auch der Schrecken und die Bestürzung so groß, als wäre die Stadt selbst, nicht das Lager eingeschlossen. Eiligst wurde der Consul Nautius zurückberufen; doch auch durch ihn glaubte man sich noch nicht hinlänglich geschützt und fand es nötig, einen Diktator zu ernennen, der imstande sei, die schlimme Sache wieder gutzumachen. Einstimmig wurde Lucius Quinctius dazu vorgeschlagen und vom

458
v. Chr.

Konsul ernannt. Den erwarteten Retter, den Mann, auf den ganz Rom seine Hoffnung setzte, fanden die Gesandten am Pfluge. Sie begrüßten ihn und forderten ihn auf, die Botschaft des Senates in der Toga zu vernehmen. Verwundert hieß er seine Gattin Racilia eilends die Toga aus der Hütte herbeibringen. Als er dann Staub und Schweiß abgewischt und sich angekleidet hatte, begrüßten und beglückwünschten ihn die Gesandten als Diktator und schilderten ihm die Gefahr des Heeres. Ein

Schiff zu seiner Überfahrt stand bereit, und am anderen Ufer empfangen ihn drei Söhne, weiterhin die anderen Verwandten und Freunde, zuletzt der größere Teil der Väter und die Vittoren. Auch der Zulauf der Bürgerschaft war groß. Indes that man für die nächste Nacht nichts weiter, als daß man wach blieb.

Noch vor Anbruch des folgenden Tages kam der Diktator auf den Markt und ernannte zum Reiterobersten den Lucius Tarquinius, aus patricischem Geschlecht, der unter den jungen Männern für den tüchtigsten Krieger galt, wiewohl er aus Armut zu Fuß gedient hatte. Dann verordnete er einen Gerichtsstillstand, ließ in der ganzen Stadt die Kaufläden schließen und untersagte die Betreibung jeder Privatsache. Alle Männer von dienstfähigem Alter, so befohl er, sollten vor Sonnenuntergang bewaffnet, mit fertigem Mundvorrat auf fünf Tage und mit je zwölf Schanzpfählen auf dem Marsfelde erscheinen; wer zum Dienste zu alt sei, solle dem Nachbar, während dieser seine Waffen instandsetze und Schanzpfähle hole, die Kost bereiten. Nun liefen die Jünglinge umher, sich Pfähle zu holen; jeder nahm sie, wo er sie zunächst fand, ohne von jemand gehindert zu werden, und alle stellten sich ungesäumt dem Befehle des Diktators. Dieser selbst führte das Fußvolk, der Reiteroberst die Reiterei. In beiden Zügen ermunterten sich die Soldaten gegenseitig und sporneten sich zu schnellstem Marsche an. Ein römischer Consul, hieß es, sei eingeschlossen, schon den dritten Tag umringt. Da sei Eile nötig; denn man könne nicht wissen, was jeden Tag, jede Nacht sich ereignen könne. „Zumme dich, Fahrenträger!“ „Folge, Kamerad!“ riefen sie einander zu. Um Mitternacht erreichten sie den Agidus und machten halt, als sie merkten, daß sie dem Feinde schon nahe waren.

Nun führte Quinctius, der das feindliche Lager umritten und, so viel ihm die Nacht gestattete, in Augenschein genommen hatte, das ganze Heer in langem Zuge rings um das Lager und befohl, auf ein gegebenes Zeichen sollten sie alle ein Geschrei erheben, dann schnell, jeder an seiner Stelle, Wall und Graben ziehen. Der Soldat vollzog, was ihm befohlen war. Geschrei umtönte die Feinde und setzte sie in Bestürzung, scholl aber auch über ihr Lager hinweg und drang zum Heere des Consuls, wo es außerordentliche Freude erregte. Die Römer merkten, daß Entsatz gekommen sei, antworteten dem Diktator mit Jubelgeschrei, griffen zu den Waffen und begannen den Kampf. So mußten die Aequer sich gegen den Angriff von innen wenden und fochten mit dem Consul bis zum Tage.

Bei Tagesanbruch waren sie schon vom Walle des Diktators eingeschlossen und wurden jetzt auch von ihm angegriffen. So von

beiden Seiten bedrängt, haten sie hier den Diktator, dort den Konsul um Schonung.

Vom Konsul wurden sie an den Diktator gewiesen. Dieser befahl ihnen, ihre Anführer gebunden vor ihn zu bringen und die Stadt Korbio abzutreten. Nach dem Blute der Aquer, sagte er, verlange ihn nicht, sie könnten abziehen. Um ihnen aber endlich einmal das Geständnis abzubringen, daß ihr Volk bezwungen und gebändigt sei, sollten sie unter einem Zochgalgen hindurchgehen. Von drei Spießen wurde ein Zoch gemacht, so daß zwei in die Erde gesteckt und einer quer darübergebunden wurde. Durch diesen Galgen zogen die Aquer ab, nur mit einem Rocke bekleidet; alles andere mußten sie zurücklassen.

Die große Beute, die sich im Lager der Feinde fand, gab der Diktator nur seinen Soldaten. Das konsularische Heer und den Konsul selbst schalt er: „Guch, Soldaten, gebührt kein Teil an der Beute von einem Feinde, dem ihr beinahe selbst zur Beute wurdet. Und du, Lucius Minucius, wirst über diese Legionen Unterfeldherr sein, bis du anfängst, den Mut eines Konsuls zu haben.“ Demgemäß legte Minucius sein Konsulat nieder und blieb beim Heere. .

So sehr war man damals geneigt, sich dem besseren Oberbefehle willig zu fügen, daß auch die Soldaten, mehr der Wohlthat als der Beschimpfung eingedenk, den Diktator ihren Befreier nannten und ihm einen goldenen Kranz, ein Pfund schwer, zum Geschenke machten.

Der Senat beschloß, daß Quinctius triumphierend in die Stadt einziehen sollte. Vor seinem Wagen her gingen die Feldherren der Feinde; die Fahnen wurden ihm vorgetragen, das mit Beute beladene Heer folgte. Vor jedem Hause soll ein Mahl zubereitet gewesen sein, und die Schmausenden schlossen sich unter Triumphliedern und Scherzen dem Zuge an.

Nach seinem Einzuge hielt Quinctius noch Gericht; dann legte er die auf sechs Monate übernommene Diktatur am sechzehnten Tage nieder.

24.

Von den Decemviren.

I.

Acht Jahre dauerte schon der Streit um den Antrag des Terentilius Harpa. In jedem Jahre waren dieselben Tribunen wiedergewählt worden, in jedem Jahre hatten sie den Antrag erneuert. Andere Dinge hatten die Väter nachgegeben, um sich den Plebejern gefällig zu

zeigen; sie hatten gestattet, daß die Zahl der Tribunen auf zehn vermehrt würde und daß große Strecken auf dem Aventinischen Berge an unbemittelte Plebejer verteilt würden. Zuletzt willigten sie auch darein, daß Gesetze aufgeschrieben würden; aber sie erklärten, geben dürfe die Gesetze niemand, als wer zu den Vätern gehöre. Als man über die Gesetzgebung einverstanden und nur noch über den Gesetzgeber uneins war, schickte man den Spurius Postumius Albus, den Aulus Manlius und den Publius Sulpicius Kamerinus als Gesandte nach Athen mit dem Auftrage, die berühmten Gesetze Solons abzuschreiben und sich mit den Einrichtungen, Gewohnheiten und Rechten noch anderer griechischer Staaten bekannt zu machen. Als sie zurückkamen, beschloß man, auf ein Jahr statt aller anderen Beamten Zehnänner (Decemviri) zu wählen, von denen keine Berufung an das Volk stattfinden dürfe. Ob auch Plebejer gewählt werden sollten, darüber stritt man ziemlich lange; zuletzt überließ man alle zehn Stellen den Vätern unter der Bedingung, daß die beschworenen Gesetze nicht aufgehoben würden. So wurde im Jahre 303 nach Erbauung der Stadt die Staatsverfassung aufs neue verändert, da die Regierung von Konsuln auf Decemviri überging, wie sie ehemals von den Königen an die Konsuln gekommen war.

451
v. Chr.

Zu Decemviri wählte man die drei Gesandten, welche nach Athen gegangen waren, außerdem den Appius Claudius und den Titus Genucius, die zu Konsuln für dies Jahr bestimmt gewesen waren, sowie den Sestius, den einen der vorjährigen Konsuln, der die Sache bei den Vätern durchgesetzt hatte. Die übrigen vier füllten die Zahl aus. Man ließ die letzten Wahlen auf betagte Männer fallen, von denen man voraussetzte, daß sie den Beschlüssen ihrer Amtsgenossen nicht gar zu mutig widersprechen würden.

Den größten Einfluß hatte Appius Claudius durch die Gunst des Volkes. Er hatte so ganz ein neues Betragen angenommen, daß aus dem furchtbaren und ungestümen Verfolger der Plebejer auf einmal ein Bürgerfreund geworden war, der nach jedem Zeichen der Volksgunst haschte. Alle zehn Tage sprach einer der Decemviri dem Volke Recht und hatte dann als Vorsitzender des Gerichtes die zwölf Viktoren mit ihren Fasces, während die übrigen nur einen Amtsdienner hatten. Von dem Aussprüche des einen Decemviri war Berufung gestattet an die anderen. Mit musterhafter Eintracht unter ihnen selbst — einer Einigkeit, die sonst den Unterthanen nicht selten nachteilig wird — war die höchste Billigkeit gegen andere verbunden.

Zu gleicher Zeit aber, während sie dem Höchsten wie dem Niedrigsten sein Recht unverzögert und ungekürzt zu teil werden ließen, arbeiteten sie auch an der Abfassung der Gesetze. Unter allgemein ge-

spannter Erwartung hängten sie zehn Tafeln aus, beriefen das Gesamtvolk und forderten alle auf, die ausgehängten Gesetze zu lesen, zu besprechen und über das Zuviel oder Zuwenig in jedem ihnen Mittheilung zu machen. Dann wurden auf einem nach Centurien angestellten Volkstage die Gesetze der zehn Tafeln bestätigt, die noch jetzt bei dieser ungeheuren Menge von nach und nach gehäuften Gesetzen die Quelle des gesammten öffentlichen und bürgerlichen Rechtes sind.

Noch zwei Tafeln sollten hinzukommen; man beschloß deshalb, noch einmal Decemviren zu wählen. Der Eifer um die Bewerbung war diesmal so groß, daß auch die ersten Männer des Staates den Leuten die Hände drückten und bei den Plebejern, mit denen sie so heftig gestritten hatten, sich um dasselbe Ehrenamt bewarben, dem sie sich vorher aus allen Kräften widersetzt hatten. Am eifrigsten war Appius Klaudius. Man wußte nicht, ob man ihn unter die Decemviren, oder unter die Kandidaten zählen sollte; oft schien er das Amt mehr zu suchen als zu bekleiden. Er führte Klagen über die Vornehmen, rühmte die niedrigsten Bewerber; umringt von ehemaligen Tribunen, einem Duilius, einem Icilius, slog er auf dem Markte umher und ließ sich durch sie den Plebejern anpreisen. Seine Amtsgenossen erkannten, was er wollte, und übertrugen ihm deshalb das Geschäft, die Wahl zu leiten, damit er verhindert wäre, sich selbst wählen zu lassen. Denn dies hatte bis dahin noch niemand gethan mit Ausnahme der Volkstribunen, die eben dadurch bei den Vätern den ärgsten Anstoß erregt hatten. Er aber benutzte jenen Auftrag als ein Mittel, seinen Zweck zu erreichen, ließ vermittelst seiner Verbindungen die angesehensten Männer durchfallen und lenkte die Wahl auf Männer von geringen Verdiensten. Unter den ersten wurde er selbst gewählt.

Nun hörte Appius auf, die angenommene Rolle zu spielen, und fing an, sich seiner Sinnesart zu überlassen und auch den neuen Amtsgenossen seine Gesinnung einzulösen. In täglichen Zusammenkünften spornte er ihre Herrschsucht und ihren Übermut. Gleich den ersten Tag ihres Amtes bezeichneten sie durch drohende Ankündigung ihrer Schreckensherrschaft. Während nämlich die früheren Decemviren es so gehalten hatten, daß immer nur einer die Fasces sich vortragen ließ und daß sie damit unter einander der Reihe nach wechselten, erschien jetzt jeder von ihnen mit zwölf Viktoren, so daß deren hundertundzwanzig das Forum erfüllten, welche in den Fasces die aufgesteckten Beile zur Schau trugen. Es sei unnötig, erklärten die Decemviren, die Beile wegzulassen, da doch alle Berufung von ihnen ungültig sei. Auf diese Weise hatte man den Anblick von zwölf Königen, und der dadurch vervielfachte Schrecken lastete nicht nur auf den Niedrigen, sondern selbst auf den vornehmsten

Senatoren, weil man glaubte, die Decemviren suchten nur einen Vorwand, um mit Morden anzufangen.

Eine Zeit lang war die Furcht auf alle gleich verteilt, allmählich ging sie ganz auf die Plebejer über. Die Väter wurden geschont, mit den Niedrigen verfahren die Decemviren willkürlich und grausam. Sie sahen nur auf die Person, nicht auf die Sache; Gunst galt bei ihnen für Recht. Ihre Rechtsprüche wurden zu Hause erfunden, vor Gericht verkündigt. Berief sich jemand von einem Decemvir auf einen anderen, so wurde er von dem zweiten so entlassen, daß er bereuen mußte, sich nicht bei dem Ausspruche des ersten beruhigt zu haben.

Anfangs hatten die Decemviren, weil dies für volkstümlich galt, sich mit ehemaligen Tribunen umgeben und sich so dem Volke gezeigt; jetzt hatten sie die jungen Patricier zur Seite. Scharenweise umlagerten diese die Gerichtsstühle; sie machten mit den Plebejern, mit deren Angelegenheiten und Eigentume, was sie wollten, weil dem Mächtigeren alles zugesprochen wurde, wonach ihn gelüstete. Bald wurde auch der Rücken nicht mehr geschont. Es gab Kutenhiebe; andere traf das Beil; der Hinrichtung des Besizers folgte die Verschenkung seiner Güter. Dieser Lohn bestach die jungen Patricier, so daß sie nicht nur den Bedrückungen keinen Widerstand leisteten, sondern öffentlich ihre eigene Ungebundenheit der Freiheit aller vorzogen.

Als das Jahr zu Ende ging und zwei neue Gesetzestafeln nur noch von den Centurien bestätigt zu werden brauchten, erwarteten alle die Ankündigung eines Volkstages zur Consulwahl. Die Plebejer waren vornehmlich darauf bedacht, auf irgend eine Weise die tribunicische Gewalt, dies Bollwerk ihrer Freiheit, wiederherzustellen. Allein kein Wahltag wurde angesagt; auch nach Ablauf ihrer Amtszeit führten die Decemviren ihr Amt nach wie vor. Dies sah man als offenbare Tyrannei an. Die Freiheit wurde auf ewig verloren gegeben: kein Retter stand auf, und man sah auch keinen für die Zukunft.

Zugleich aber rührten sich die Feinde, die auf die Uneinigkeit in Rom vertrauten. Die Sabiner unternahmen einen Einfall in das römische Gebiet und lagerten sich bei Cretum, die Aquer besetzten auf der anderen Seite den Agidus. In dieser Not, da zwei Kriege zugleich die Stadt bedrohten, sahen die Decemviren sich gezwungen, den Senat anzugehen.

Von den Vätern waren aber nur wenige in der Stadt. Aus Verdruß über den Zustand des Gemeinwesens hatten sie sich auf ihre Güter zurückgezogen und lebten ihren eigenen Angelegenheiten, seitdem man sie von den öffentlichen ausgeschlossen hatte. Sie glaubten sich um so viel mehr vor Kränkungen zu sichern, je weiter sie der Verbindung und dem

Umgänge mit zügellosen Herrschern auswichen. Jetzt ließen die Decemviren alle zur Senatsversammlung in die Stadt berufen, und die Väter erschienen zahlreicher, als die Decemviren selbst erwartet hatten. Dadurch, meinten die Plebejer, werde die Freiheit von dem Senate verraten, indem er Männern, die eigentlich ohne Amt seien, gerade so gehorche, als ob sie ihn rechtmäßig berufen könnten.

Allein so folgsam sich die Väter eingestellt hatten, so wenig Unterwürfigkeit zeigte ihre Beratung. Lucius Valerius verlangte, über die Lage des Staates reden zu dürfen, und als die Decemviren ihm dies drohend untersagten, erklärte er, dann werde er vor dem Volke auftreten. Schon befahl Appius einem Lictor, den Valerius zu greifen, schon rief Valerius von der Schwelle der Kuria: „Quiriten, zu Hülfe!“ da legten andere sich ins Mittel und erwirkten dem Valerius die Erlaubnis, vorzutragen, was er wolle. Ebenso mutvoll wie Valerius trat Markus Horatius gegen die Decemviren auf. Er nannte sie die zehn Tarquinier und erinnerte daran, daß einst unter Anführung eines Valerius und Horatius die Könige verjagt worden seien. Sie möchten nicht zu sehr auf die Furcht rechnen; schon hielten die Plebejer, was sie jetzt zu leiden hätten, für härter, als was sie etwa noch fürchten könnten.

Dennoch erreichten die Decemviren ihren Zweck, indem die Aushebung beschloffen wurde. Die Dienstfähigen stellten sich, weil keine Berufung gestattet war, sowie sie gefordert wurden. Nach Errichtung der Legionen verglichen sich die Decemviren, daß Spurius Oppius und Appius Klaudius mit der ganzen Gewalt sämtlicher Decemviren in der Stadt bleiben, die anderen das Heer gegen den Feind führen sollten.

Der Staat befand sich unter ihrer Leitung im Felde nicht besser, als zu Hause. Aus Haß gegen die Decemviren thaten die Soldaten so wenig als möglich. Beide Heere wurden besiegt, das eine bei Cretum von den Sabinern, das andere auf dem Algidus von den Äquern. Von Cretum flüchteten die Römer in der Stille der Nacht und bezogen ein Lager auf einer Anhöhe näher bei Rom, wo sie ihre Sicherheit der festen Lage und dem Walle, nicht der Tapferkeit und den Waffen verdankten. Von den Äquern erlitt man noch größere Verluste, man bückte sogar das Lager ein. Die Soldaten ließen alles Gepäck im Stich und flüchteten nach Tusculum, um hier von der Gastfreundschaft und dem Mitleide der Bürger zu leben.

II.

An diese von den Feinden erlittenen Niederlagen reihten die Decemviren noch zwei schändliche Thaten.

Bei dem Heere im Sabinischen schickten sie den Lucius Siccus, der gegen die Soldaten insgeheim von Tribunenwahl und Auswanderung gesprochen hatte, zur Auffuchung eines zum Lager geeigneten Platzes aus und gaben den Soldaten, die zu seiner Bedeckung mitgehen sollten, den Auftrag, ihn unterwegs zu töten. Da er aber ein sehr starker und mutiger Mann war, so verkaufte er sein Leben teuer, und mehrere von den Mordhändlern fielen rund um ihn her. Die übrigen gaben im Lager an, sie seien in einen Hinterhalt gefallen, und Siccus sei nach tapferer Gegenwehr mit einigen anderen Soldaten geblieben. Anfangs glaubte man ihrer Erzählung, und eine Abteilung Soldaten zog mit Erlaubnis der Decemviren zur Bestattung der Gefallenen hinaus. Sie fanden aber keine einzige Leiche der Waffen beraubt, Siccus lag noch in seiner Rüstung in der Mitte, und alle Leichen waren gegen ihn gekehrt; von Feinden vollends bemerkten sie weder Tote noch Spuren des Abzuges. Deshalb nahmen sie seine Leiche mit und sprachen bei ihrer Rückkehr die Überzeugung aus, daß er von den Seinigen ermordet worden sei. Das ganze Lager geriet in Erbitterung, und man würde den Siccus sofort nach Rom getragen haben, hätten nicht die Decemviren geeilt, ihn mit allen Kriegerehren auf öffentliche Kosten bestatten zu lassen. Sein Tod brachte den Soldaten tiefe Trauer, den Decemviren aber die übelste Nachricht.

Eine Schandthat von ganz anderer Art erfolgte in der Stadt selbst. Appius Claudius fand so großes Gefallen an einer Jungfrau von plebejischem Stande, daß er sie zu seiner Sklavin machen wollte. Ihr Vater Lucius Virginius, welcher bei dem Heere am Algidus als einer der Centurionen von höherem Range stand, hatte sich zu Hause wie im Felde stets als ein ehrenhafter Mann gezeigt. Ebenso war seine Frau, und so erzogen sie auch ihre Kinder. Die Tochter hatte er dem gewesenen Tribunen Lucius Scellius verlobt, einem unternehmenden und um die Partei der Plebejer verdienten Manne. Appius nun, der seinen Zweck nicht anders erreichen konnte, entschloß sich zur Gewaltthat. Seinem Klienten Markus Claudius gab er den Auftrag, das Mädchen als seine Sklavin zu beanspruchen und gerade jetzt, da des Vaters Abwesenheit die Ausführung des Planes begünstige, in keinen Aufschub der richterlichen Entscheidung zu willigen. Als die Jungfrau auf das Forum kam — denn hier waren unter den Krambuden auch die Schulstuben — legte Markus Claudius unter dem Vorgeben, sie sei eine Tochter seiner Sklavin, Hand an sie und befahl ihr, ihm zu folgen. Während das Mädchen starr vor Schrecken dastand, lief auf das Geschrei ihrer Amme das Volk zusammen. Ihres Vaters Virginius, ihres Bräutigams Scellius beliebte Namen wurden laut genannt. Das Wohl-

wollen für diese Männer, der Unwille über den Angriff gewannen dem Mädchen die Teilnahme aller. Schon war sie vor Gewalt sicher, als der Kläger rief, dies Zusammenlaufen und diese Aufregung seien ganz ohne Grund; denn er verfare nach Recht, nicht mit Gewalt, er fordere das Mädchen vor Gericht. So ging man vor des Appius Richterstuhl.

Der Kläger sagte seine dem Richter, als dem Urheber des Anschlages, bekannte Rolle auf. Virginia sei als Sklavin in seinem Hause geboren, sei ihm gestohlen und dem Virginius ins Haus gebracht worden. Da die Verteidiger des Mädchens verlangten, daß nicht in Abwesenheit des Vaters entschieden würde, so erkannte Appius, daß der Vater geholt werden, der Kläger aber bis zur Entscheidung das Mädchen mitnehmen sollte.

Während viele über die Ungerechtigkeit des Spruches murrten, doch keiner das Herz hatte, sich zu widersetzen, kamen Publius Numitorius, des Mädchens Oheim, und ihr Bräutigam Scilius dazu. Die Menge machte ihnen Platz; der Lictor aber erklärte, das Urteil sei schon gesprochen, und wollte den Scilius wegtreiben. Auch ein ruhiges Gemüth wäre durch solche Ungerechtigkeit erbittert worden, und Scilius rief: „Mit dem Schwerte, Appius, mußt du mich von hier wegtreiben lassen, wenn dir das so hingehen soll! Diese Jungfrau will ich heiraten, will als eheliches Weib sie halten! Ruf immerhin alle Lictoren, auch die deiner Amtsgenossen herzu, heiße sie Ruten und Beile zur Hand nehmen: dennoch soll die Verlobte des Scilius nicht außer ihres Vaters Hause bleiben. Habt ihr gleich der römischen Plebs die Hülfe der Tribunen und das Recht der Berufung genommen, diese beiden Bollwerke zur Behauptung ihrer Freiheit, so ist darum euren Begierden noch keine Königsmacht über unsere Kinder und Frauen eingeräumt. Wüthet gegen unsere Rücken, gegen unsere Nacken; die weibliche Ehre aber laßt unangetastet! Bergreift man sich an derselben, so rufen wir Götter und Menschen zum Beistande an, ich zunächst für meine Braut die hier versammelten Quiriten, Virginius für seine Tochter die Soldaten. Ohne uns zu morden, wirst du nimmermehr deinen Spruch zur Ausführung bringen. Überlege dir, Appius, was für einen Schritt du thust. Kommt Virginius, so wird er selbst zusehen, wie er für seine Tochter zu sorgen hat; jezt will ich, die Freiheit meiner Braut zu retten, eher vom Leben lassen, als von der Treue!“

Die Menge war in Bewegung, und ein Kampf schien bevorzustehen. Die Lictoren hatten den Scilius umstellt. Doch blieb es bei Drohungen, da Appius erklärte, wenn Virgen für das Mädchen gestellt würden, wolle er die Entscheidung bis zum folgenden Tage verschieben;

dann werde er seinen Spruch ausführen, gleichviel, ob der Vater sich stelle oder nicht.

Raum war dieser Ausschub der Frevelthat verkündet, so setzten zwei rasche Jünglinge, des Scilius Bruder und des Numitorius Sohn, sich zu Pferde und eilten zum Lager, um den Vater herbeizuholen.

Als nun Scilius mit Stellung der Bürgen geflißentlich zögerte, um die in das Lager Abgeschickten einen Vorsprung gewinnen zu lassen, so drang der Kläger in ihn, seine Bürgen zu stellen, wenn er wolle, daß das Mädchen vorerst noch in Freiheit bleibe. Da streckte das Volk rings umher die Hände empor, und jeder bot sich dem Scilius zur Bürgschaft an. Mit Thränen erwiderte er: „Ich danke euch. Morgen werde ich von eurer Hülfe Gebrauch machen. Jetzt haben wir Bürgen genug.“ So wurde Virginia gegen Bürgschaft der nächsten Verwandten bis zur Entscheidung im Besitze der Thronen gelassen.

Appius wartete dann noch eine Weile, damit es nicht so scheinen sollte, als hätte er nur dieser Sache wegen zu Gericht geseffen. Da aber niemand vortrat — denn aus Teilnahme für diesen einen Gegenstand setzte man alles übrige zurück — so ging er endlich nach Hause und schrieb seinen Amtsgenossen ins Lager, sie möchten dem Virginius keinen Urlaub geben, sondern denselben verhaften. Dieser schändliche Anschlag kam glücklicherweise zu spät. Schon um die erste Nachtwache hatte Virginius mit Erlaubnis der Feldherren das Lager verlassen, während der Brief mit dem Auftrage, ihn festzuhalten, erst am folgenden Morgen eingeliefert wurde.

Schon in früher Stunde führte Virginius seine Tochter auf das Forum, wo die Bürger bereits erwartungsvoll standen. Beide waren in Trauergewändern, und ihnen folgten viele ehrbare Frauen und eine große Zahl von Beiständen. Virginius ging bei den Bürgern umher, faßte ihre Hände und erbat nicht nur ihre Hülfe als eine Gefälligkeit, sondern forderte sie als eine Pflicht, da er täglich für ihre Kinder und Gattinnen in Reihe und Glied stehe, und da es keinen gebe, von dem mehr wackere und mutige Thaten angeführt werden könnten. Was helfe ihm nun dies alles, wenn trotzdem seine Kinder eine Behandlung erleiden sollten, wie sie von Feinden nach einer Eroberung nicht schlimmer zu fürchten sei. So sprechend, ging er von Mann zu Mann, ähnliche Reden führte Scilius; die Frauen sprachen kein Wort, aber ihre Thränen rührten mehr, als alle Worte vermocht hätten.

Gegen dies alles verhärtet, bestieg Appius den Richterstuhl. Nachdem der Kläger sich kurz beschwert hatte, daß man ihm gestern sein Recht vorenthalten habe, nahm Appius, ohne jenen sein Gesuch zu Ende bringen zu lassen oder dem Virginius Zeit zur Gegenrede zu ge-

statten, das Wort und sprach dem Kläger das Recht zu, sich seiner Sklavin zu bemächtigen.

Anfangs waren alle starr vor Staunen, und tiefe Stille herrschte. Als aber Markus Klaudius hinging, das von den Frauen umringte Mädchen zu greifen, da rief Virginius, seine Hände gegen den Appius emporstreckend: „Appius, dem Scilius habe ich meine Tochter versprochen, nicht dir! Erzogen habe ich sie zur Ehe, nicht zur Sklaverei! Ob hier deine Schändlichkeit durchgehen wird, das weiß ich nicht; doch hoffe ich, daß die es nicht dulden werden, welche Waffen in den Händen haben.“

Die Umstehenden stießen den Kläger zurück; der Herold aber gebot Stille, und Appius begann, er sei auf Widerstand und Kampf gefaßt und habe deshalb Bewaffnete mitgebracht, nicht um irgend einem der ruhigen Bürger wehe zu thun, sondern um die Störer der öffentlichen Ruhe zu strafen, wie sein Amt es fordere. „Also rate ich euch, ruhig zu sein. Dorthin, Lictor! Treibe den Haufen auseinander und schaffe Platz, daß der Eigentümer seine Sklavin greifen kann!“

Als er diese Worte in vollem Zorn herabgedonnert hatte, trat die Menge von selbst auseinander, und das Mädchen stand verlassen da, der Mißhandlung preisgegeben. Da sprach Virginius, der nirgend Hilfe sah: „Ich bitte dich, Appius, dem väterlichen Schmerze zu verzeihen, daß ich so heftig gegen dich aufgefahren bin. Erlaube mir, hier im Angesichte des Mädchens die Amme zu befragen, was an der Sache sei, damit ich beruhigter abtreten kann, wenn ich mit Unrecht Vater genannt worden bin.“ Mit Erlaubnis des Decemvirs führte er nun Tochter und Amme auf die Seite, zu den Krambuden neben dem Tempel der Kloacina. Hier ergriff er das Messer eines Fleischers, und mit den Worten: „Kind, dies einzige Mittel bleibt mir, deine Freiheit zu retten!“ stieß er es in die Brust des Mädchens. Dann rief er zum Richtersthule hinauf: „Auf dich, Appius, und dein Haupt lade ich den Fluch dieses Blutes!“ Während des Geschreies, das die gräßliche That erregte, befahl Appius zwar, den Virginius zu greifen; dieser aber, das Messer in der Hand, bahnte sich den Weg, bis er, von der nacheilenden Menge gedeckt, das Thor erreichte.

III.

Scilius und Numitorius hoben den entseelten Körper auf, zeigten ihn dem Volke und klagten laut über des Appius Schändlichkeit, über die unglückliche Schönheit des Mädchens, über die Not, die den Vater zu der harten That getrieben. Während war da die Klage der Weiber,

während der Unwille der Männer laut wurde über die schutzlose Lage der Plebejer, seitdem ihnen die Hülfe der Tribunen und das Recht der Berufung entrißen sei.

Während so die Menge in Bewegung geriet über die empörende Bosheit, regte sich zugleich die Hoffnung, bei dieser Gelegenheit die verlorene Freiheit wiederzugewinnen. Appius befahl, den Scilius zu greifen und ins Gefängnis zu werfen; das Volk aber zerbrach die Fasces der Viktoren, und eine stürmische Schlägerei erfolgte. Appius bestieg die Rednerbühne, Horatius und Valerius nach ihm. Auf sie hörte die Versammlung, dem Appius aber tobte sie entgegen. Da sah er seinen Troß bestiegt und floh aus Furcht für sein Leben mit verhülltem Haupte in ein Haus nicht weit vom Forum.

Von der anderen Seite eilte Spurius Oppius auf das Forum seinem Amtsgenossen zu Hülfe; doch sah er die Regierung schon durch den Aufruhr bestiegt und wußte anfangs nicht recht, was er thun sollte. Dann entschloß er sich, den Senat zu berufen.

Die Väter waren der Meinung, daß die Plebejer nicht noch mehr gereizt werden dürften; vor allem aber sei zu verhüten, daß Virginius nicht einen Aufstand im Heere veranlasse. Also wurden die jüngeren Senatoren ins Lager geschickt, um den Decemviren zu sagen, sie möchten alles Mögliche thun, die Soldaten von einer Empörung zurückzuhalten. Virginius aber war schon vor ihnen mit etwa vierhundert Bürgern angekommen, die ihn voll Unwillen über die Schändlichkeit des Appius begleitet hatten. Das blutige Messer noch in der Hand, hatte er die Gewaltthat des Appius erzählt und dadurch die Soldaten in die größte Erregung versetzt. Auf seine lauten Klagen antworteten sie mit einstimmigem Ruf, sie würden ihm Rache verschaffen und zugleich für ihre Freiheit einstehen. Man griff zu den Waffen und trat den Marsch auf Rom an, so sehr sich auch die Decemviren, hierhin und dorthin eilend, bemühten, die Bewegung zu stillen.

In geschlossenen Reihen zogen die Soldaten zur Stadt und besetzten den Aventinus, indem sie jeden Plebejer, der ihnen begegnete, zur Wiedereroberung der Freiheit und zur Tribunenwahl aufforderten. Weiter hörte man kein hartes Wort. Auf den Rat des Virginius wählten sie zur obersten Leitung zehn Männer und nannten dieselben Kriegstribunen. Den Abgesandten des Senates antwortete man, der Senat solle den Lucius Valerius und Markus Horatius schicken; mit anderen wolle man nicht unterhandeln.

Auch das Heer im Sabinischen blieb nicht ruhig. Auf Betrieb des Scilius und Numitorius wählte man auch hier zehn Kriegstribunen und zog dann mitten durch die Stadt auf den Aventinus. Beide Heere

vereinigten sich, und die zwanzig Kriegstribunen wählten aus ihrer Mitte den Markus Oppius und den Sextus Manilius zu Oberbefehlshabern.

Die besorgten Väter versammelten sich unterdes täglich im Senate, und es kam zu heftigem Streite. Den Decemviren hielten sie die Ermordung des Siccius vor, die Frechheit des Appius und die schmachvolle Kriegführung. Sie wünschten, Valerius und Horatius möchten auf den Aventinus gehen. Diese aber versicherten, sie würden nicht eher hinausgehen, als bis die Decemviren ihr Amt niedergelegt hätten, das schon vor einem Jahre zu Ende gewesen sei. Trotzdem weigerten sich die Decemviren, die Regierung aufzugeben. Als dies die Plebejer erfuhren, zogen sie vom Aventinus auf den Heiligen Berg. Durch diesen Ort, glaubten sie, würden die Väter an die Beharrlichkeit der Plebs erinnert werden und erkennen, daß ohne Wiedereinsetzung der Tribunen keine Eintracht möglich sei. Den Soldaten folgten die anderen Plebejer, sowie Frauen und Kinder.

Nun schlossen sich immer mehr von den Vätern dem Valerius und Horatius an; immer schärfer und einmütiger verlangte der Senat die Abdankung der Decemviren, bis diese sich endlich fügten. Nur baten sie, man möge sie gegen den Haß der Plebejer schützen und sich hüten, durch ihre Bestrafung die Plebs an Hinrichtungen der Väter zu gewöhnen.

Jetzt wurden Valerius und Horatius abgeschickt, um die Plebejer unter zweckmäßigen Bedingungen zurückzuführen und zugleich die Decemviren sicherzustellen. Sie wurden mit großer Freude und lebhaftem Danke empfangen. Die Plebejer verlangten die Wiederherstellung des tribunicischen Amtes und des Rechts der Berufung, welche schon vor Einsetzung der Decemviren die Schutzmittel der Plebs gewesen waren. Außerdem forderten sie, daß man niemand wegen dieses Aufstandes zur Verantwortung jöge, die Decemviren aber ihnen auslieferte, indem sie zugleich drohten, dieselben zu verbrennen.

Von dieser letzten Bedingung standen sie indessen ab; die anderen wurden vom Senate genehmigt. Nun zogen die Plebejer wieder auf den Aventinus und wählten daselbst unter Leitung des Oberpriesters zehn Volkstribunen. Zu Konsuln für das nächste Jahr ernannte man unter Leitung eines Zwischenkönigs den Valerius und den Horatius. Auf deren Antrag wurde die Unverletzlichkeit der Tribunen wiederhergestellt und beschlossen, daß von nun an alles, was die Plebs durch Abstimmung der Tribus festsetze, das Gesamtvolk binden solle. Gemäß dem Antrage des Tribunen Duilius wurde ferner bestimmt, wer die Plebs ohne Tribunen lasse und wer einen Beamten einsetze, von dem

keine Berufung an das Volk gestattet sei, der solle an Rücken und Haupt gestraft werden. Zugleich ließ man die Gesetze der Decemvirn in zwölf eiserne Tafeln eingraben, die auf dem Forum aufgestellt wurden.

Nicht lange nachher wurden Appius Klaudius und Spurius Oppius vor Gericht gefordert und ins Gefängnis gesetzt, machten aber noch vor dem Gerichtstage ihrem Leben selbst ein Ende. Ihre Güter wurden eingezogen, ebenso die der andern Decemvirn, welche alle freiwillig in die Verbannung gingen.

Unterdes kamen von den Latinern und Hernikern Gesandte zu Rom an, um Vätern und Plebejern zu ihrer Eintracht Glück zu wünschen und dafür dem Besten und Mächtigsten Jupiter einen goldenen Kranz als Weihgeschenk auf das Kapitol zu bringen. Zugleich berichteten sie, daß Ager und Volkser mit aller Macht zum Kriege rüsteten. Als die Konsuln deshalb die Aushebung vornahmen, meldeten sich außer den Dienstpflichtigen noch zahlreiche Freiwillige, die bereits das Dienstalter überschritten hatten. Um so stärker wurde das Heer an Zahl, aber auch an Wert der Truppen, da in ihm so viele Veteranen dienten. Beide Konsuln schlugen die Feinde in entscheidenden Schlachten und kehrten siegreich nach Rom zurück. Als dennoch der Senat ihnen den Triumph verweigerte, beantragte ihn der Tribun Scilius beim Volke, und dieses genehmigte seinen Antrag, so eifrig auch die Väter dagegen stritten. Dies war das erste Mal, daß ohne Zustimmung der Väter auf Beschluß des Volkes ein Triumph gehalten wurde.

25.

Von der Einsetzung der Konsulartribunen und Censoren.

Wenige Jahre nach dem Sturze der Decemvirn traten die Volkstribunen mit neuen Forderungen auf. Gajus Kanulejus beantragte, daß Ehen zwischen Patriciern und Plebejern gestattet würden. Zugleich wurde von anderen Tribunen der Gedanke in Anregung gebracht, daß es erlaubt sein müsse, den einen Consul aus der Plebs zu wählen, und bald kam es so weit, daß neun Tribunen den Antrag stellten, es solle dem Volke freistehen, die Consuln nach Gefallen aus den Plebejern oder aus den Vätern zu wählen. Beiden Anträgen widersetzten sich die Väter, so lebhaft sie konnten. Sie wollten keine Vermischung der patricischen und plebejischen Familien; denn sie fürchteten als Folge derselben den Verlust der den alten Geschlechtern zustehenden Vorrechte.

⁴⁴⁵
v. Chr. Nach heftigem Streite genehmigten die Väter zuletzt den Antrag wegen der Ehen. Betreffs der Consulwahl aber beschlossen sie, an Stelle der Consuln Kriegstribunen mit allen Rechten der Consuln wählen zu lassen und zu gestatten, daß auch Plebejer für dieses Amt gewählt würden. Damit begnügten sich die Tribunen und die Plebs.

⁴⁴⁴
v. Chr. So traten im Jahre 310 nach Erbauung der Stadt zum ersten Male drei Kriegstribunen statt der Consuln ins Amt, alle drei Patricier, da sich das Volk mit dem Rechte, auch Plebejer wählen zu dürfen, begnügt, bei der Wahl aber nur auf solche Männer Rücksicht genommen hatte, die schon aus früheren Ämtern als tüchtig bekannt waren. Siebenund-siebzig Jahre hindurch wurde seitdem für jedes Jahr vom Senate bestimmt, ob Consuln oder Kriegstribunen mit Consulmacht gewählt werden sollten. Wenn die Väter sicher waren, daß die Wahl nur auf Patricier fallen würde, so beschlossen sie, daß Consuln gewählt werden sollten; fürchteten sie aber die Wahl von Plebejern, so ließen sie Consultribunen wählen, um die Ehre des wirklichen Consulamtes den alten Geschlechtern vorzubehalten.

Im nächsten Jahre (311), für welches wieder Consuln gewählt waren, mußte die Schätzung gehalten werden. Die Consuln aber waren des drohenden Krieges und anderer Geschäfte wegen nicht instande, dieselbe zu leiten. Deshalb trugen sie beim Senate darauf an, besondere Beamte zu wählen, denen die Abhaltung der Schätzung, die Abfassung und Aufbewahrung der Verzeichnisse und alle notwendige Schreiberei obliegen sollte. Die Väter freuten sich, ein neues Patricieramt einzurichten; auch die Tribunen hatten nichts dagegen, da sie der Meinung waren, die Thätigkeit der neuen Beamten sei wohl notwendig, verleihe ihnen aber keinen besonderen Ruhm. Demgemäß wurden zwei Consulare, Papirius und Sempronius, unter dem Titel Censoren zu Vorstehern der Schätzung (Census) ernannt. So entstand das Amt der Censur, welches in der Folge so großes Ansehen bekam, daß den Censoren die Aufsicht über Roms Sitten und Zucht, über den Senat und die Rittercenturien, die Entscheidung über Ehre und Schande aller Plebejer zustand, und daß alles, was den öffentlichen und privaten Grundbesitz sowie die Staatseinkünfte des römischen Volkes betraf, von ihrem Willen und ihrer Zustimmung abhing.

Fünf Jahre lang, je von einem Census zum anderen, sollte das Amt der Censoren dauern. Doch schon nach zehn Jahren stellte der Diktator Mamerkus Aemilius den Antrag, daß sie in achtzehn Monaten die Schätzung beenden und dann ihr Amt niederlegen sollten. „Das beste Schutzmittel der Freiheit,“ sagte er, „besteht darin, daß man die großen Gewalten nicht von langer Dauer sein läßt, sondern sie durch

die Zeit beschränkt, wenn man ihre Rechte nicht beschränken kann. Die anderen obrigkeitlichen Ämter sind einjährig, nur die Censur fünfjährig. Es ist doch hart, zwei Männern eine so lange Zeit hindurch unterworfen zu sein.“ Nachdem sein Antrag unter großem Beifalle des Volkes zum Gesetze erhoben worden war, sprach der Diktator: „Damit ihr auch durch die That erfahret, Quiriten, wie wenig die lange dauernden Ämter meinen Beifall haben, so lege ich meine Diktatur hiermit nieder.“ Als er so sein eigenes Amt aufgegeben und einem anderen Schranken gesetzt hatte, gab ihm das Volk unter lauten Glückwünschen und Beifallsbezeugungen das Geleit bis zu seinem Hause.

Die Censoren aber verdroß es, daß Mamerkus ein Staatsamt des römischen Volkes beeinträchtigt hatte. Sie setzten ihn deshalb in die unterste Klasse, die von der Abstimmung in Centurien und Tribus ausgeschlossen war, und erhöhten zugleich die von ihm zu entrichtende Steuer auf das Achtefache. Er selbst ertrug dies mit großer Seelenstärke, weil er sich um der Ursache seiner Beschimpfung willen über die Beschimpfung selbst hinwegsetzte. Der Unwille der Plebejer aber war so groß, daß nur das Ansehen des Mamerkus imstande war, sie von Gewaltthätigkeiten gegen die Censoren abzuhalten. Dieses sein persönliche Ansehen wurde durch die Strafe nicht vermindert, und als wenige Jahre später große Siege der Vejenter den Staat in Gefahr brachten, wurde er von neuem zum Diktator ernannt. Sobald die Lage des Staates den tüchtigsten Mann erforderte, scheute man sich nicht, ihm die höchste Gewalt zu übertragen, obgleich ihn die Censoren in unwürdiger Weise beschimpft hatten.

26.

Von der Belagerung Vejis.

406-396
v. Chr.

Fast die ganze Zeit, in welcher abwechselnd Konsuln oder konsularische Kriegstribunen gewählt wurden, war erfüllt von Kämpfen mit den Vejentern. In einem dieser Kämpfe gelang es dem Konsulartribunen Aulus Kornelius Kossus, den Vejenterkönig Tolumnius mit eigener Hand zu töten und ihm die Rüstung abzuführen. Er weihte sie dem Jupiter Feretrius und hing sie neben die erste Feldherrnbeute, die König Romulus einst erkämpft hatte. Mit diesem ersten Könige und Gründer des römischen Namens verglichen ihn auch die Lieder, die von den Soldaten ihm zu Ehren gesungen wurden.

Dieser Krieg mit den Vejentern wurde immer heftiger, und man konnte voraussehen, daß er nicht früher ein Ende finden würde, als mit

der völligen Befiegung des einen oder des anderen Theiles. Die Römer legten es deshalb darauf an, nicht nur die Vejenter abzuwehren, ihr Gebiet zu verwüsten und ihre Heere zu schlagen, sondern die Stadt selbst zu erobern. Da dieselbe aber groß und fest war, eine Erstürmung also wenig Erfolg versprach, so zogen die römischen Feldherren es vor, sie einzuschließen, und als der Sommer zu Ende ging, legten sie Hütten an, um die Belagerung auch während des Winters fortzusetzen. Dies war für die Römer etwas ganz Neues, und die Tribunen klagten sehr darüber, daß jetzt dem Soldaten nicht einmal während des Winters gestattet werde, in sein Haus zurückzukehren und nach dem Seinigen zu sehen.

Von den anderen Etruskern bekamen die Vejenter wenig Hülfe, theils weil die Vejenter einen König gewählt hatten, der den anderen schon vorher wegen seines Übermutes verhaßt war, theils weil die Etrusker eben damals durch das wilde Volk der Gallier von Norden her bedrängt wurden. Nur die Kapenaten und Falisker zogen zur Unterstützung Vejis herbei. Die Römer mußten deshalb ihre Verschanzungen so einrichten, daß sie auf zwei Seiten Bollwerke hatten, die einen der Stadt zugekehrt gegen die Ausfälle der Belagerten, die anderen gegen Etrurien hin zur Abwehr des Entsatzes. Wiederholt wurden sie dabei auf beiden Seiten zugleich angegriffen; mehr als einmal wurden sie geschlagen und ihre Verschanzungen zerstört. Sie ließen aber den Mut nicht sinken und begannen die Belagerungsarbeiten immer von neuem. Je länger der Krieg dauerte und je schlimmer die Niederlagen waren, um so größer wurde ihr Eifer. Freiwillig eilten die Plebejer zu den Waffen, mochten auch die Tribunen zu Hause schelten und die Aushebung zu hindern versuchen.

Schon in das achte Jahr zog sich die Belagerung, als allerlei schreckliche Wunderzeichen gemeldet wurden. Eins davon erregte allgemeine Besorgnis; ohne Regengüsse oder einen anderen erkennbaren Grund stieg der Albaner See zu ungewohnter Höhe. Ein gefangener etruskischer Opferschauer verkündete, nicht eher werde Veji fallen, als bis das Wasser des Albaner Sees abgelassen sei. Da man aber dem Etrusker nicht hinlänglich glaubte, so beschloß man das delphische Orakel zu befragen. Die dorthin abgeschickten Gesandten brachten den Bescheid zurück, der See dürfe das Wasser nicht länger fassen; aber auch zum Meere solle es nicht rinnen, sondern, durch Kunst in Bäche verteilt, die Gefilde nehen; dann möge der Römer kühn die Mauern der Feinde hinansteigen; nach geendetem Kriege aber solle er als Sieger dem delphischen Tempel ein herrliches Geschenk weihen und den vernachlässigten väterlichen Gottesdienst in feierlicher Weise wiederherstellen.

Nun freilich bot man alles auf, um den Spruch des Orakels zu erfüllen. Das Wasser des Sees wurde auf die Felder geleitet; alle heiligen Gebräuche wurden gehörig erneuert und in den Tempeln feierliche Gebete angestellt. Zugleich aber wurde Markus Furius Kamillus, der bereits dreimal konsularischer Kriegstribun gewesen war, zum Diktator ernannt.

Es war im zehnten Jahre der Belagerung, als Kamillus den Oberbefehl übernahm. Mit dem Wechsel des Feldherrn änderte sich auf einmal alles; neue Hoffnung, neuer Mut schien den Römern aufzugehen. Schon in Rom begann Kamillus damit, alle diejenigen, welche in der letzten Schlacht geflohen waren, nach Kriegsrecht zu bestrafen, und bewirkte dadurch, daß die Soldaten den Zorn des Feldherrn noch mehr fürchteten, als den Feind. Dann hielt er eine neue Aushebung, zu der sich zahlreiche junge Latiner und Herniker freiwillig meldeten. Nachdem der Diktator ihnen im Senate seinen Dank ausgesprochen und alle Vorbereitungen zum Kriege getroffen hatte, gelobte er, nach der Eroberung Vejis große Spiele zu Ehren der Götter zu veranstalten und den in Verfall geratenen Tempel der Mutter Matuta wiederherzustellen.

Von Rom aus zog er zunächst gegen das Heer der Falisker und Kapenaten, das im Gebiete von Nepete stand. Er schlug den Feind, nahm sein Lager und machte ansehnliche Beute, die er größtenteils dem Schatzmeister übergab; der Soldat bekam nur wenig. Nun führte er das Heer vor Veji, ließ die Schanzen näher zusammenrücken und verbot jeden Kampf, zu dem er nicht den Befehl gegeben. An Stelle der planlosen Kämpfe, die bis dahin zwischen Wall und Stadtmauer häufig vorgefallen waren, traten nun regelmäßige Belagerungsarbeiten. Die wichtigste und mühevollste derselben war ein unterirdischer Gang, den man zur Burg der Feinde hinaufführte. Damit dies Werk ununterbrochen fortgesetzt, die Leute aber durch die unterirdische Arbeit nicht aufgerieben würden, teilte Kamillus die Soldaten in sechs Abteilungen, deren jede der Reihe nach sechs Stunden arbeiten mußte. Sie ließen nicht nach, bei Tage und bei Nacht zu graben, bis sie sich den Weg in die Burg gebahnt hatten.

Als der Diktator sah, daß der Sieg in seinen Händen sei, daß die reiche Stadt fallen und mehr Beute geben werde, als alle früheren Kriege zusammen, schrieb er an den Senat und fragte, was mit der Beute geschehen solle. Die Väter waren darüber verschiedener Ansicht. Die einen wollten alle Beute für den Staatsschatz einziehen, damit die Plebejer so viel weniger an Steuern aufzubringen hätten. Die anderen wollten die Beute den Soldaten lassen, wünschten aber, daß nach so vielen Beschwerden des Krieges auch die in der Stadt zurückgebliebenen

Plebejer an derselben teilnehmen könnten. Diese Meinung siegte, und der Senat ließ verkünden, wer Lust habe, in Veji Beute zu machen, möge sich zum Diktator ins Lager begeben. Eine ansehnliche Menge kam dieser Aufforderung nach.

Wie nun der Diktator zum Sturme schritt, betete er: „Unter deiner Führung, Pythischer Apollo, und auf deinen Rat mache ich mich auf, die Stadt Veji zu zerstören, und ich gelobe dir den zehnten Teil ihrer Beute. Auch dich, Götterkönigin Juno, die du jetzt Veji bewohnst, bitte ich, uns Siegern in unsere, bald auch deine Stadt zu folgen, wo ein deiner Hoheit würdiger Tempel dich aufnehmen soll.“

Nach diesem Gebete griff er die Stadt von allen Seiten zugleich an, so daß die Vejenter sich nicht erklären konnten, weshalb die Römer, bei denen seit mehreren Tagen sich keiner von den Posten entfernt hatte, jetzt von plötzlicher Wut ergriffen, so unerwartet zu den Mauern heranzürzten. Zugleich traten die auserlesenen Krieger, die in dem Erdgange aufgestellt waren, im Tempel der Juno auf der vejentischen Burg plötzlich hervor. Ein Teil von ihnen griff die Feinde auf den Mauern im Rücken an; ein anderer erbrach die Thore; ein dritter steckte die Häuser in Brand, von deren Dächern Weiber und Sklaven Feldsteine und Ziegel herabwarfen. Überall ertönte Geschrei, hier voll wilder Drohung, dort voll Todesangst. Durch die Thore und über die verlassenen Mauern stürmten die Römer scharenweise herein, und allenthalben wurde gefochten. Nach langem Gemekel wurde das Gefecht endlich schwächer, und der Diktator ließ durch Herolde den Befehl ausrufen, der Unbewaffneten zu schonen. So wurde das Blutvergießen beendet. Die Vejenter streckten die Waffen, und auf Erlaubnis des Diktators zerstreuten sich die Soldaten zum Plündern.

Den Tag darauf ließ Kamillus die Gefangenen als Sklaven verkaufen. Das dadurch gewonnene Geld wurde in den Staatsschatz geliefert. Selbst hierüber murrten die Plebejer, wiewohl ihnen die ganze übrige Beute überlassen war. Als alle Habe der Einwohner von Veji abgeführt war, begann man in ehrfurchtsvoller Weise auch die den Göttern geweihten Geschenke und die Götterbilder selbst fortzubringen. Von weiß gelleideten Jünglingen getragen, langte das Bild der Juno unverfehrt auf dem Aventinus an, wohin der Diktator die Göttin eingeladen hatte und wo er ihr später den gelobten Tempel weihte.

Dies Ende nahm Veji, eine der mächtigsten Städte Etruriens, deren Größe noch bei ihrem Untergange sich zeigte. Denn erst nach einer zehn Sommer und Winter dauernden Belagerung und nachdem sie ihren Feinden größeren Verlust beigebracht als sie selbst erlitten

hatte, brach ihr Schicksal über sie herein. Und auch dann konnte sie nicht durch Sturm, sondern nur durch Belagerungswerke erobert werden.

Zu Rom ordnete der Senat ein Dankfest von vier Tagen an, länger, als je eins nach irgend einem Kriege gedauert hatte. Feierlich war die Ankunft des Diktators, und sein Triumph überstieg bei weitem die gewöhnliche Weise, solchen Tag zu verherrlichen. Viel Anstoß aber erregte es, daß er bei seinem Einzuge in die Stadt auf einem Wagen mit weißen Pferden fuhr, wodurch er sich dem Jupiter und dem Sonnengotte gleichzustellen schien.

Da nun Kamillus den zehnten Teil der Beute dem Apollo gelobt hatte, so wurde angefragt, jeder, der sich und sein Haus dieser heiligen Verbindlichkeit entledigen wolle, habe nach eigener Schätzung den Wert des zehnten Teils seiner Beute einzuliefern. Dann wurde eine Berechnung angestellt über den Wert der Stadt Veji und ihres Gebietes; den zehnten Teil dieser Abschätzung zahlte die Schatzkammer an die Kriegstribunen, um dafür Gold zum Weihgeschenke zu kaufen. Da aber so viel Gold nicht zu kaufen war, brachten die vornehmen Frauen ihr goldenes Geschmeide herbei. Von dem so gesammelten Golde wurde ein Mischkessel verfertigt, den drei Gesandte auf einem Kriegsschiffe nach Delphi bringen sollten. Doch unterwegs, in der Nähe der sicilischen Meerenge, wurde ihr Schiff von liparischen Seeräubern aufgebracht und nach Lipara geführt. Als hier der Herrscher der Seeräuber von den Gesandten den Zweck ihrer Reise erfahren hatte, nahm er sie aus Achtung vor dem römischen Namen wie vor dem Gotte, dem die kostbare Gabe bestimmt war, gastlich auf, begleitete sie mit mehreren Kriegsschiffen nach Delphi und brachte sie dann wohlbehalten nach Rom zurück, wo der Senat beschloß, Gastfreundschaft mit ihm zu schließen und ihn im Namen des Staates zu beschenken.

Die Widmung jenes Geschenkes für den Apollo und die zu diesem Zwecke befohlene Herausgabe des zehnten Teiles der Beute weckte bei den Plebejern Abneigung gegen den Kamillus, die durch sein heftiges Auftreten gegen die Tribunen sehr vermehrt wurde. Da diese ihm sonst nichts Bestimmtes vorwerfen konnten, suchten sie ihn wegen der vejentischen Beute zur Verantwortung zu ziehen, und im fünften Jahre nach der Eroberung Vejis bestimmte ihm Lucius Apulejus deshalb einen Gerichtstag. Kamillus, der eben erst einen erwachsenen Sohn verloren hatte, berief seine Bezirksgenossen und seine Klienten, die einen nicht geringen Teil der Plebs ausmachten, zu sich ins Haus, um ihre Gefinnung zu erfahren. Hier mußte er die Antwort hören, daß sie die Summe, zu der man ihn verurteilen werde, zusammenlegen wollten;

freisprechen aber könnten sie ihn nicht. Darauf ging er in die Verbannung, indem er die unsterblichen Götter bat, wenn er dies Unrecht unschuldig leide, so möchten sie bewirken, daß seine undankbaren Mitbürger ihn sobald als möglich vermißten. In seiner Abwesenheit wurde er zu einer Geldstrafe von 1500 schweren Assen verurtheilt.

27.

Wie Rom von den Galliern erobert und zerstört wurde.

390
v. Chr.

I.

Der Wunsch des Kamillus sollte bald in Erfüllung gehen. Gleich nachdem er Rom verlassen hatte, kamen Gesandte von Klusium mit der Bitte um Hülfe gegen die Gallier. Schon zweihundert Jahre früher, als noch Tarquinius Priscus in Rom regierte, waren große Haufen der Kelten, die den dritten Teil Galliens bewohnten, gelockt durch die Süßigkeit der Früchte und des Weines, eines ihnen damals noch neuen Genusses, über die Alpen gekommen. In der Nähe des Ticinus hatten sie die Etrusker besiegt und eine Stadt gebaut, die sie Mediolanum nannten. Andere Scharen, vom Stamme der Cenomanen, waren ihnen gefolgt und hatten sich da niedergelassen, wo jetzt die Städte Brescia und Verona liegen. Zwischen diesen und jenen ersten Haufen nahmen die Saluvier ihre Wohnstätte, Bojer und Lingonen setzten sich südlich vom Po, die letzten Ankömmlinge endlich, die Senonen, zogen vor Klusium. Durch ihre große Menge, ihre wilden Gestalten und die ungewohnte Art ihrer Waffen erschreckt, baten die Klusiner den römischen Senat um Hülfe.

Die Hülfe wurde ihnen nicht bewilligt; doch schickte man drei Gesandte hin, die Söhne des Markus Fabius Ambustus, welche den Galliern vorstellen sollten, sie möchten vor Angriffen auf römische Bundesgenossen und Freunde abstehen, zumal sie nie von denselben beleidigt worden seien. Die Römer würdten dieselben, wenn es sein müßte, auch mit den Waffen unterstützen, hielten es aber für besser, den Krieg zu vermeiden und mit den Galliern in Frieden, als durch die Waffen bekannt zu werden. Das war keine unfriedliche Bestellung; nur hatte sie gar zu hitzige Überbringer, die mehr den Galliern als den Römern glichen. Nachdem sie ihren Auftrag in der Versammlung der Gallier ausgerichtet hatten, gaben ihnen diese zur Antwort, ob sie gleich den Namen der Römer zum ersten Male hörten, so glaubten sie doch, es

müßten tapfere Männer sein, deren Hülfe die Klusiner in solcher Not erbeten hätten. Deshalb wollten sie den angetragenen Frieden nicht zurückweisen. Da die Klusiner aber größere Strecken Landes besäßen, als sie bebauten, so sollten sie einen Teil davon den Galliern abtreten, die neue Wohnsitze suchten. Unter anderen Bedingungen könne der Friede nicht statthaben. Sie seien bereit, die Antwort der Klusiner im Beisein der Römer zu vernehmen, seien auch bereit, in Gegenwart derselben zu kämpfen, damit die Gesandten bezeugen könnten, wie weit die Gallier alle übrigen Sterblichen an Tapferkeit überträfen. Als die Römer nun aber fragten, was für ein Recht das sei, den Eigentümern ihr Land abzufordern und mit den Waffen zu drohen, was ferner Gallier in Etrurien zu suchen hätten, da erwiderten sie trotzig, ihr Recht trügen sie in den Waffen, und tapferen Männern gehöre alles. So trennte man sich mit gegenseitiger Erbitterung, und die Schlacht begann.

Auch die Gesandten griffen zu den Waffen und begingen damit eine Verletzung des Völkerrechts, die nicht verborgen bleiben konnte, da sie durch ihre Tapferkeit die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Quintus Fabius sprengte auf seinem Pferde weit vor die Linie und durchbohrte einen feindlichen Anführer. Als er ihm die Rüstung abzog, erkannten ihn die Gallier, und durch ihre ganze Linie wurde es kund, daß dies einer von den römischen Gesandten sei. Sogleich gaben sie ihren Zorn gegen die Klusiner auf, bliesen zum Rückzuge und drohten den Römern. Einige rieten, ohne Verzug gegen Rom zu ziehen; allein die Älteren setzten durch, daß man vorher Gesandte abschickte, sich über das Unrecht zu beschweren und wegen des verletzten Völkerrechtes die Auslieferung der Fabier zu verlangen.

Als die Gesandten der Gallier sich ihrer Aufträge entledigt hatten, mißbilligten die Väter allerdings das Betragen der Fabier und hielten die Forderung der Barbaren für gerecht. Aber aus Parteilichkeit für Männer von so vornehmer Geburt scheuten sie sich, einen ihrer Überzeugung entsprechenden Beschluß zu fassen. Doch wollten sie auch die Schuld des Krieges nicht allein tragen und verwiesen deshalb die Untersuchung der gallischen Forderung an das Gesamtvolk. Hier galten Einfluß und Macht so viel, daß man eben die, über deren Bestrafung erkannt werden sollte, für das nächste Jahr zu Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt ernannte. Außer ihnen wurden noch drei andere Konsulartribunen gewählt.

Da verließen die gallischen Gesandten unter lauter Androhung des Krieges Rom und kehrten zurück. Auf ihren Bericht, daß man den Frevlern sogar Ehre erwiesen habe, rissen die Gallier, wütend vor Zorn, den dies Volk nicht zu beherrschen weiß, ihre Fahnen aus der Erde

und machten sich im Eilmarsche auf den Weg. Den Bürgern der Städte, die, durch das Getümmel des im Fluge vorüberziehenden Heeres geschreckt, zu den Waffen eilten, und den flüchtenden Landleuten gaben sie mit lautem Geschrei zu verstehen, sie zögen auf Rom. Wohin sie kamen, bedeckte ihr weit sich dehnender Zug mit Roß und Mann einen ungeheuren Raum. In Rom erregte die Schnelligkeit der Feinde den meisten Schrecken. Denn obgleich man sich mit einem nur eben zusammengerafften Heere schleunig aufmachte, so konnte man doch kaum noch den elften Milienstein erreichen, bei welchem sich der Fluß Allia nahe der Straße mit dem Tiberstrom vereinigt. Schon hatte man überall vor sich und auf beiden Seiten Feinde, deren wilder Gesang und mannigfaches Geschrei alles umher mit fürchterlichen Tönen erfüllte.

Die Kriegstribunen nahmen den Kampf an, ohne vorher einen Platz zum Lager zu wählen, ohne eine Verschanzung anzulegen, in die sie sich zurückziehen könnten, ja ohne Bögel und Opfer zu befragen. Ihre Linie stellten sie so auf, daß sie dieselbe nach beiden Seiten ausbreiteten, um nicht von der Menge der Feinde umzingelt zu werden. Dennoch wurde ihre Schlachtreihe der feindlichen nicht gleich, obwohl sie ihr Mitteltreffen durch die Ausdehnung so schwächten, daß es fast ohne Zusammenhang war. Zur Rechten war eine kleine Anhöhe, die man mit einem Rückhalte zu besetzen beschloß. Aber gerade diesen Rückhalt griff Brennus, der Gallierfürst, zuerst an; denn bei seiner großen Uebermacht konnte er, wenn die Anhöhe erstürmt war, in der Ebene auf einen leichten Sieg rechnen. So sehr war nicht allein das Glück, sondern auch richtige Berechnung auf Seiten der Barbaren.

Im römischen Heere aber sah es gar nicht römisch aus, weder bei den Feldherren, noch bei den Soldaten. Sobald das Geschrei der Feinde auf der Seite und im Rücken ertönte, floh alles davon, ohne den Kampf zu versuchen, ja ohne nur das Geschrei zu beantworten. Die Bestürzung war so groß, daß die meisten, statt den geraden Weg nach Rom zu ihren Weibern und Kindern einzuschlagen, auf Beji zu flüchteten, ohne daran zu denken, daß der Tiber sie von diesem Orte schied. Am Ufer des Tiber entstand dadurch ein großes Gemekel, und viele, die nicht schwimmen konnten oder ermatteten, weil ihre Rüstung sie beschwerte, wurden vom Flusse verschlungen. Vom rechten Flügel flüchteten alle nach Rom und sogleich zur Burg hinauf, ohne die Stadthore zu schließen.

Die Gallier waren über den so plötzlich ihnen zugefallenen Sieg betroffen, wie über ein Wunder, und fürchteten anfangs einen Hinterhalt; dann sammelten sie die Rüstungen der Erschlagenen und türmten

nach ihrer Sitte Haufen von Waffen auf. Nun endlich, als sich nirgendwo etwas Feindliches zeigte, machten sie sich auf den Weg und kamen nicht lange vor Sonnenuntergang bei der Stadt Rom an. Als ihnen hier die vorausgeeilten Reiter meldeten, kein Thor sei geschlossen, kein Posten stehe auf Wache, und kein Bewaffneter sei auf den Mauern zu sehen, da standen sie, über dies neue Wunder staunend, abermals still. Es schien ihnen bedenklich, sich bei Nacht in eine unbekannte Stadt zu wagen; sie lagerten deshalb zwischen Rom und dem Anio, schickten aber Kundschafter an die Mauern und an mehrere Thore, um sich zu unterrichten, welche Maßregeln der Feind in seiner schwierigen Lage nehme.

Bei den Römern war indes die Stadt erfüllt von Wehklagen ebenso um die Lebenden, wie um die Toten, da niemand das Schicksal derer kannte, die nach Veji geflüchtet waren. Mit den wenigen noch übrigen Kriegern war es unmöglich, die Stadt zu verteidigen. Man beschloß deshalb, die wehrhafte Mannschaft mit Weib und Kind und die Rüstigsten des Senates sollten sich auf die Burg und das Kapitol begeben und von dort aus die Götter und den Namen Roms verteidigen. Wenn aus der zertrümmerten Stadt nur die Burg und das Kapitol, diese Wohnsitze der Götter, der Senat als Haupt der Staatsregierung und die dienstfähige Jugend gerettet würden, so sei der Verlust der Greise leichter zu verschmerzen. Auch außer jenen zog noch eine große Schar von anderen Weibern mit auf die Burg, ungerufen, doch von niemand gehindert. Denn sie zurückzuweisen, schien gar zu unmenschlich, so nützlich auch den Belagerten eine Verminderung der wehrlosen Menge gewesen wäre. Ein großer Schwarm, den man auf dem Hügel nicht unterbringen und nicht ernähren konnte, hauptsächlich Leute von niederem Stande, strömte hinaus über die Balkenbrücke nach dem Janikulum, von wo er ohne Führer und ohne Plan sich auf das Land verließ und in die benachbarten Städte zog, indem jeder einzelne allen Zusammenhang als aufgelöst ansah und daher seiner eigenen Hoffnung und seinem eigenen Entschlusse folgte.

Der Priester des Quirinus und die Vestalischen Jungfrauen vergruben indes die Heiligtümer, die sie nicht mitnehmen konnten, teilten die anderen unter sich und trugen sie über das Janikulum nach Cäre.

Die Greise aber erwarteten, auf ihren Tod gefaßt, die Ankunft der Feinde. Diejenigen, welche höhere Stellen bekleidet hatten, wollten in den Ehrenzeichen ihres ehemaligen Glückes, ihrer Ämter und ihrer Tapferkeit sterben und saßen feierlich, wie Triumphatoren gekleidet, mitten im Vorhofe ihrer Häuser auf ihren elfenbeinernen Stühlen.

Am Morgen rückten die Gallier durch das offene Rollinische Thor

bis auf das Forum. Von hier aus warfen sie ihre Blicke rings auf die Tempel der Götter und auf die Burg, die allein ein kriegerisches Aussehen hatte. Dann verteilten sie sich durch die menschenleeren Straßen zum Plündern, ließen jedoch einen mäßigen Haufen zurück, um gegen einen Überfall von der Burg aus gedeckt zu sein. Da sie die Häuser der Plebejer verriegelt, die Vorhöfe der Großen aber offen fanden, so hielten sie es fast für bedenklicher, sich in die offenen, als in die verschlossenen Häuser zu wagen. Nicht ohne Ehrfurcht betrachteten sie die in den Vorhöfen stehenden Männer, denen ihr Schmuck und ihre Haltung, die Hoheit ihrer Züge und der Ernst ihres Antlitzes das Ansehen von Göttern gaben. Als sie so vor diesen Greisen standen und sie wie Bildsäulen betrachteten, faßte ein Gallier den Markus Papirius am Barte; dieser aber schlug ihn mit seinem elfenbeinernen Stabe über den Kopf. Darauf begann das Gemetzel, und alle wurden auf ihren Stühlen erschlagen. Nachdem die Vornehmen getötet worden waren, wurde keines Menschen weiter geschont, die Stadt geplündert und dann in Brand gesteckt.

II.

Mehrere Tage lang führten die Gallier diesen Krieg gegen die Häuser, und als sie außer den Brandstätten und Trümmern der obersten Stadt nur noch die bewaffneten Feinde vor sich sahen, beschloßen sie, die Burg anzugreifen. Am frühen Morgen stellte sich ihr ganzes Heer auf ein gegebenes Zeichen in Schlachordnung und rückte unter Kampfgeschrei mit geschlossenem Schildbache bergan. Wöllig besonnen und kaltblütig verstärkten die Römer an allen Zugängen die Posten, stellten dem Feinde, wo sie ihn andringen sahen, den Kern ihrer Männer entgegen und ließen ihn heransteigen, weil sie hofften, ihn desto leichter zurückzuwerfen, je höher er sich den schroffen Felsen heraufswagen würde. Als sie dann von ihrer Höhe auf den Feind stürmten, erlitten die Gallier durch das Schwert und durch das Herabstürzen vom Berge so große Verluste, daß sie diese Art des Kampfes nicht wieder versuchten.

Die Hoffnung, mit stürmender Hand die Burg zu erobern, gaben sie also auf und schickten sich zur Belagerung an. Nun hatten sie aber bei der Einäscherung der Häuser auch das Getreide mit verbrannt, und aus der Umgegend waren alle Vorräte nach Beji geflüchtet worden. Sie beschloßen deshalb, mit einem Teile des Heeres die Burg eingeschlossen zu halten, die übrigen Truppen aber auf Plünderung bei den benachbarten Völkern auszusenden.

Die von der Stadt aufbrechenden Gallier zogen zuerst gegen Ardea, wo Kamillus als Verbannter lebte. Beim Herannahen dieser Gefahr übertrugen ihm die Ardeaten den Oberbefehl. Er hielt seine Leute während des Tages in der Stadt zurück; in der Nacht aber überfiel er das Lager der Gallier, als er sah, daß sie sich zum Schlafe gelegt hatten, ohne durch Wall und Posten für ihre Sicherheit gesorgt zu haben. Nirgends gab es Kampf, allenthalben Gemekel. Unbewehrt, fast noch schlaftrunken, wurden die Gallier niedergehauen. Die am äußersten Ende Liegenden trieb der Schrecken, der sie von ihren Lagerstellen aufjagte, in die Flucht. Ohne zu wissen, von wem und von welcher Seite der Überfall kam, liefen einige mitten unter die Feinde. Ein großer Teil geriet auf das Gebiet von Antium und wurde von dieser Stadt aus überfallen und niedergemacht.

Unterdes wurde in Rom die Belagerung sehr lässig fortgesetzt, und auf beiden Seiten verhielt man sich ruhig. Die Gallier achteten nur darauf, daß von den Feinden keiner zwischen ihren Posten durchschlüpfen möchte. Dennoch gelang es den nach Veji Geflüchteten, Botschaft an den Senat zu senden, da ein unternehmender Jüngling, Pontius Kominius, sie zu überbringen wagte. Er legte sich auf Kork und schwamm den Tiber hinunter zur Stadt. Dann stieg er an der steilsten und deswegen von der feindlichen Wache nicht beachteten Seite des Felsens zum Kapitole hinan und wurde vor die Väter geführt. Er sollte anfragen, ob die nach Veji geflüchteten Soldaten den Kamillus an ihre Spitze stellen dürften. So groß war damals die Achtung vor der gesetzlichen Obrigkeit selbst in dem fast vernichteten Staate. Der Senat gab den Bescheid, Kamillus solle alsbald zurückgerufen und zum Diktator ernannt werden; bis dahin möchten die Soldaten zum Feldherrn nehmen, wen sie wollten. Nun stieg der Bote auf demselben Wege wieder hinab und kehrte nach Veji zurück.

Die Gallier aber hatten da, wo Kominius hinaufgestiegen war, eine Menschenspur entdeckt und stiegen in einer sternhellen Nacht an derselben Stelle empor. Zuerst ließen sie einen Unbewaffneten vorangehen, den Weg zu versuchen; dann reichten sie ihm ihre Waffen; bei schwierigen Stellen stützten und hoben und zogen sie sich wechselseitig. Auf diese Art kamen sie in so großer Stille hinauf, daß sie von den Wächtern nicht bemerkt, ja daß nicht einmal die Hunde geweckt wurden, die doch sonst jedes nächtliche Geräusch aufstört. Nur die der Juno heiligen Gänse, an denen man sich trotz der größten Hungersnot nicht vergriffen hatte, gerieten in Bewegung. Dies rettete Rom. Von ihrem Geschrei und Flügel schlagen geweckt, ergriff Markus Manlius die Waffen, rief die übrigen auf und rannte herbei. Während die anderen

ihm nacheilten, warf er den schon oben stehenden vordersten Gallier durch einen Stoß mit dem Schilde hinunter, so daß der Sturz desselben die nächsten mit hinabriß. Manlius tötete nun noch einige andere, die in ihrer Bestürzung die Waffen wegwarfen und die Klippen, an denen sie hingen, mit den Händen umklammerten. Jetzt sammelten sich schon mehrere um ihn und trieben die Feinde mit Pfeilen und Wurfsteinen zurück, so daß der ganze Haufe über Hals und Kopf hinabstürzte.

Am anderen Morgen brachten alle dem Manlius Geschenke. Jeder Soldat trug ihm ein halbes Pfund Korn und ein Viertelmaß Wein in sein auf der Burg gelegenes Haus — ein kleines Geschenk, aber bei dem herrschenden Mangel ein Beweis von großer Liebe, da jeder den Beitrag zur ehrenvollen Gabe für den einen Mann seiner eigenen Person und seinen nächsten Bedürfnissen entzog. Dann wurden die Soldaten vorgefordert, die an der Stelle, wo der Feind unbeachtet herangestiegen war, die Wache gehabt hatten, und der schuldige Wächter wurde vom Felsen hinabgestürzt. Seitdem waren die Wachen auf beiden Seiten aufmerksamer: bei den Galliern, weil sie gemerkt hatten, daß zwischen Rom und Veji Boten gegangen waren, bei den Römern, weil ihnen die Gefahr jener Nacht im Andenken blieb.

Mehr als alle Leiden der Belagerung und des Krieges drückte beide Heere die Hungersnot, die Gallier auch noch eine Seuche, an der sie, wie eine angesteckte Herde, dahinstarben. Darum schlossen sie mit den Römern Waffenstillstand und begannen zu unterhandeln. Zwar sollen die Römer, um nicht einzugestehen, daß sie sich aus Mangel an Lebensmitteln unterwerfen müßten, Brote vom Kapitol unter die feindlichen Posten geworfen haben. Da sich jedoch die Hungersnot auf die Dauer so wenig verheimlichen wie ertragen ließ, so willigten sie ein, für ihre Befreiung tausend Pfund Gold zu zahlen. Die darin liegende Schande wurde noch erhöht durch eine empörende Handlung der Gallier. Sie brachten falsche Gewichte herbei, und als der Kriegstribun diese nicht gelten lassen wollte, warf der übermütige Brennus noch sein Schwert zu den Gewichten und rief: „Wehe den Besiegten!“

Noch war nicht alles Gold den Galliern zugewogen, als der Diktator von Veji aus, wo er die flüchtigen Soldaten und die aus Latium herbeigeeilten Freiwilligen geordnet hatte, dazukam und die Gallier angriff. Er warf sie aus der Stadt und besiegte sie darauf zum zweiten Male am achten Miliensteine auf dem Wege nach Gabii.

Triumphierend zog Kamillus in die Trümmer der Stadt ein, und die Soldaten nannten ihn in ihren Freudenliedern nicht mit Unrecht einen Romulus, einen Vater des Vaterlandes und zweiten Gründer der Stadt. Die Diktatur legte er noch nicht nieder, weil die Mehrzahl der

Pliebejer auswandern wollte, um nach Veji zu ziehen, und weil der Senat wünschte, daß er den Staat nicht in dieser ungewissen Lage hinterlasse.

Vor allen Dingen sorgte er dafür, daß die heiligen Stätten, die der Feind besetzt gehabt hatte, wiederhergestellt, abgegrenzt und nach den Vorschriften der heiligen Bücher von neuem geweiht wurden. Dann trat er, vom ganzen Senate umgeben, in der Volksversammlung auf, um den Antrag der Auswanderung nach Veji zu bekämpfen. „Wozu,“ sagte er, „haben wir um die Stadt gekämpft, wozu das belagerte Rom den Feinden entrißen, wenn wir jetzt das wiedergewonnene verlassen wollen? Wozu haben römische Götter und römische Männer Kapitol und Burg behauptet, als die ganze Stadt von den Galliern besetzt war, wenn jetzt nach dem Siege der Römer auch Burg und Kapitol verlassen werden sollen, wenn unser Glück größere Verwüstung über diese Stadt bringen soll, als unser Unglück über sie brachte?

„Unsere Vorfahren bauten auf dieser Stelle, wo es nichts als Wald und Sümpfe gab, in so kurzer Zeit eine neue Stadt, und wir, die wir Kapitol und Burg unverfehrt und die Tempel der Götter erhalten sehen, wir sollten die Mühe scheuen, das Niedergebrannte wiederaufzubauen? Und wie, wenn zu Veji eine Feuersbrunst ausbräche und die Flamme, durch den Wind verbreitet, einen großen Teil der Stadt verzehrte? Wollen wir dann weiter nach Fidenä oder nach Gabii oder nach einer andern Stadt uns umsehen? Fesselt euch denn der vaterländische Boden so wenig? Nicht diese Erde, die wir Mutter nennen?

„Nicht ohne Ursache haben Götter und Menschen für unsere Stadt diesen Platz gewählt an so gesunden Hügeln, an dem Strome, der aus dem Binnenlande die Früchte der Felder herabführt und die Zufuhr von der See in Empfang nimmt, dem Meere zu mancherlei Vorteil so nahe, und doch weit genug von ihm, um nicht dem Angriffe fremder Flotten ausgesetzt zu sein: einen Platz, der als Mittelpunkt der Landschaften Italiens zum Emporkommen einer Stadt, wie kein anderer, geschaffen ist. Das beweist die Größe unserer so jungen Stadt, die erst seit 365 Jahren besteht.

„Während dieser ganzen Zeit, Quiriten, habt ihr Krieg geführt mit den uralten Völkern, die euch umgeben, und doch sind euch weder die mit den Aequern verbundenen Völker mit ihren vielen und mächtigen Städten, noch das gesamte Etrurien überlegen gewesen. Was soll uns bewegen, nach solchen Erfahrungen mit einer neuen Stadt die Probe zu machen? Wenn auch eure Tapferkeit euch an einen andern Ort begleiten kann, das auf dieser Stätte ruhende Glück läßt sich nicht verlegen.

„Wenn etwa andere Völker auf den Gedanken kämen, diese Gunst der Lage zu benutzen, wenn sie die Stadt bewohnen wollten, die ihr verlassen habt, wenn etwa die Gallier mit neuen Volkshaufen kämen, hier ihren Wohnsitz zu nehmen — man weiß ja, daß ihrer eine kaum glaubliche Menge ist — oder wenn nicht die Gallier, sondern Volsker oder Aquer, eure alten Feinde, sich hier niederließen! Wollt ihr, daß sie die Römer seien und ihr die Besjenter? Oder wollt ihr etwa den Sitz unserer Götter und unserer Vorfahren zu einer Einöde machen, um zu verhindern, daß er nicht eine Stadt der Feinde werde? Ich sehe in der That nicht, was von beidem ein größerer Frevel sein würde.

„Hier steht das Kapitol, das einst, als man hier ein Menschenhaupt fand, für das künftige Haupt der Welt erklärt wurde. Hier ließen sich zur Freude unserer Väter Iuventas und Terminus ihren Platz nicht nehmen, als nach Befragung des Vogelfluges die anderen Tempel weggeräumt wurden. Hier ist das Feuer der Vesta, hier sind die vom Himmel gesandten heiligen Schilde, hier sind die Götter alle, die, wenn ihr bleibt, euch segnen!“

Diese Rede des Kamillus machte großen Eindruck auf die Plebejer. Während noch weiter beraten wurde, traf es sich, daß die von der Wache zurückkommenden Truppen über das Forum zogen. Gerade auf dem Komitium rief der Centurio: „Hier, Fähnrich, pflanze die Fahne auf! Hier ist die beste Stelle zum Bleiben!“ Frohlockend riefen die Senatoren, dies sei ein Zeichen von günstiger Vorbedeutung, und das Volk stimmte ihnen bei. Nachdem darauf der Antrag, nach Veji zu ziehen, verworfen worden war, wurde an vielen Stellen zugleich mit Bauen angefangen. Die Ziegel lieferte der Staat, und jedem wurde freigegeben, Steine und Holz zu nehmen, wo er wollte; doch mußte er Bürgen stellen, daß er vor Ablauf des Jahres seinen Bau vollenden werde. Die Cile ließ es nicht zu, auf die Richtung der Gassen zu achten, da jeder ohne Rücksicht auf eigenen oder fremden Boden auf dem Plage bauen durfte, den er leer fand. Dadurch kam es, daß die alten Ableitungsgräben, die ehemals den Straßen folgten, nun mehrfach unter Privathäusern durchgingen und daß die Stadt mehr den Eindruck einer eiligen, als den einer planmäßigen Bebauung machte.

Von Markus Manlius Capitolinus.

Während die Stadt wieder aufgebaut wurde, sorgte man zugleich dafür, alles, was sich auf die Verehrung der Götter bezog, ebenso einzurichten, wie es vorher gewesen war. Auch die zwölf Tafeln wurden wieder aufgefunden und von neuem aufgestellt. Der achtzehnte Quintilis (Julius), der durch zwei Niederlagen, durch den Untergang der Fabier an der Kremera und durch die schimpfliche Schlacht an der Allia, bezeichnet war, wurde unter dem Namen des Alliensischen Tages für unglücklich und ungeeignet zu jedem öffentlichen und Privatgeschäfte erklärt. Während derselben Zeit aber und während der nächstfolgenden Jahre hatte Rom heftige Kriege zu führen mit den Volskern, Aquern und Etruskern, welche glaubten, Rom sei durch die Gallier fast aller wehrhaften Männer beraubt worden und könne deshalb leicht besiegt werden. Darin aber täuschten sie sich; denn Kamillus trieb als Dictator und als Kriegstribun die Feinde nicht nur von der Stadt zurück, sondern dehnte auch die Herrschaft Roms noch weiter aus. Sutrium, Nepete, Kortuosa, sowie andere etruskische Städte wurden erobert und aus ihrem Gebiete wurden vier neue Tribus gebildet.

Durch diese fortbauenden Kriege, durch den Schaden, den die Verwüstungen der Gallier angerichtet hatten, und durch die Kosten, welche das Wiederaufbauen der Häuser verursachte, stieg indes die Schuldenlast der ärmeren Plebejer zu großer Höhe.

In dieser Not nahm Markus Manlius, derselbe, der Capitol und Burg bei jenem Versuche der Gallier gerettet hatte, sich der Bedrängten an, trat offen von den Vätern zur Partei der Plebejer über, suchte dieselben an sich zu ziehen und schmähte auf die Väter, besonders auf den Kamillus, der in den Ämtern und beim Heere immer der Erste sei. Denn er selbst glaubte weit größere Verdienste zu haben und beanspruchte deshalb auch größere Geltung im Staate. Allmählich erregten seine Umtriebe bei den Vätern eine mehr als gewöhnliche Furcht; denn man sah, daß er in seinen Reden wie in seinen Handlungen nur darauf ausging, sich Anhang zu verschaffen. Als eines Tages ein Centurio, dem seine Kriegsthaten Ruhm erworben hatten, Schulden halber verurteilt und fortgeführt wurde, widersezte sich Manlius mitten auf dem Forum mit Gewalt, schalt laut über die Tyrannei der Väter, die Grausamkeit der Bucherer, das Elend der Plebejer und die unwürdige Behandlung eines so verdienten Mannes. Indem er seine Hand ausstreckte, rief er: „Da

müßte ich wahrhaftig mit dieser Rechten Kapitol und Burg umsonst gerettet haben, wenn ich ruhig mitansehen könnte, daß mein Mitbürger und Kampfgenosse fortgeführt wird in Haft und Sklaverei, gleichwie etwa von den Galliern, wenn sie gesiegt hätten.“ Vor allem Volke bezahlte er dem Gläubiger die Schuld und gab den Erlösten frei, der nunmehr Götter und Menschen beschwor, sie möchten dem Markus Manlius, dem Vater der römischen Plebs, dies nicht unvergolten lassen. Er zeigte seine ehrenvollen Narben und erzählte dem ihn umstehenden Volke, wie er durch seine Kriegsdienste und durch den Wiederaufbau seines Hauses in Schulden geraten und wie durch die Zinsen das Kapital immerfort angeschwollen sei, so viel er auch abgezahlt habe. Dem Markus Manlius verdanke er, daß er jetzt das Tageslicht sehe. Ihm gelobe er den Rest seiner Körperkraft und seines Lebens.

Durch solche Reden aufgeregt, schloß sich die Menge noch enger an den Manlius an. Er ließ nun sein im Bejentischen belegenes Gut, das Hauptstück seines Vermögens, öffentlich versteigern und erklärte laut: „So lange von meinem Vermögen noch das mindeste übrig ist, kann ich es nicht mit ansehen, Mitbürger, daß einer von euch in die Sklaverei geführt werde.“ Dazu hielt er in seinem Hause vor den Leuten, die bei ihm zusammenkamen, Reden voll der ärgsten Beschuldigungen gegen die Väter. Unter anderem warf er ihnen vor, sie hätten das den Galliern abgenommene Geld versteckt, um es für sich zu behalten. Wenn dies gehörig untersucht würde, sagte er, könnte die Plebs aller Schulden entledigt werden.

Schon fürchteten nicht nur die Väter, sondern auch die Volkstribunen, daß Manlius sich zum Alleinherrscher machen wolle. Zwei Volkstribunen bestimmten ihm deshalb einen Gerichtstag und machten so die Plebejer aus seinen Beiständen zu seinen Richtern. Anfangs erregte dies Verfahren den Unwillen der Plebejer, besonders als sie nur den Beklagten in Trauerkleidern sahen, außer ihm aber keinen der Väter und keinen seiner Blutsverwandten, nicht einmal seine beiden Brüder Aulus und Titus Manlius. Bis dahin war es nämlich noch stets der Fall gewesen, daß bei einer so großen Gefahr Verwandte und Freunde des Betroffenen Trauerkleider angelegt hatten. Zweimal wurde über die Klage in der Centurienversammlung verhandelt. Als Manlius bei der ersten Versammlung, die auf dem Marsfelde stattfand, seine Hände zum Kapitele hinstreckte und sich bittend von den Menschen an die Götter wandte, wurde die Volksversammlung auf einen andern Tag nach dem Petelischen Haine beschieden, wo man keine Aussicht auf das Kapitol hatte, dies Denkmal seines großen Verdienstes also wenigstens den Augen des Volkes entzogen war. Hier wurde Manlius

verurteilt und dann vom Tarpejischen Felsen gestürzt, so daß er an derselben Stätte hingerichtet wurde, wo er den Staat gerettet hatte. Der Todesstrafe wurde noch eine doppelte Beschimpfung hinzugefügt: von Seiten des Staates durch den Beschluß, daß künftig keinem Patricier erlaubt sein solle, auf der Burg oder dem Kapitole zu wohnen; von Seiten seines Geschlechts dadurch, daß für die Zukunft allen Manliern verboten wurde, den Namen Markus zu führen. Bei dem Volke aber, das ihn verurteilt hatte, erwachte bald die Erinnerung an seine Verdienste und die Sehnsucht nach ihm.

29.

Von den Licinischen Gesetzen.

Zimmer drückender wurde für die Plebejer die Last ihrer Schulden und die Abhängigkeit vom Gelde der Großen; täglich wuchs in der Stadt die Übermacht der Väter und das Elend der Plebs. Auch die angesehensten Plebejer fühlten ihren Mut so herabgestimmt, daß sie es gar nicht mehr wagten, sich mit den Patriciern um das Kriegstribunat zu bewerben, nachdem lange Jahre hindurch alle Versuche, die Wahl eines Plebejers durchzusetzen, vergeblich gewesen waren. So schienen die Patricier den Alleinbesitz der höchsten Ämter von neuem gewonnen zu haben.

Da stellten die Volkstribunen Gajus Licinius Stolo und Lucius Sertius im 377. Jahre der Stadt drei Anträge:

erstens, alle bereits gezahlten Zinsen sollten vom Kapitale abgezogen, der Rest der Schulden in drei gleichen Theilen während dreier Jahre bezahlt werden;

zweitens, von den Staatsländereien solle niemand mehr als fünfhundert Joch besitzen;

drittens, es sollten wieder Konsuln gewählt werden, und zwar stets einer aus den Plebejern.

Nun schienen die Patricier in Gefahr, Geld, Landbesitz und Ehrenämter gleichzeitig zu verlieren. Es gelang ihnen aber, die anderen Volkstribunen zu gewinnen, so daß dieselben in der Volksversammlung die Verlesung der Anträge und jede andere zu einem Volksbeschlusse nötige Förmlichkeit durch ihr Veto, d. h. ich verbiete, untersagten. Schon mehrere Versammlungen waren vergeblich berufen worden, da sprach Sertius: „Noch ist nichts verloren! Da das Recht des Einspruches in solcher Weise angewendet wird, so werden wir mit derselben Waffe die Plebs schützen. Versucht es, Väter, setzt einen Wahltag an zur Ernennung von Kriegstribunen,

377
v. Chr.

dann werde ich dafür sorgen, daß ihr keine Freude haben sollt an dem Worte Veto, das ihr jetzt mit so großem Vergnügen von meinen Amtsgenossen rufen hört.“

Mit dieser Drohung hielt er Wort. Es kam weiter keine Wahl zustande, als die der plebejischen Aedilen und Tribunen, indem Licinius und Sertius jede Wahl zu anderen Ämtern verhinderten. Da beide von der Plebs immer wieder zu Volkstribunen ernannt wurden und dann jede Kriegstribunenwahl untersagten, so blieben die obrigkeitlichen Ämter fünf Jahre lang erledigt.

Von auswärtigen Kriegen wurde der Staat während dieser Zeit nicht beunruhigt. Im fünften Jahre aber wurde Tusculum von Velitri aus überfallen und belagert. Jetzt gaben Licinius und Sertius nach, daß Kriegstribunen gewählt würden. Diese befreiten Tusculum, trieben den Feind bis hinter seine eigenen Mauern und bedrängten dann Velitri weit heftiger, als vorher Tusculum bedrängt worden war. Indes zog sich die Belagerung in die Länge, und mehrmals mußten neue Kriegstribunen ernannt werden. Licinius und Sertius widersetzten sich der Wahl nicht, erneuerten aber zugleich in jedem Jahre ihre Anträge. In jedem Jahre aber fanden sich auch Tribunen, die von den Vätern gewonnen wurden und Einspruch erhoben. Sie rechtfertigten denselben vornehmlich damit, daß sie sagten, da ein großer Teil der Bürger im Lager vor Velitri sei, eine so wichtige Sache aber nur in Gegenwart der gesamten Bürgerschaft verhandelt werden dürfe, so müsse man bis zur Rückkehr des Heeres warten.

Der Kampf dauerte schon in das zehnte Jahr. Da wurde Rom durch einen neuen Einfall der Gallier erschreckt, und Camillus, der bereits sechsmal konsularischer Kriegstribun und viermal Diktator gewesen war, wurde noch einmal zum Diktator ernannt. Er traf den Feind im Albanischen und schlug ihn in die Flucht. Tausende der Barbaren fielen in der Schlacht, Tausende wurden bei der Eroberung ihres Lagers getötet, die übrigen flohen in völliger Zerstreuung davon. Dem siegreichen Diktator wurde von Vätern und Plebejern einstimmig der Triumph zuerkannt.

So hatte Camillus den auswärtigen Krieg glücklich beendet; weit gefährlicher aber schien der Kampf im Innern, und fast wäre es zu einer neuen Auswanderung der Plebejer gekommen. Dies zu verhindern, schlichtete der Diktator den langen Streit. Er bewog die Väter, die Vorschläge der Tribunen anzunehmen, und erlangte von den Plebejern das Zugeständnis, daß aus den Vätern ein Prätor gewählt werden solle, um die Rechtspflege in der Stadt zu leiten. Zum ersten plebeji-

ſchen Konſul wurde Lucius Sextius, zum erſten Prätor Spurius Furius, des Kamillus Sohn, gewählt.

366
v. Chr.

Als auf dieſe Weiſe nach langer Erbitterung die Eintracht wiederhergeſtellt war, beſchloß der Senat, dies Ereigniß durch prächtige Spiele zu Ehren der unſterblichen Götter zu feiern, und fügte deſhalb den Großen Spielen, die biſher drei Tage gedauert hatten, noch einen Tag hinzu.

Dieſe Verſöhnung der Parteien war des Kamillus letzte öffentliche Handlung, der Beſchluß ſeiner langen und ruhmvollen Laufbahn. Schon im zweiten Jahre darauf ſtarb er an der Peſt, in hohen Jahren, doch immer noch zu früh. Denn er war wirklich ein ausgezeichnete Mann, in Krieg und Frieden der Erſte, ſchon ehe er in die Verbannung ging. Auch die Verbannung erhöhte ſeinen Ruhm, da ihn die Bürgerſchaft zurückwünſchte und nach dem Verluſte der Stadt zu ihrer Hilfe herbeirief, da ihm ferner das Glück beſchieden war, bei ſeiner Rückkehr die Stadt zu befreien und wiederherzuſtellen. In den folgenden fünfundzwanzig Jahren behauptete er ſich in dem Anſehen, das ſo hoher Ruhm ihm gab, und wurde ſogar für würdig gehalten, nächſt dem Romulus als zweiter Stifter Roms geprieſen zu werden.

Nicht lange nachdem die Eintracht der Stände in Rom wiederhergeſtellt worden war, ſoll durch ein Erdbeben oder durch eine andere Naturgewalt in der Mitte des Forums eine gewaltige Kluft von unermößlicher Tiefe entſtanden ſein. Es war unmöglich, ſie durch hineingeſchüttete Erde wiederauszufüllen, und die Seher erklärten, der Abgrund werde ſich erſt wieder ſchließen, nachdem er das beſte Beſitzthum des römischen Volkes empfangen habe. Als nun darüber geſtritten wurde, was dieſe Beſte wohl ſein möge, ſoll Markus Kurcius, ein junger Mann, der im Kriege ſich ausgezeichnet hatte, die Zweifelnden geſcholten und gefragt haben, ob die Römer je ein höheres Gut beſeßen hätten, als Waffen und Tapferkeit. Dann habe er Stille geboten, ſeine Blicke zu den Tempeln des Forums und zum Kapitol erhoben und betend ſeine Hände bald zum Himmel empor, bald in die weite Öffnung der Erde zu den Seelen der Toten hinabgeſtreckt. Als er ſo ſich ſelbſt zum Opfer für den Staat geweiht, habe er ſich auf reich geſchmücktem Pferde in voller Rüſtung hinabgeſtürzt in den Schlund, der ſich alsbald über ihm wieder geſchloſſen habe.

Von den Ursachen und dem Beginne des Krieges mit den Samniten.

Schon lange vor dieser Zeit waren große Scharen der Samniten, welche das Gebirge südlich von Latium bewohnten, in die kampanische Ebene hinabgestiegen, hatten daselbst Städte gegründet, sich mit den Griechen vermischt und griechische Bildung angenommen, sehr zum Schaden ihrer einfachen alten Sitten, die in den rasch emporgeblühten Städten dem Wohlleben und der Verweichlichung gewichen waren. Namentlich galt Kapua für die reichste und üppigste Stadt in ganz Italien.

Als jetzt neue Scharen der Samniten in die Ebene hinabstiegen, fürchteten die Kampaner ihre wilderen Landsleute, und Kapua wandte sich um Hilfe nach Rom. Nun war es zwar sehr vorteilhaft, eine so ansehnliche Stadt, deren fruchtbares, dem Meere nahe gelegenes Gebiet in schlimmen Zeiten eine Kornkammer Roms werden konnte, zum Danke zu verpflichten. Dennoch galt dem Senate die Bundes-treue mehr, als ein so großer Vorteil, und seinem Beschlusse gemäß gab der Konsul diese Antwort: „Der Senat, Kampaner, erklärt euch wohl des Beistandes würdig. Da aber die Samniten mit uns durch ein Bündnis verbunden sind, so müssen wir euch unsere Waffen versagen. Wir wollen jedoch an unsere Bundesgenossen und Freunde Gesandte schicken mit der Bitte, euch nicht anzugreifen.“ Hierauf erwiderte der Führer der Gesandtschaft dem Auftrage zufolge, den er zu Hause empfangen hatte: „Wenn ihr unser Gebiet gegen Gewalt und Unrecht nicht schützen wollt, so verteidigt es wenigstens als euer eigenes. Hiermit, versammelte Väter, übergeben wir das kampanische Volk und die Stadt Kapua, das Land, die Tempel der Götter, alles göttliche und menschliche Eigentum in eure und des römischen Volkes Gewalt, um alles, was wir noch leiden sollen, als eure Unterthanen zu leiden.“ Bei diesen Worten ihres Sprechers warfen sich die kampanischen Gesandten, unter Thränen und die Hände zu den Konsuln emporstreckend, in der Vorhalle der Kuria zur Erde. Nun freilich schien es ein Gebot der Ehre zu sein, sie als neue Unterthanen nicht preiszugeben. Es wurden daher sogleich Gesandte an die Samniten abgeschickt, um ihnen die erste Antwort des Senates an die Kampaner und deren Unterwerfung mitzuteilen. Dem Bundesverhältnisse gemäß möchten die Samniten von dem Kampfe gegen ein Land abstehen, das nunmehr römisches Eigentum geworden

sei. Die Samniten erwiderten trotzig, sie würden den Kampf fortsetzen, und gaben noch in Gegenwart der Gesandten ihren Hauptleuten den Befehl, plündernd in das kampanische Gebiet einzurücken.

Hierauf wurde der Krieg beschloffen, und eilends brachen beide Konsuln aus der Stadt auf, Valerius nach Kampanien, Kornelius Kossus nach Samnium. Jener nahm sein Lager am Berge Saurus, dieser bei Satifula.

Markus Valerius war bereits zum dritten Male Konsul. Sechs Jahre vorher hatte er als Kriegstribun einen riesengroßen Gallier im Zweikampfe getödet, unterstützt durch einen Raben, der sich auf seinen Helm gesetzt hatte und dem Gegner mit dem Schnabel und den Krallen in das Gesicht gefahren war. Von dieser Begebenheit hatte er den Beinamen Korvus, d. h. der Rabe, bekommen. Schon bei der nächsten Wahl war er zum Konsul gewählt worden, obgleich er erst dreiundzwanzig Jahre zählte. Die Zuneigung des Heeres hatte er sich in hohem Maße erworben, und kein Feldherr stand mit seinen Kriegern auf einem vertraulicheren Fuße, da er sich jeder Arbeit gleich dem niedrigsten Soldaten unterzog. Wenn bei den Spielen im Lager die Altersgenossen unter einander Wettkämpfe im Laufen und im Ringen oder andere Kraftübungen anstellten, war er stets freundlich und zugänglich. Er behielt die gleiche Miene, wenn er siegte, wie wenn er besiegt wurde, und wies niemand zurück, der sich ihm als Gegner stellte. In seinen Handlungen war er milde, wo es anging, und im Gespräche verstand er es, die Freiheit anderer gelten zu lassen, ohne seiner eigenen Würde etwas zu vergeben. Um aller dieser Eigenschaften willen liebten ihn die Soldaten, und seine Ermunterung vermochte ihren Mut und Eifer ganz außerordentlich zu erregen.

Jetzt brachte er zuerst einige Tage mit leichteren Gefechten hin, um den Feind kennen zu lernen. Dann führte er seine Truppen zur Schlacht, die Reiterei auf den Flügeln, das Fußvolk in der Mitte. Allen voran drang der Konsul selbst zuerst auf den Feind ein, und wer ihm begegnete, fiel unter seinen Streichen. Sein Beispi~~e~~l feuerte rechts und links die Soldaten zu rühmlichstem Kampfe an. Dennoch standen die Samniten; schreckliches Gemekel umgab ihre Fahnen, aber niemand wandte sich zur Flucht. Schon neigte sich der Tag seinem Ende zu, und die Römer merkten, daß ihre Kräfte nachließen. Da entbrannte mächtig ihr Zorn, und sie spornten einander zu verdoppelter Anstrengung. Jetzt endlich begann der Feind zu weichen, und nun wurden hier Samniten gefangen, dort andere niedergestoßen, so daß sich nur wenige gerettet haben würden, wenn nicht die Nacht dem Kampfe ein

Ende gemacht hätte. So hartnäckige Feinde, sagten die Römer, hätten sie noch niemals gehabt.

Die Freude über diesen Sieg wäre aber beinahe durch eine große Niederlage in Samnium verkümmert worden. Denn der Konsul Kornelius war nach seinem Aufbruche von Satikula unvorsichtig genug, seinen Weg nach Samnium durch einen Engpaß zu nehmen, der rings von den Samniten besetzt war. Er wurde den Feind über seinem Haupte nicht früher gewahr, als bis er sich nicht mehr zurückziehen konnte. Da bemerkte der Kriegstribun Publius Decius einen hervorragenden Hügel, der die feindliche Stellung beherrschte und für Truppen ohne Gepäck wohl zu ersteigen war. Er wandte sich an den bestürzten Konsul und sprach: „Siehst du, Aulus Kornelius, jenen Gipfel über dem Feinde, den die Samniten in ihrer Blindheit nicht besetzt haben? Geh mir das erste und zweite Glied einer Legion. Gelingt es mir, mit diesen Truppen die Höhe zu erklimmen, so kann der Feind dir nicht nachrücken, weil er unserem Angriffe zu sehr ausgesetzt ist. Ohne Furcht kannst du dann weiterziehen, dich und das Heer retten; uns selbst wird das Glück des römischen Volkes und unsere Tapferkeit schon forthelfen.“

Vom Konsul mit Lobsprüchen überhäuft, zog Decius in aller Stille bergan und wurde vom Feinde nicht eher bemerkt, als bis er seinem Ziele schon nahe war. So gewann der Konsul Zeit, sich mit dem Heere auf einen freieren Platz hinauszuwinden. In der Nacht führte dann Decius seine Truppen durch die Reihen der schlafenden Feinde glücklich zum Heere zurück, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde. Von der günstigen Stellung aus, welche die Römer jetzt erlangt hatten, griffen sie nun den Feind an, schlugen ihn in die Flucht und eroberten sein Lager.

Nach dem Siege rief der Konsul das Heer zur Versammlung und beschenkte den Decius mit einem goldenen Kranze und mit hundert Kindern, denen er noch einen auserlesenen, weißen, fetten Opferstier mit vergoldeten Hörnern hinzufügte. Die Soldaten, die mit ihm den Hügel erklettert hatten, bekamen je einen Ochs und zwei Tuniken, außerdem für die ganze Dauer ihrer Dienstzeit das doppelte Maß Getreide. Das ganze Heer beschloß jauchzend, dem Decius einen Graskranz aufzusetzen als Ehrendank für ihre Rettung aus der Einschließung. Einen gleichen Kranz brachten ihm die Soldaten dar, die mit ihm gewesen waren, weil er sie so glücklich wieder zurückgeführt hatte. Mit diesen Ehrenzeichen geschmückt, opferte Decius den auserlesenen Stier dem Mars, die anderen Ochs gab er den Genossen seines gefährlichen Zuges, die auch von ihren Kameraden noch Geschenke an Getreide und Wein erhielten.

Die dritte Schlacht wurde bei Sueffula geliefert, wo die Samniten ihre ganze Macht zusammenzogen, um den Kampf zur Entscheidung zu bringen. Auch die Konsuln vereinigten ihre Truppen und hielten sie anfangs im Lager zurück. Als der Feind sich aber, um Getreide zu holen, über die Felder zerstreute, griffen sie ihn an und trieben ihn in die wildeste Flucht. Das Lager der Samniten wurde erobert, hundert- undsiebzig Fahnen, gegen 40 000 Schilde wurden erbeutet.

Das Glück dieses Krieges bewog die Falisker, Roms Bundesgenossenschaft zu erbitten. Ja, der Ruf von diesen Erfolgen drang über die Grenzen Italiens hinaus. Auch Karthago schickte Gesandte nach Rom, die seine Glückwünsche und einen goldenen, fünf- undzwanzig Pfund schweren Kranz als Geschenk für den Kapitolinischen Jupiter überbringen sollten.

Beide Konsuln zogen triumphierend in die Stadt ein, und zunächst hinter ihnen folgte Decius, den Ruhm und Geschenke vor allen übrigen auszeichneten und dessen Name in den Gefängen der Soldaten so oft genannt wurde wie der Name der Konsuln.

Als die Konsuln im nächsten Frühjahr verheerend in das Gebiet der Samniten einrückten, baten diese um Frieden. Das alte Bündnis mit ihnen wurde erneuert, nachdem sie dem Heere Sold für ein ganzes Jahr und Getreide auf drei Monate gegeben hatten.

31.

**Vom Kriege mit den Latinern und von der Strenge
des Titus Manlius.** 340
v. Chr.

Die latinischen Städte waren unzufrieden über die Art, wie der Friede geschlossen wurde. Sie verbündeten sich mit den Campanern, Sidicinern und Volstern; auch mehrere Kolonien der Römer schlossen sich ihnen an. So setzten sie den Krieg gegen die Samniten noch fort, als Rom schon Frieden geschlossen hatte. Deshalb forderte der Senat zehn der vornehmsten Latiner nach Rom. Ehe diese dahin gingen, beriefen sie eine Versammlung der Latiner und beratschlagten, wie sie dem Senate gegenüber auftreten sollten. In dieser Versammlung sprach Annius aus Setia am lechsten. Seine Vorschläge wurden angenommen, und ihm selbst wurde aufgetragen, dieselben als Sprecher der latinischen Städte dem Senate vorzutragen.

Als nun im Senate der Consul Titus Manlius den Latinern erklärte, daß sie die Samniten als Verbündete Roms nicht bekriegen
Gesch. aus Livius.

dürften, da begann Annius in einem Tone, als wäre er der siegreiche Eroberer des Kapitols: „Zeit wäre es, Titus Manlius und versammelte Väter, nicht länger so befehlsweise mit uns zu reden. Ihr seht ja, daß Latium durch die Gnade der Götter an Volksmenge und Kriegsmacht zu den gefegnetsten Staaten gehört, daß es die Samniten besiegt hat, mit den Campanern, mit den Sidicinern, mit den Volstern verbündet ist und daß selbst eure Kolonien die latinische Regierung der römischen vorziehen. Den unsterblichen Göttern hat es gefallen, uns gleiche Macht mit euch zu verleihen; zu jedem Kriege nehmt ihr die Hälfte des Heeres aus den latinischen Städten, darum verlangen wir auch gleiche Rechte. Der eine Konsul soll aus Rom, der andere aus Latium gewählt werden, beide Völker sollen eine gleiche Anzahl Senatoren stellen. Dann wollen wir darenin willigen, daß Rom der Sitz der Regierung sei und daß wir alle den Namen Römer führen.“

Es traf sich gut, daß die Römer in Titus Manlius einen Konsul hatten, der solcher Redtheit gewachsen war. Im Zorne rief er dem Annius zu: „Wenn die versammelten Väter so toll sein könnten, sich von einem Manne aus Setia Gesetze vorschreiben zu lassen, dann würde ich mit dem Schwerte im Senat erscheinen und mit eigener Hand jeden Latiner niederstoßen, den ich in der Kuria fände!“ Dann wandte er sich zur Bildsäule Jupiters und fuhr fort: „Höre, Jupiter, diesen Frevel! Hier in deinem geweihten Heiligtume solltest du, wie ein Gefangener, wie ein Besiegter, fremde Konsuln, einen Senat von Ausländern sehen? Sind das die Bündnisse, Latiner, die der römische König Tullus Hostilius mit euren Stammvätern, den Albanern, die später mit euch selbst Lucius Tarquinius schloß? Entsinnt ihr euch nicht mehr der Schlacht am See Regillus? Habt ihr eure alten Niederlagen und unsere Verdienste um euch so ganz vergessen?“

Als nun auch die Väter ihren Unwillen äußerten und wiederholt die Götter als Zeugen der Bündnisse anriefen, soll Annius in seiner Heftigkeit über die Macht des römischen Jupiter verächtlich gesprochen haben. Vor Zorn außer sich verließ er eilenden Schrittes den Senat, stürmte die Treppe hinab und fiel dabei mit dem Kopfe so heftig gegen die unterste steinerne Stufe, daß er besinnungslos liegen blieb. Als der Konsul dies sah, rief er so laut, daß Volk und Väter seine Worte hörten: „Alles steht gut! Was zögert ihr noch, die Waffen zu ergreifen, da uns die Götter vorangehen? So wie ihr da den Gefandten der Latiner liegen seht, werde ich ihre Legionen zu Boden strecken.“

Nun wurde der Krieg beschlossen. Beide Konsuln rückten ins Feld und schlugen ihr Lager bei Kapua auf, wo die Latiner sich mit ihren Bundesgenossen versammelt hatten.

Dieser Titus Manlius, der jetzt zum dritten Male Konsul war, hatte schon als Jüngling zweimal von sich reden gemacht. Er war langsam im Denken und von schwerfälliger Zunge. Deshalb behandelte ihn sein Vater mit Verachtung, verwies ihn aus der Stadt und ließ ihn auf dem Lande in häuerlicher Kleidung und bei Sklavenarbeit aufwachsen. Da nun der Vater sich auch als Diktator durch allzu große Strenge verhaßt gemacht hatte, so klagte ihn ein Tribun vor dem Volke an, daß er seinen Sohn mit unmäßiger Härte behandle und den schwerfälligen Geist desselben niederhalte, statt zu versuchen, ob es nicht möglich sei, diesen Naturfehler durch langsame Pflege zu beseitigen. Jedermann war über die Härte des Vaters erbittert, nur der Sohn selbst nicht, den es im Gegenteile verdroß, daß er zum Vorwande dienen mußte, den Haß gegen seinen Vater zu vermehren. Aller Welt wollte er zeigen, daß er es mit seinem Vater, nicht mit dessen Feinden halte. Ohne daß jemand darum wußte; ging er mit einem Dolch unter dem Kleide früh am Morgen zur Stadt gerade vor das Haus des Tribunen. Durch den Thürsteher ließ er melden, Titus Manlius, des Lucius Sohn, wolle unverzüglich den Tribunen sprechen. Dieser ließ ihn auch sofort vor; denn er glaubte, der Sohn werde ihm eine neue Beschuldigung gegen den Vater oder sonst etwas für die Klage Wichtiges mitteilen. Nach gegenseitiger Begrüßung sagte Titus, er wünsche den Tribunen ohne Zeugen zu sprechen. Als dann alle anderen sich entfernt hatten, zog er den Dolch und zwang den Tribunen, zu schwören, daß er von der Klage abstehe wolle. Den Dolch vor seinen Augen, allein und wehrlos dem handfesten und kühnen Jünglinge gegenüber, schwur der Tribun den verlangten Eid von Wort zu Wort, erklärte aber nachher öffentlich, daß diese Gewaltthat ihn gezwungen habe, die Klage fallen zu lassen. Das Volk nahm dem jungen Manne die für seinen Vater gewagte That nicht übel und wählte ihn sogar für das nächste Jahr zum Kriegstribunen, wiewohl er bis dahin sich weder im Kriege noch im Frieden hatte hervorthun können, da er, abgeschieden von allem Umgange, seine Jugend auf dem Lande verlebte hatte.

Nun traf es sich eben damals, daß Gallier in das römische Gebiet einfielen und bis zum Anio, drei Milien von Rom, vordrangen. Ihnen gegenüber am diesseitigen Ufer nahm der römische Diktator sein Lager. Die Brücke in der Mitte ließen beide Teile stehen, um nicht einen Schein von Furcht auf sich zu laden. Von beiden Seiten suchte man sie zu besetzen, und oft kam es darüber zum Kampfe. Noch war es zweifelhaft, wer sie behaupten würde, als ein Gallier von hervorragender Größe auf die Brücke trat und mit der ganzen Kraft seiner Stimme rief: „Wer jetzt der tapferste Mann in Rom ist, der trete vor zum

Zweikampfe, damit der Ausgang desselben zeige, welches Volk tüchtiger ist im Streite.“ Da schwiegen die vornehmen römischen Jünglinge alle still, weil sie sich schämten, den Kampf auszuschlagen, und auch nicht Lust hatten, sich einer so offensbaren Gefahr auszusetzen. Titus Manlius aber ging von den Vorposten zum Diktator und sprach: „Ohne deine Erlaubnis, Feldherr, möchte ich nicht außer dem Gliede fechten, auch dann nicht, wenn ich des Sieges gewiß wäre. Gestattest du es aber, so will ich jenem Untiere, das so keck den feindlichen Reihen vorantanz, zeigen, daß ich dem Stamme entsprossen bin, von dem ein ganzer Schwarm Gallier den Tarpejischen Felsen hinabgeworfen wurde.“ Der Diktator erwiderte: „Bleib diesem Mute treu, Titus Manlius, sowie deiner kindlichen Liebe gegen Vater und Vaterland! Gehe hin mit dem Segen der Götter und zeige, daß das römische Volk unüberwindlich ist!“ Nun wurde der Jüngling von seinen Freunden gewaffnet. Er wählte den Schild eines Fußgängers und ein kurzes zweischneidiges Schwert, das zum Kampfe in der Nähe am tauglichsten ist. So ausgerüstet, ging er dem Gallier entgegen, während die anderen zurücktraten und die beiden Kämpfer allein ließen. Mit großem Gepirrahl schmetterte der Gallier von oben herab sein Schwert auf den Schild des herandringenden Manlius; dieser aber stemmte seinen Schild von unten gegen den des Riesen, drängte sich unter demselben dicht an den Leib des Gegners und stieß ihm einmal über das andere seine Klinge in die Weichen, so daß er mit großer Wucht zu Boden stürzte. Gegen den Toten erlaubte er sich keinerlei Mißhandlung, nur die blutbespritzte Halskette nahm er ihm und wand sie sich selbst um den Hals. Davon bekam er den Beinamen Torquatus, d. h. Kettenträger.

Derselbe Titus Manlius stand jetzt, einundzwanzig Jahre nach diesem Zweikampfe, als Konsul gegen die Latiner im Felde. Sein Amtsgenosse war Publius Decius Mus, der während des Samnitenkrieges das in dem Engpasse eingeschlossene Heer gerettet hatte. Die Konsuln kamen überein, die Kriegszucht mit äußerster Strenge zu handhaben. Diese Vorfrage war um so nötiger, weil die Latiner, die man jetzt als Feinde sich gegenüber hatte, in Sprache, Sitten, Art der Waffen und — was das Wichtigste war — in der ganzen Kriegsverfassung den Römern gleich waren. Als Waffenbrüder und Genossen hatten sie mit den Römern, Soldaten mit Soldaten, Centurionen mit Centurionen, Tribunen mit Tribunen, auf Posten und im Kampfe oft zusammengestanden. Um jeder Unordnung, die daraus leicht entstehen konnte, vorzubeugen, schärften die Konsuln ausdrücklich ein, daß jedes Gefecht außer dem Gliede verboten sei.

Nun geschah es, daß Titus Manlius, des Konsuls Sohn, einer

von den Präfecten der Reiterei, mit seiner Abtheilung auf Kundtschaft ausgesandt wurde und dabei eine Abtheilung tuskulanischer Ritter traf, die von Geminus Mäcius geführt wurden, einem vornehmen Manne, der durch seine Abkunft wie durch seine Kriegsthaten in Ansehen stand. Als dieser den Sohn des Konsuls erblickte — denn sie kannten sich alle, namentlich die Vornehmen unter einander — da begann er über die Römer zu spotten und forderte den Jüngling zu einem Zweikampfe auf, um ihm gleich jetzt zu beweisen, wie weit der latinische Ritter den römischen übertreffe. Ueingebedenk des Verbotes, nahm der Jüngling den Kampf an. Die übrigen Ritter zogen sich wie zu einem Schauspiele auf die Seiten zurück; jene beiden sprengten in dem freien Zwischenraume mit ihren Pferden gegen einander. Beim ersten Stoße stieß Manlius über dem Helm des Feindes, Mäcius neben dem Hals des Pferdes vorbei. Sie schwenkten die Pferde herum, und nun bohrte Manlius seinen Spieß dem Pferde des Gegners zwischen die Ohren, so daß es vor Schmerz sich bäumte und seinen Reiter abwarf. Als er sich, auf Speer und Schild gestützt, schnell erheben wollte, stieß ihn Manlius durch die Kehle, so daß die Lanze bei den Rippen heraus und in den Boden hineindrang. Mit der erbeuteten Rüstung ritt er zu den Seinigen zurück, die ihn jauchzend zum Lager begleiteten. Geraden Weges eilte er in das Zelt des Konsuls. „Vater,“ sprach er, „damit mich die Welt als Sprößling deines Blutes erkenne, bringe ich hier diese ritterliche Beute, die ich, zum Zweikampfe herausgefordert, dem erschlagenen Feinde genommen habe.“

Als der Consul dies vernahm, wies er auf der Stelle den Sohn von sich und ließ durch die Trompete zur Versammlung rufen. Vor dem versammelten Heere sprach er dann: „Ohne Achtung vor dem Befehle der Konsuln und vor dem Willen des Vaters, hast du, Titus Manlius, trotz unserer Bekanntmachung außer dem Gliede gegen den Feind gefochten. Durch den trügerischen Schein der Ehre verleitet, hast du die Kriegszucht verlegt, welche die Grundlage der römischen Macht gewesen ist bis auf den heutigen Tag. Mich hast du damit in die traurige Lage gebracht, daß ich meine Pflicht gegen den Staat erfüllen muß, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß du mein Sohn bist. Es ist aber besser, daß uns beide die Strafe trifft, als daß der Staat leidet. Das Beispiel, das wir geben, wird zwar sehr schmerzlich für uns sein, aber heilsam für die Jugend. Freilich bin ich tief bewegt durch meine väterliche Liebe und auch durch diesen Beweis deiner Tapferkeit. Aber die Pflicht zwingt mich, dich mit dem Tode zu bestrafen, um dadurch die konsularische Macht aufrecht zu erhalten. Bliebest du unbestraft, so wäre sie vernichtet für immer. Du selbst wirst dich, wenn ein Tropfen

meines Blutes in dir fließt, nicht weigern, durch deine Strafe die Kriegszucht wiederherzustellen, die deine Schuld verlezt hat. Geh, Vektor, binde ihn an den Pfahl!“

Starr vor Entsetzen über den schrecklichen Befehl, gleich als sähe jeder das Beil gegen sich selbst gerichtet, schwiegen alle mehr aus Furcht als aus Bescheidenheit. Sobald aber das Haupt fiel, brachen sie in laute Klagen aus. Den Körper des Jünglings bedeckten sie mit seiner Beute und verbrannten ihn in feierlicher Weise auf einem außerhalb des Lagers errichteten Scheiterhaufen.

Die Härte dieser Bestrafung machte die Soldaten gehorsamer, als sie zuvor gewesen waren. Die Wachen und der regelmäßige Dienst der Posten wurden bei Tage und bei Nacht mit äußerster Sorgfalt beobachtet, und auch als es zur entscheidenden Schlacht kam, zeigte sich der Nutzen dieser strengen Kriegszucht. Die Manliche Strenge ist dadurch sprichwörtlich geworden und hat die Lebenden, wie auch noch die späte Nachwelt mit Schauer erfüllt.

32.

340
v. Chr.

Vom Fortgange des Krieges mit den Latinern und vom Opfertode des Publius Decius.

Der Krieg zwischen den Römern und den Latinern hatte die größte Ähnlichkeit mit einem Bürgerkriege; denn nichts unterschied die Latiner von den Römern als die Gesinnung.

Früher hatten die Römer den Rundschild im Gebrauche gehabt; seit der Zeit aber, daß Sold gezahlt wurde, führten sie den Langschild. Früher hatten sie sich in großen, fest geschlossenen Reihen, ähnlich der makedonischen Phalanx, aufgestellt; nachher fingen sie an, drei Treffen, jedes in abgeordneten Streithaufen zu bilden. Das erste Treffen bildeten die Hastaten in 15 durch mäßige Zwischenräume geschiedenen Streithaufen oder Manipeln. Jeder Manipel hatte zwei Centurien und zwei Centurionen, aber nur ein Feldzeichen. Jede Centurie zählte 60 Mann und außerdem 20 Leichtbewaffnete, die nur eine Lanze und gallische Wurfspieße führten, die anderen waren mit Helm, Kettenpanzer, großem Schilde, schwerem Wurfspieße und kurzem Schwerte bewaffnet. Dies erste Treffen enthielt die blühenden, zum Kriegsdienst heranreifenden Jünglinge. Auf diese folgten, gleichfalls in 15 Manipeln, die Leute von kräftigerem Alter, welche Principes hießen, und hinter diesen als drittes Treffen noch 15 andere Manipeln, die aus drei Abteilungen be-

standen. Die erste Abteilung, auch die erste Pike genannt, umfaßte die Triarier, alte Krieger von bewährter Tapferkeit. Eine andere Abteilung bestand aus Leichtbewaffneten, welche Korarier hießen. Zuletzt kamen die Überzähligen, die hinter den anderen aufgestellt wurden, weil man sich auf sie am wenigsten verlassen konnte. Wenn das Heer so in Schlachtordnung stand, fingen die Hastaten, als die vordersten von allen, den Kampf an. Konnten sie den Feind nicht zur Flucht bringen, so wichen sie in langsamem Schritte zurück in die Zwischenräume der Principes. Dann war der Kampf Sache der Principes, denen die Hastaten sich angeschlossen. Die Triarier lagen indes unter ihren Fahnen im Anschlage, das linke Bein vorgestreckt, ihre Langschilde an die Schulter gelehnt, die Hand an der Lanze, welche unten in die Erde gesteckt und mit der Spitze schräg nach vorn gerichtet war, so daß ihre Linie von Lanzen starre, wie von Pallisaden umpflanzt. Waren auch die Principes in ihrem Kampfe nicht glücklich, so zogen sie sich allmählich auf die Triarier zurück. Daher sagte man auch im Sprichworte, wenn eine Sache schlecht ging: Jetzt kommt's an die Triarier. Wenn sich diese nun erhoben, nahmen sie die Principes und Hastaten in die Zwischenräume ihrer Streithaufen auf und sperrten so jeden Durchgang. In geschlossener, fest zusammenhängender Linie, die keinen weiteren Rückhalt hinter sich hatte, stürmten sie auf den Feind, für den es das Furchtbarste war, plötzlich, während er den besiegten Gegner schon zu verfolgen glaubte, eine neue, verstärkte Schlachtreihe anrücken zu sehen.

In der Regel wurden vier Legionen ausgehoben, jede etwa aus 5000 Mann zu Fuß und 300 Reitern bestehend. Ein ebenso starkes und ebenso eingerichtetes Heer mußten die Latiner aufbringen, die auch ihre Schlachtordnung ebenso aufstellten. Daher wußten die Soldaten jetzt, da die Latiner Feinde der Römer waren, ganz genau, mit welchen Abteilungen der Feinde sie würden kämpfen müssen; jeder Centurio wußte, welcher feindliche Centurio ihm gegenüberstände, falls nicht etwa gerade diesmal die feindlichen Abteilungen versetzt würden.

Nahe am Fuße des Befuv kam es zur Schlacht, in welcher Manlius den rechten, Decius den linken Flügel führte. Schon vorher war beiden Konsuln im Traume offenbart worden, das Heer werde siegen, dessen Feldherr sich selbst und die Feinde dem Tode weihe. Sie waren deshalb übereingekommen, daß der von ihnen sich opfern solle, der seine Truppen in der Schlacht zurückweichen sähe. Ehe dann die Konsuln ihre Linien aufstellten, ließen sie Opfertiere schlachten. Das Opfer des Decius fiel nur teilweise günstig aus; doch erklärte der Opferschauer, die Götter nähmen es gnädig an. Des Manlius Opfer dagegen verlief

ganz nach Wunsch. „So steht alles gut,“ sagte Decius, „da ja mein Amtsgenosse glücklich geopfert hat.“

Als es nun zur Schlacht kam, wich auf dem linken Flügel der Römer das erste Treffen vor dem Andringen der Latiner zurück. Da rief Decius mit lauter Stimme dem Markus Valerius zu: „Valerius, hier müssen die Götter helfen! Wohlan, als Oberpriester des römischen Staates sage mir die Gebetsformel vor, mit der ich mich für die Legionen zum Opfer darbringen muß!“ Der Oberpriester hieß ihn eine verbräunte Toga anlegen und sein Haupt damit verhüllen. Dann mußte er die Hand unter der Toga bis zum Kinn emporhalten, und mit beiden Füßen über einem Pfeile stehend, also sprechen:

„Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, ihr Hausgötter, ihr neu aufgenommenen Götter, ihr altheimischen Götter, ihr Götter, in deren Macht wir und die Feinde stehen, und ihr Götter der Unterwelt, zu euch bete und flehe ich, daß ihr dem römischen Volke der Quiriten Übermacht und Sieg verleihet, ihre Feinde aber heimsuchet mit Schrecken, Entsetzen und Tod. Für den Staat der Quiriten und für ihr Heer weihe ich hiermit feierlich die Legionen und die Verbündeten der Feinde und mich selbst dem Tode und den Göttern der Unterwelt zum Opfer!“

Nach diesem Gebete hieß er seine Viktoren sich zum Titus Manlius begeben und diesem eiligst melden, daß sich er für das Heer dem Tode geweiht habe. Dann schwang er sich bewaffnet auf sein Pferd und stürzte sich mitten in die Feinde. Beiden Heeren erschien er wie ein übermenschliches Wesen, wie ein vom Himmel herab Gesandter, der als Sühnopfer alles göttlichen Zornes das von den Seinigen abgewendete Verderben auf die Feinde hinübertrüge. Allenthalben, wo er eindrang, scheuten sie zurück wie vor einem pestbringenden Gestirne, und da wo er, mit Pfeilen bedeckt, niedersank, nahmen die Kohorten der Latiner mit unverkennbarem Entsetzen die Flucht, so daß um ihn ein weiter freier Raum entstand. Zugleich erhoben sich auch die Römer, die nun der Furcht vor den Mächten des Himmels entledigt waren und, als wäre ihnen jetzt erst das Zeichen gegeben, die Schlacht von neuem anfangen. Die Horarier brachen hervor, um die Hastaten und Principes zu verstärken, und die Triarier, auf das rechte Knie gestützt, warteten nur auf den Wink des Konsuls.

Doch auch jetzt noch hatten die Latiner durch ihre größere Anzahl auf manchen Punkten die Oberhand, und der Consul ließ deshalb noch die Überzähligen vor die Fahnen rücken. Bei den Latinern dagegen wurden schon die Triarier ins Gefecht geführt. Als diese nun nach langem, hartnäckigem Gefechte ermüdet und die Spitzen ihrer Lanzen

schon abgebrochen oder abgestumpft waren, da erst redete der Konsul die Triarier an: „Jetzt vorwärts, mit eurer frischen Kraft gegen den erschöpften Feind. Denkt an Vaterland, Eltern, Frauen und Kinder, denkt an den Konsul, der um eures Sieges willen in den Tod gegangen ist!“

Als nun die Triarier mit noch blühenden Waffen, wie ein neues Heer, auftraten und die anderen in ihre Zwischenräume aufnahmen, setzten sie schon durch ihr Geschrei die vordersten Reihen der Latiner in Schrecken. Sie hieben die Kerntruppen nieder und brachen mit solchem Gemekel durch die Glieder der Feinde, daß kaum der vierte Teil derselben übrig blieb.

Wer diesem Blutbade entrann, flüchtete nach Minturnä; die im Lager Gebliebenen wurden alle zu Gefangenen gemacht. Die Leiche des Decius wurde erst am folgenden Tage gefunden und so feierlich bestattet, wie es seinem Tode entsprach. *

Giligt zogen nun die Latiner neue Truppen aus Latium und von den Volkskern her an. Ihrem Heere begegnete der Konsul bei Trifanum, zwischen Sinuessä und Minturnä. Ohne erst das Lager aufzuschlagen, warf man auf beiden Seiten nur das Gepäck ab und schritt sofort zur Schlacht. Ihr Ausgang war entscheidend. Sowohl die Latiner als auch die Kampaner unterwarfen sich dem siegreichen Konsul.

Die besiegten Städte mußten einen Teil ihres Gebietes abtreten, auf dem alsdann römische Bürger angesiedelt wurden. Und zwar bekam im latinischen Gebiete jeder Ansiedler zwei und dreiviertel Joch, im salernischen, das dem kampanischen Volke gehört hatte, drei Joch, so daß die größere Entfernung von Rom durch Zugabe eines Vierteljochs vergütet wurde. Die kampanischen Ritter, welche treu geblieben waren, bekamen das römische Bürgerrecht und hängten zum Zeugnis dessen zu Rom im Tempel des Kastor eine eherner Tafel auf. Auch die Stadt Antium erhielt das Bürgerrecht, mußte aber ihre Kriegsschiffe ausliefern, die teils auf die Seebe Roms geführt, teils verbrannt wurden. Mit den Schnäbeln derselben wurde die Rednerbühne auf dem Forum geschmückt, die seitdem Rostra, d. h. die Schiffsschnäbel, genannt wurde.

Vom Wiederbeginne des Kampfes mit den Samniten.

Die Samniten hatten ruhig zusehen müssen, wie die Städte in Latium und Kampanien von den Römern erobert und zur Unterwerfung gezwungen wurden, weil sie eben damals im Kriege waren gegen

Alexander von Epeiros, den die Tarentiner gegen die Samniten, Bruttier und Lukaner zu Hülfe gerufen hatten. Als dieser im Begriffe gewesen war, dem Rufe der Tarentiner zu folgen, hatte das Orakel ihm kund gethan, er solle sich hüten vor dem Acherusischen Wasser und vor der Stadt Pandosia, weil ihm dort der Tod beschieden sei. Um so eifriger war er damals nach Italien übergesetzt, in der Absicht, sich so weit als möglich von dem Flusse Acheros und der Stadt Pandosia in Epeiros zu entfernen. Seitdem hatte er die Bruttier und die Lukaner oft geschlagen und ihnen viele Städte entrißen. Da geschah es, daß er einige Verluste erlitt und auf seinem Rückzuge in der Nähe einer Stadt Pandosia, die an der Grenze von Bruttium und Lufania liegt, eilends über einen Fluß setzen mußte. Da der Zug nur mühsam durch die Furt watete, verwünschte einer der Soldaten, durch Furcht und Anstrengung ermattet, den Namen des Flusses, indem er laut rief: „Mit Recht heißt du Acheros.“ Dies Wort bedeutet nämlich Schmerzenbringer. Der König stutzte und erinnerte sich jener Weissagung. Fast in demselben Augenblicke traf ihn mitten im Flusse der Wurfspieß eines der lufanischen Verbannten, die in seiner Leibwache dienten, jetzt aber, da das Glück den König zu verlassen schien, sich gegen ihn verschworen hatten. Sterbend sank Alexander vom Pferde, und der Strom trug den entseelten Körper unter die Posten der Feinde, die ihn jämmerlich zerstückten. Erst später wurden die Gebeine des Königs nach Epeiros gebracht zu seiner Gemahlin Kleopatra und seiner Schwester Olympias, von denen diese die Mutter, jene die Schwester Alexanders des Großen war.

326
v. Chr.

In demselben Jahre, da Alexander von Epeiros starb, kamen die Römer aufs neue in Krieg mit den Samniten. Die Veranlassung dazu war folgende. Nicht weit von der Stadt Neapolis lag damals Paläpolis. Beide Städte waren von Kumä aus gegründet worden; ihre Einwohner waren also Griechen, da die Kumäer selbst aus Chalkis auf Euböa stammen. Diese Griechen in Neapolis und Paläpolis erlaubten sich nun mancherlei Feindseligkeiten gegen die römischen Ansiedler im Kampanischen, und als die Fetialen nach Paläpolis geschickt wurden, um Entschädigung zu fordern, bekamen sie eine trohige Antwort. Deshalb beschloß das Gesamtvolk auf den Antrag der Väter den Krieg gegen Paläpolis, und Publius Philo, der zum zweiten Male Konsul war, zog mit einem Heere dahin. Es gelang ihm, zwischen den beiden Städten seine Stellung so vorteilhaft zu nehmen, daß er den Feinden alle gegenseitige Hülfe unmöglich machte. Dennoch zog sich die Belagerung in die Länge, weil die Besatzung der Stadt durch 4000 samnitische Soldaten verstärkt war. Als nun die Amtszeit des Publius zu Ende ging, fand man es nicht ratsam, den Konsul abzurufen,

der sich schon anschickte, die feindlichen Mauern zu ersteigen, und das Gesamtvolk beschloß deshalb, Publius solle nach seinem Abgange vom Konsulate so lange als stellvertretender Konsul (Prokonsul) in Thätigkeit bleiben, bis der Krieg mit den Griechen beendet sei. Nun hatten die Römer aber auch Freunde in der belagerten Stadt, und diese bewirkten, daß sie sich im zweiten Jahre der Belagerung dem Publius übergab.

Bei seiner Rückkehr wurde ihm der Triumph zuerkannt, und so widerfuhr ihm bei dieser einen Belagerung zwei Auszeichnungen, die vorher keinem zu teil geworden waren: die Verlängerung des Oberbefehls über seine Amtszeit hinaus und der Triumph nach seinem Abgange vom Amte.

Dieser Publius Philo war auch sonst ein sehr angesehener Mann. Er war der erste Plebejer, den man zum Prätor wählte, später wurde er auch Diktator und Censor. Zwar hatten die Patricier anfangs nicht zugeben wollen, daß Plebejer zu diesen Ämtern gewählt würden; nachdem sie jedoch das alleinige Recht auf das Konsulat verloren hatten, waren sie in betreff der übrigen Ämter nicht mehr so eifrig. Es wuchs also in dieser Zeit die Macht der Plebejer, und viele Gesetze wurden zu ihren Gunsten gegeben. Das wichtigste derselben war, daß niemand, außer wegen eines Verbrechens, in Fesseln oder in den Block gelegt werden dürfe; für geliehene Gelder solle der Schuldner mit seinen Gütern haften, nicht mit seiner Person.

Während Publius noch vor Paläpolis stand, waren Gesandte zu den Samniten geschickt worden, um sich über ihre großen Rüstungen und über die Unterstützung von Paläpolis zu beschweren. Die Samniten erwiderten, daß Paläpolis nur von einzelnen, nicht vom samnitischen Staate unterstützt worden sei. Im übrigen wollten sie ihren Unmut darüber nicht verhehlen, daß die Römer das von den Samniten zerstörte Fregellä zu einer römischen Kolonie gemacht hätten; diese Kränkung würden sie mit allen Kräften zu rächen suchen. Die römischen Gesandten schlugen darauf vor, diesen Streit vor dem Richterstuhle gemeinschaftlicher Bundesgenossen und Freunde auszumachen. Man erwiderte ihnen aber: „Was hilft es, die Sache zu verschleiern? Unser Streit kann nicht durch Verhandlungen von Gesandten noch durch den Schiedspruch eines Sterblichen geschlichtet, sondern nur durch Waffen und Kriegsglück entschieden werden. Wohlan, laßt uns in der kampanischen Ebene Lager gegen Lager aufschlagen; dort laßt uns darum kämpfen, ob Samniten oder Römer die Gebiete Italiens sein sollen!“

So wurde der Krieg wieder erneuert. Da beide Teile ihn mit

326-290^{v. Chr.} äußerster Hartnäckigkeit führten, dauerte er im ganzen sechsunddreißig Jahre; aber zweimal wurde er durch einen Waffenstillstand und einmal durch einen sechsjährigen Frieden unterbrochen.

34.

Von Lucius Papirius Cursor.

Unter den im zweiten Kriege mit den Samniten berühmt gewordenen römischen Feldherren ist Lucius Papirius Cursor, der während desselben zweimal Diktator und viermal Konsul gewesen ist, der bekannteste, ein thatkräftiger Mann, der sich nicht nur durch geistige Überlegenheit, sondern auch durch seine Körperstärke hervorthat. Namentlich war er schnell zu Fuß, so daß der Beiname seiner Familie, Cursor, d. h. der Läufer, auf ihn paßte. Im Laufen soll er alle Zeitgenossen übertroffen haben, und ebenso soll er in Folge seiner Kräfte und seiner vielen körperlichen Übungen mehr Speise und Wein vertragen haben als jeder andere. Da er nun selbst einen Körper besaß, der keiner Anstrengung erlag, so hatten auch Fußvolk und Reiterei unter keinem anderen einen so beschwerlichen Dienst. Man erzählt, die Reiter hätten ihn einmal zu bitten gewagt, er möchte ihnen eine Arbeit erlassen, da sie sich so brav gehalten hätten. „Nun wohl,“ soll er erwidert haben, „damit ihr nicht sagen könnet, es sei euch nichts erlassen worden, so braucht ihr euch den Rücken nicht zu reiben, wenn ihr von den Pferden steigt.“ Sein Feldherrnamt führte er mit gleicher Strenge gegen Bundesgenossen wie gegen Mitbürger. Als ein Prätor aus Pränesta einmal seine Leute nicht schnell genug aus dem Hintertreffen in die Vorderlinie geführt hatte, ließ ihn Papirius vor sich fordern, empfing ihn, vor seinem Zelte wandelnd, und befahl dem Viktor, das Beil zu ziehen. Bei diesen Worten stand der Pränestiner da, wie vom Schlage getroffen; Papirius aber sagte: „Hier, Viktor, haue die Wurzel ab, die mich beim Aufundabgehen hindert.“ Nachdem er den Prätor so von dem Schrecken der Todesstrafe hatte durchschauern lassen, legte er ihm nur eine Geldstrafe auf.

Im 429. Jahre der Stadt war Papirius als Diktator gegen die Samniten ins Feld gerückt. Da aber die Götterzeichen ungünstig waren, beschloß er, nach Rom zu gehen und bessere Auspicien zu erbitten. Zuvor befahl er seinem Reiterobersten Quintus Fabius, im Lager stehen zu bleiben und sich während seiner Abwesenheit nicht mit dem Feinde einzulassen. Als aber Fabius sah, daß die Samniten mit großer Nachlässigkeit verfahren, als stände gar kein Römer in Samnium,

ließ er sich durch die günstige Gelegenheit verlocken, sie anzugreifen. Das Glück dieser Schlacht war so vollständig, daß auch der Diktator einen größeren Erfolg nicht hätte erreichen können. Der Feldherr that alles für sein Heer, die Soldaten alles für ihren Feldherrn. Als die Reiter in wiederholtem Angriffe die feindliche Linie nicht durchbrechen konnten, zogen sie den Pferden die Zügel ab, stürmten in vollem Laufe unaufhaltsam auf die Feinde los, sprengten durch die feindlichen Glieder hindurch und streckten weit und breit alles nieder, so daß dem nachrückenden Fußvolke der Weg in die zerrütteten Reihen geöffnet war. Zwanzigtausend Feinde sollen an diesem Tage gefallen sein.

Die große Masse der erbeuteten Waffen ließ Fabius zu einem Haufen zusammentragen und verbrennen, sei es, weil er dies einem Gotte für den Fall des Sieges gelobt hatte, sei es, damit nicht der Diktator diese Beutestücke bekomme, seinen Namen darunter schreibe und im Triumphe damit prunkte. Die Meldung seines Sieges richtete er an den Senat, nicht an den Diktator. Dieser aber äußerte ohne Rückhalt seinen Zorn und Verdruß über dies Ereignis, das doch die Freude aller anderen erregte, entließ sogleich den Senat, eilte aus der Kuria hinaus und versicherte, diese Nichtachtung des Oberbefehls solle nicht ungestraft bleiben; denn sonst hätten die Kriegszucht und das Ansehen der Diktatur eine größere Niederlage erlitten als die Samniten. Unter lauten Drohungen reiste er zum Lager ab; jedoch konnte er auch durch die stärksten Tagereisen nicht hindern, daß die Nachricht von seinem Kommen ihm vorausging, da einige Leute aus der Stadt ihm voraneilten und meldeten, der Diktator sei unterwegs, er sinne auf Strafe und rühme fast mit jedem zweiten Worte die Handlungsweise des Titus Manlius.

Fabius berief sogleich eine Versammlung und beschwor die Soldaten, ihn in Schutz zu nehmen gegen die Grausamkeit des Diktators, der in Wut darüber sei, daß die Legionen in seiner Abwesenheit hätten siegen können, der rasend sei vor Neid über fremdes Verdienst. Alle riefen ihm zu, er solle guten Mut haben, so lange es noch römische Soldaten gebe, solle ihm niemand etwas zu leide thun.

Bald darauf kam der Diktator an und ließ sogleich durch die Trompete das Heer zusammenrufen. Dann gebot der Herold Stille und forderte den Reiterobersten Quintus Fabius vor. Sobald derselbe zum Feldherrnstuhle hinschritt, fuhr ihn Papirius hart an. Fabius aber beklagte sich, und zwar in herausforderndem Tone, daß sein Kläger auf Leib und Leben zugleich sein Richter sei; er versicherte laut, man könne ihm eher das Leben entreißen als die Ehre seiner That. Da befahl Papirius den Diktoren, Ruten und Beile zur Hand zu nehmen

und den Reiterobersten zu entkleiden. Fabius aber riß sich los und flüchtete zu den Triariern, welche ganz hinten standen und schon unruhig wurden. Von dort verbreitete sich der Lärm durch die ganze Versammlung; hier hörte man Bitten, dort Drohungen. Die dem Feldherrn am nächsten standen, baten ihn, er möge den Fabius schonen und nicht mit ihm das ganze Heer für schuldig erklären. Weiter hinten aber schalt man auf den Diktator und war dem Aufruhr nahe. Selbst um den Feldherrnstuhl war nicht die gehörige Ruhe, und die Legaten drangen in den Diktator, die Sache bis zum folgenden Tage zu verschieben, seinem Zorne Frist und seiner Überlegung Raum zu geben. Doch gelang es ihnen nicht, den Diktator zu besänftigen; sie zogen sich vielmehr selbst seinen Zorn zu. Er hieß sie hinabsteigen und befahl dem Herold, Stille zu gebieten. Doch vor dem Lärm und Getöse konnte weder die Stimme des Diktators noch die seiner Diener gehört werden, und wie in einer Schlacht machte erst die Dunkelheit dem Streite ein Ende.

Über diesen Widerstand war der Diktator so erbittert, daß alle glaubten, sein Zorn werde noch heftiger auflodern. Deshalb entwich Fabius während der Nacht aus dem Lager und eilte nach Rom, wo er auf den Rat seines Vaters Markus Fabius, der selbst Diktator und dreimal Consul gewesen war, sofort den Senat berief. Er war gerade dabei, den Vätern seine Klagen über die Gewaltthätigkeit des Papirius vorzutragen, als man hörte, wie die Viktoren vor der Kuria Platz machten für den Diktator, der sofort selbst eintrat, da er mit einer leichten Bedeckung von Reiterei nach Rom geeilt war, sowie er die Abreise des Fabius erfahren hatte. Nun erneuerte sich der Streit, und Papirius befahl, den Fabius zu greifen. Die angesehensten Väter, ja der ganze Senat bat für diesen; aber Papirius beharrte auf seinem Befehle. Da sprach Markus Fabius: „Da das Ansehen des Senates und mein Alter, das du kinderlos machen willst, da die Tapferkeit und der Rang eines Reiterobersten, den du selbst ernannt hast, nichts über dich vermögen, so flehe ich zu den Volkstribunen um Schutz und lege Berufung an das Volk ein. Vor diesen Richter fordere ich dich, und ich will doch sehen, ob du dich der Berufung fügen wirst, der selbst ein König von Rom, Tullus Hostilius, sich fügte!“

Nun ging es aus der Kuria in die Volksversammlung. Als hier der Diktator nur mit einigen wenigen, der Reiteroberst dagegen mit dem ganzen Zuge der Vornehmen die Erhöhung betrat, auf der die Rednerbühne stand, ließ Papirius ihn hinunter führen. Anfangs hörte man mehr Gezänk als zusammenhängende Reden; endlich aber überwand die Stimme des unglücklichen, greisen Fabius das Getöse. „Auch ich

bin in Rom Diktator gewesen," rief er, „aber niemand ist von mir gemißhandelt worden, kein Hauptmann, kein Soldat. Wegen Unglücks im Kriege ist man bis auf den heutigen Tag noch keinem Feldherrn an das Leben gegangen; jetzt aber soll ein Heerführer mit dem Tode bestraft werden, weil er gesiegt und den Triumph verdient hat. Welche schlimmere Strafe hätte meinen Sohn denn treffen können, wenn er in die Flucht geschlagen wäre, wenn er Heer und Lager verloren hätte. Dann hätte der Diktator in seinem Grimme und seiner Gewaltthätigkeit auch nicht weiter gehen können, als ihn peitschen und hinrichten zu lassen. Jetzt aber, wo ganz Rom durch Quintus Fabius voll Jubel ist, wo Siegesfeier und Dankfeste veranstaltet werden, wo um seinetwillen die Tempel der Götter offen stehen, die Altäre von Opfern dampfen und mit Weihrauch und Gaben überhäuft werden, da soll er selbst vor den Augen des römischen Volkes durch Rutenhiebe zerfleischt werden.“

So schalt er und klagte, indem er zugleich die Hülfe der Götter und Menschen anrief und seinen Sohn unter vielen Thränen umarmte. Auf seiner Seite stand die Hoheit des Senates, die Gunst des Volkes, die schützende Macht der Tribunen, die Rücksicht auf das abwesende Heer. Papirius berief sich dagegen auf die Unverletzlichkeit des Oberbefehls, auf die Kriegszucht und auf das Beispiel eines Manlius, der die Liebe zu seinem Sohne dem Vortheile des Staates nachgesetzt habe. „So hat sich auch," sagte er, „einst Lucius Brutus, der Begründer unseres Freistaates, gegen seine beiden Söhne benommen. Jetzt aber sind diese liebevollen Väter, diese gutmütigen Greise bereit, der Jugend eine solche Kleinigkeit wie den Umsturz der Kriegszucht zu verzeihen. Ich jedoch beharre auf meinem Entschlusse und erlasse dem Schuldigen auch nicht das Mindeste von der verdienten Strafe. Denn ich wenigstens will nicht die Schuld auf mich laden, das Ansehen des Oberbefehls in unserm Heere zu vermindern. Ihr Tribunen aber, die ihr selbst unverlezt seid, hütet euch, durch euren Einspruch die römische Kriegszucht zu verletzen und das Volk zu veranlassen, daß es die Rechte der Diktatur zu Falle bringt! Thut ihr dies dennoch, so werden die Nachkommen nicht dem Lucius Papirius, sondern den Tribunen und dem tadelnswerten Urtheilspruch des Volkes die Schuld beimessen, wenn die Soldaten künftig nicht mehr gehorchen, wenn sie, statt ordnungsmäßig ihren heilig beschworenen Dienst zu thun, wie die Straßenräuber blindlings und auf gut Glück zu Werke gehen. Dieser Anklage, ihr Volkstribunen, setzt euch aus für alle kommenden Zeiten! Soll Quintus Fabius ungestraft bleiben, so nehmt die Verantwortung auf euer Haupt!"

Die Tribunen waren betreten und schon mehr für sich selbst besorgt

als für das Schicksal dessen, der ihre Hülfe erbat. Aus dieser peinlichen Lage rettete sie das römische Volk durch die Ginnütigkeit, mit der es unter Bitten und Flehen den Diktator anging, ihm zu Liebe dem Reiterobersten die Strafe zu erlassen. Auch die Tribunen stimmten in diesen Ton der Bitte ein und drangen flehentlich in ihn, er möge dem Quintus Fabius Verzeihung angedeihen lassen. Jetzt hörten auch Quintus Fabius und sein Vater auf zu streiten und zu trogen; sie fielen dem Diktator zu Füßen und baten ihn, nicht länger zu zürnen. Da gebot dieser Stille und sprach:

„Alles steht gut, Quiriten! Die Kriegszucht und das Ansehen des Oberbefehls, welche in Gefahr waren, mit dem heutigen Tage aufzuheben, sind gerettet. Quintus Fabius, der dem Befehle seines Oberfeldherrn zuwider gekämpft hat, wird nicht der Strafe entzogen; aber nachdem er zur gesetzlichen Strafe verurteilt ist, wird er dem römischen Volke geschenkt, geschenkt dem tribunicischen Amte, das ihm durch Bitten, nicht durch amtlichen Einspruch Hülfe gebracht hat. So lebe denn, Quintus Fabius, und rechne diese Vereinigung des gesamten Volkes zu deinen Gunsten für ein schöneres Glück als den Sieg, der dich noch eben mit Stolz erfüllte! Lebe trotz einer That, die selbst dein Vater dir nicht verzeihen hätte, wenn er an des Lucius Papirius Stelle gewesen wäre! Dem römischen Volke schuldest du dein Leben. Beweise ihm deine Dankbarkeit dadurch, daß du aus dem heutigen Tage die Lehre ziehst, im Kriege wie im Frieden dem gesetzmäßigen Oberbefehl zu gehorchen.“

Als er nun erklärte, der Reiteroberst könne jetzt abtreten, und dann von der Erhöhung herabstieg, schlossen Senat und Volk sich freudig seinem Befehle an, indem sie den Reiterobersten und den Diktator herzlich beglückwünschten. Nach aller Meinung hatte das Ansehen des Oberbefehls im Kriege durch den Prozeß des Quintus Fabius nicht weniger an Festigkeit gewonnen, als durch die traurige Hinrichtung des jungen Manlius.

In diesem Jahre traf es sich immer, daß die Feinde in Samnium etwas unternahmen, so oft sich der Diktator vom Heere entfernte. Allein dem Legaten Markus Valerius, der im Lager befehligte, stand das Beispiel des Quintus Fabius als Warnung vor Augen, und er hatte ebensowenig Lust, sich mit dem furchtbaren Zorne des Diktators einzulassen, als mit dem andringenden Feinde. Dadurch geschah es, daß eine zum Getreideholen ausgesendete Abteilung in einen Hinterhalt fiel und zusammengehauen wurde, während man allgemein glaubte, der Legat hätte ihr zu Hülfe kommen können, wenn ihn nicht die strengen Befehle geschreckt hätten. Auch dies wurde für die Sol-

daten eine Ursache der Unzufriedenheit mit dem Diktator, auf den sie schon vorher erzürnt waren, weil er sich gegen den Quintus Fabius so unverföhnlich benommen und dieselbe Bitte, die er ihnen abgeschlagen, dem Volke gewährt hatte.

Ehe der Diktator nun zum Heere zurückkehrte, ernannte er den Lucius Papirius Krassus zum Reiterobersten, dem Quintus Fabius aber untersagte er jede Amtshandlung. Seine Ankunft erregte weder bei den Soldaten sonderliche Freude, noch bei den Feinden die mindeste Besorgnis. Schon am folgenden Tage rückten die Samniten in Schlachtordnung gegen das römische Lager an. Sie wären aber an diesem Tage sicher zu Grunde gerichtet worden, wenn die Soldaten ihre Schuldigkeit gethan hätten; so vortrefflich hatte Papirius sein Heer aufgestellt, so überlegen war er dem Feinde durch seine Kriegskunst. Seine eigenen Soldaten aber hinderten den Sieg geflissentlich, um den Ruhm ihres Führers zu schmälern. Der erfahrene Feldherr erkannte, was ihn um den Sieg gebracht hatte, und er sah die Notwendigkeit ein, seine Gemüthsstimmung zu beherrschen und seine Strenge durch Güte zu mildern. Deshalb ging er selbst, von den Legaten begleitet, bei den verwundeten Soldaten herum, steckte den Kopf in die Zelte, fragte jeden nach seinem Befinden und empfahl jeden persönlich den Legaten und den Kriegstribunen der Römer sowohl als der Bundesgenossen. Bei dieser an sich schon Liebe erweckenden Sorgfalt benahm er sich so geschickt, daß er die Herzen der Soldaten schnell wiedergewann.

Als die Verwundeten dann wiederhergestellt waren, traf er von neuem mit dem Feinde zusammen und ersocht einen so vollständigen Sieg, daß die Samniten keine Schlacht mehr gegen ihn wagten. Nun erschien das siegreiche Heer überall, wo Beute zu hoffen war, und durchzog, ohne Widerstand zu finden, des Feindes Land. Um die Soldaten noch mehr anzuspornen, überließ ihnen Papirius die ganze Beute, so daß die Aussicht auf Gewinn sie ebenso antrieb wie der Haß gegen den Feind. Gedemüthigt durch diese Verluste, baten die Samniten den Diktator um Frieden. Auf sein Verlangen gaben sie jedem seiner Soldaten einen Rock und den Sold eines Jahres; dann führte Papirius das Heer aus ihrem Gebiete zurück und gewährte ihnen Waffenstillstand auf ein Jahr, während dessen sie in Rom über den Frieden verhandeln könnten. Triumphierend zog er in die Stadt ein, leitete noch die Wahl der neuen Konsuln und legte dann die Diktatur nieder.

Wie das römische Heer in den Kaudinischen Pässen gefangen wurde.

Den Frieden erlangten die Samniten damals nicht, obgleich sie beschloßen, ihren Feldherrn Brutulus Papius, der am meisten zum Kriege geraten hatte, die Gefangenen und alle Kriegsbeute den Römern auszuliefern. Brutulus selbst entzog sich dieser Beschimpfung durch freiwilligen Tod; man brachte deshalb den Römern seinen Leichnam und sein ganzes Vermögen. Diese aber nahmen nichts an als die Gefangenen, und was einzelne unter der Beute als ihr Eigentum erkannten; als Friedensbedingung forderten sie völlige Unterwerfung. Da beschloßen die Samniten, von neuem mit aller Kraft zu rüsten, und wählten den Gajus Pontius, des Herennius Sohn, zum Heerführer. Dieser glaubte, jetzt sicher auf die Hülfe der Götter rechnen zu können. „Unser Krieg ist notwendig,“ sagte er, „darum ist er gerecht, und die Götter segnen die Waffen dessen, der nur durch die Waffen sich retten kann.“

Um einen entscheidenden Schlag gegen die Römer zu führen, wählte er sein Lager in der Gegend von Kaudium so versteckt wie möglich. Von hier aus schickte er nach Kalatia, wo die römischen Konsuln Titus Veturius Kalvinus und Spurius Postumius ihr Lager hatten, einige als Hirten gekleidete Leute, die das Gerücht verbreiten sollten, die Legionen der Samniten ständen in Apulien, belagerten Luceria mit ihrer ganzen Macht und würden es in kurzem durch Sturm erobern. Dies auch sonst schon geflüßentlich verbreitete Gerücht war den Römern bereits vorher zu Ohren gekommen; durch die Aussagen der gefangenen Hirten wurde es noch glaublicher. Nun waren die Apulier Freunde der Römer, und Luceria war durch seine Lage und seine Befestigung die wichtigste Stadt in Apulien. Es war also außer Zweifel, daß die Römer ihr zu Hülfe kommen mußten; nur war die Frage, welchen Weg sie nehmen sollten. Denn es gab zwei Wege nach Luceria: der eine, nördlich von Rom über das Gebirge und dann an der Küste des adriatischen Meeres entlang, war breit und sicher genug, aber sehr weit; der andere, viel kürzere, ging durch die Pässe von Kaudium. Die Beschaffenheit dieser Gegend ist folgende. In der Mitte des hohen, völlig unwegsamen Gebirges liegt eine ziemlich breite Ebene, die ganz von Bergen eingeschlossen ist und keinen andern Ausweg hat, als zwei hohe, schmale und waldbige Pässe, von denen der eine nach Osten in das

Bergland von Samnium, der andere nach Westen in die kampanische Ebene führt.

Sorglos rüdten die Römer durch die hohen Felsen in diese Ebene hinein; den Ausgang derselben aber fanden sie durch gefällte Bäume und Felsstücke gesperrt. Offenbar war dies eine feindliche List, und alsbald sahen sie auch die Feinde rings auf den Höhen. Schnell wandten sie um, den Weg wiederzugewinnen, auf dem sie gekommen waren; aber auch dieser war jetzt durch ein Verhack und durch Bewaffnete geschlossen.

Betroffen standen die Soldaten da, und plöbliche Furcht lähmte ihre Glieder. Ratlos blickte einer den andern an, dann nahmen sie ihr Schanzzeug zur Hand, schlugen das Lager auf und zogen ringsherum den Wall, unter dem lauten Hohn der übermütigen Feinde, selbst klagend und spottend, daß ihre Mühe und Arbeit völlig umsonst sei.

Auch die Konsuln waren ganz niedergeschlagen und beriefen keinen Kriegsrat, da ja doch weder Rat noch Hülfe in Aussicht stand. Von selbst aber kamen die Legaten und Kriegstribunen bei ihnen zusammen, und auch die Soldaten blickten nach dem Feldherrnzelte und verlangten von ihren Anführern eine Hülfe, welche selbst die Götter kaum gewähren konnten.

Während sie ratlos klagten, wurden sie von der Nacht überfallen, und jeder murrte nach seiner Sinnesart. „Geraden Weges auf die Verhacks Ios!“ sagten die einen. „Über die Berge, durch die Wälder,“ sagten die andern, „laßt uns vordringen, wo irgend das Schwert uns den Weg bahnen kann!“ Wieder andere aber entgegneten: „Wie können wir durchdringen? Wollen wir die Berge aus ihren Grundfesten heben? Wie können wir an den Feind gelangen, so lange diese Höhen emporragen? Bewaffnete und Unbewaffnete, Tapfere und Feige, wir alle zugleich sind gefangen und besiegt; nicht einmal Gelegenheit, in ehrenvollem Kampfe zu sterben, wird der Feind uns darbieten; stillsitzend wird er dem Kriege ein Ende machen.“ Unter solchen Äußerungen brachten sie die Nacht hin, ohne an Speise und an Schlaf zu denken.

Aber auch die Samniten wußten sich in ihrem Glücke nicht zu raten. Sie schickten deshalb zum Herennius Pontius, dem Vater ihres Feldherrn, und fragten um seine Meinung. Dieser hatte sich zwar seines hohen Alters wegen schon längst von allen kriegerischen und bürgerlichen Geschäften zurückgezogen; allein den abgelebten Körper befeelte noch volle Geisteskraft und Klarheit des Urteils. Er erwiderte dem Boten, man solle die Römer abziehen lassen, ohne ihnen ein Leid zu thun. Dieser Rat wurde verworfen, und man ließ noch einmal fragen. „Run,“ sagte er, „dann soll man sie niederhauen bis auf den

letzten Mann.“ Da die beiden Antworten einander so ganz widersprachen, meinten zwar viele, sein Geist habe schon durch das Alter gelitten; dennoch bat man ihn, selbst in den Kriegsrath zu kommen. Der Greis ließ sich durch die Beschwerlichkeit der Reise nicht abhalten, kam auf einem Wagen in das Lager und erklärte im Kriegsrath, bei Annahme seines ersten Rathes, den er für den besten halte, würden sie sich durch eine so großmüthige Behandlung des mächtigen Volkes der Römer Frieden und Freundschaft mit demselben auf ewige Zeiten sichern; die Befolgung seines zweiten Rathes dagegen verschiebe den Krieg um mehrere Menschenalter, da der römische Staat nach dem Verluste eines Doppelheeres nicht so bald wieder zu Kräften kommen werde; eine dritte Auskunft gebe es nicht. Sein Sohn aber und andere Vornehme meinten, man könne einen Mittelweg einschlagen, die Römer zwar unangefochten abziehen lassen, ihnen jedoch gewisse Bedingungen auferlegen. Darauf erwiderte er: „Diese Maßregel erwirbt euch weder Freunde, noch vertilgt sie eure Feinde. Es wäre ein verfehltes Beginnen, ihnen das Leben zu schenken und sie zugleich durch Beschimpfung zu erbittern. Die Römer sind ein Volk, das keine Ruhe kennt, wenn es besiegt ist. Nie werden sie die Schande vergessen, welche die Noth ihnen aufzwingt; nicht eher werden sie ruhen, als bis sie euch durch vielfache Strafen dafür haben büßen lassen.“ Dennoch wurde keiner von seinen beiden Vorschlägen angenommen, und Herennius fuhr wieder aus dem Lager nach Hause zurück.

Im Lager der Römer gingen indes sehr bald die Lebensmittel aus, und da alle Versuche sich durchzuschlagen vergeblich waren, so sahen sie sich gezwungen, Gesandte zu schicken, die zuerst einen billigen Frieden begehren, wenn sie diesen aber nicht erlangen könnten, zum Kampfe herausfordern sollten. Hierauf erwiderte Pontius, der Krieg sei zu Ende, und da sie nicht einmal als Besiegte und Gefangene ihre Demüthigung eingestehen wollten, so werde er sie waffenlos und nur mit einem Rocke bekleidet durch das Joch gehen lassen. Die übrigen Friedensbedingungen sollten Besiegten und Siegern gleiche Vortheile gewähren. Wenn das samnitische Gebiet geräumt und die neuen Ansiedler zurückgeführt würden, dann könnten das samnitische und das römische Volk als gleichberechtigte Bundesgenossen, jedes nach seinen eigenen Gesetzen leben. Unter diesen Bedingungen sei er zu einem Vertrage mit den Konsuln bereit; wenn auch nur eine derselben nicht angenommen werde, dann verbiete er den Gesandten, noch einmal vor ihn zu kommen.

Als die Gesandtschaft diesen Bescheid zurückbrachte, wurden alle von so tiefer Traurigkeit befallen und erhoben so laute Wehklage, daß sie es nicht schlimmer hätten aufnehmen können, wenn ihnen allen so-

fortiger Tod angekündigt wäre. Als alle lange schwiegen und selbst die Konsuln sich weder für noch gegen den schimpflichen aber notwendigen Vertrag äußern mochten, da erklärte Lucius Ventulus, der unter den Legaten der angesehenste war: „Wenn wir nur die Wahl haben zwischen dem Untergange des Heeres und seiner Beschimpfung, dann ziehe ich die letztere vor; denn wer soll künftig die Stadt schützen, wenn das ganze Heer zu Grunde geht! Alle Hoffnung für die Zukunft beruht auf uns hier. Retten wir das Heer, so retten wir das Vaterland; geben wir alle diese Soldaten dem Tode preis, so verlassen und verraten wir das Vaterland. Die Liebe zum Vaterlande erduldet zu seiner Rettung, wenn es sein muß, ebenso willig die Schande wie den Tod. Nehmen wir also diese Unehre auf uns, so groß sie auch ist! Unterwerfen wir uns der Notwendigkeit, der selbst die Götter gehorchen müssen!“

Die Konsuln begaben sich hierauf zu dem feindlichen Feldherrn und setzten ihm auseinander, daß ein Friede ohne Genehmigung des römischen Volkes, ohne die Fetialen und ohne Beobachtung der festgesetzten heiligen Gebräuche nicht geschlossen werden könne. Es kam also kein förmlicher Friede zustande, sondern nur eine Übereinkunft, für deren Erfüllung beide Konsuln, die Legaten, die Quästoren und die Kriegstribunen sich durch einen Eid verbürgten. Außerdem wurden noch sechshundert Ritter als Geiseln gestellt, die mit ihrem Leben büßen sollten, wenn die Zusage nicht gehalten würde.

Als die Konsuln nach dem Abschlusse dieses Vertrages in das Lager zurückkehrten, wurde der Unwille gegen sie so groß, daß die Soldaten sich beinahe an den Feldherren vergrißen, deren Unbesonnenheit sie in diese Lage gebracht hatte, durch deren Unentschlossenheit sie zu so schimpflichem Abzuge gezwungen wurden. Verzweiflungsvoll blickten sie auf ihre Waffen, die sie strecken sollten, auf ihre Hände, die bald wehrlos, auf ihre Leiber, die dem Feinde preisgegeben sein sollten. Auch den feindlichen Jochgalgen stellten sie sich vor Augen, den Hohn des Siegers, seine stolzen Mienen, wenn sie ohne Waffen durch die bewaffneten Reihen zögen; dann die klägliche Wanderung ihrer schimpfbeladenen Schar durch die Städte der Bundesgenossen, und solche Rückkehr ins Vaterland zu den Thyrigen, wohin sie selbst und ihre Vorfahren so oft triumphierend gekommen waren. Ohne Wunde, so grollten sie, ohne Kampf seien sie besiegt; umsonst seien sie mit Waffen, umsonst mit Manneskraft, umsonst mit Mut gerüstet.

Unter solchen Äußerungen des Ingrimms brach die Stunde der über sie verhängten Beschimpfung an, in der ihnen alles noch weit härter wurde, als sie es sich vorher gedacht hatten. Zuerst wurden die Geiseln ausgeliefert, dann mußten alle ohne Waffen, nur in der Tunika

aus dem Lagerwall hinausgehen. Den Konsuln wurden die Feldherrnkleider ausgezogen, und die Viktoren erhielten Befehl, von ihnen abzutreten. Nun mußten zuerst die Konsuln halbnahtend unter dem Fochgalgen durchgehen; dann traf die Schande die übrigen Befehlshaber dem Range nach, zuletzt die Legionen, eine nach der andern. Höhnend und spottend standen die Feinde in Waffen umher, vielen drohten sie mit dem Schwerte, ja einige wurden verwundet und getötet, deren Blick voll Ingrimm über die unwürdige Behandlung den Sieger beleidigte. So mußten sie unter dem Fochgalgen durch und, was fast noch drückender war, an den Reihen der Feinde vorbeiziehen. Als sie den Paß hinter sich hatten, war ihnen, als ob sie aus der Unterwelt kämen und jetzt wieder das Tageslicht erblickten; doch dies Tageslicht selbst, in dem sie ihren verunstalteten Zug sahen, schien ihnen trauriger als der Tod. Sie hätten vor Nacht in Kapua eintreffen können; aber die Scham hielt sie zurück, und nicht weit von der Stadt, an der Heerstraße, warfen sie sich auf den Boden nieder. Als dies in Kapua bekannt wurde, überwog das Mitleid mit den Bundesgenossen den angeborenen Übermut der Campaner. Sogleich versahen sie die Konsuln mit ihren Ehrenzeichen und schickten den Soldaten Waffen, Pferde, Kleidung und Lebensmittel; dann gingen Senat und Volk ihnen vor das Thor entgegen, um sie als Gastfreunde zu empfangen. Doch alle Güte der Bundesgenossen, ihr freundlicher Blick, ihre Ermunterungen konnten den Soldaten kein Wort abgewinnen, nicht einmal bewirken, daß sie die Augen aufschlugen und den tröstenden Freunden in das Gesicht sahen. Still und stumm zogen sie weiter; der alte römische Troß schien zu Grabe getragen, mit den Waffen schien ihnen auch der Mut genommen zu sein. Erfahrene Männer aber meinten, dies hartnäckige Schweigen, der auf die Erde gehestete Blick, das für alle Tröstungen taube Ohr verrate einen gewaltigen Zorn; nicht lange werde es dauern, bis dies Schweigen Geschrei und Seufzer wecke bei den Samniten, und in Zukunft werde die Erinnerung an den Kaudinischen Vertrag den Samniten weit schmerzhafter sein als den Römern.

In Rom wurden auf die schlimme Nachricht hin die Kaufläden am Forum geschlossen; der Gerichtsstillstand trat von selbst ein, noch ehe er angekündigt wurde; alle Purpurverbrämung, alle goldenen Ringe wurden abgelegt. Spät abends schlüpfen die Soldaten in die Stadt und bargen sich in ihren Häusern; auch an den nächsten Tagen wagten sie noch nicht, sich öffentlich sehen zu lassen. Die Konsuln enthielten sich jeder Amtsverrichtung und ernannten nur eilends einen Diktator, der neue Wahlen abhalten sollte. Einstimmig wurden Publius Philo und Papirius Kursor als die beiden bewährtesten Feldherren gewählt. Noch

am Tage der Wahl traten sie ihr Amt an und brachten im Senat den Kaudinischen Vertrag zur Verhandlung. Publilius, der an diesem Tage die Fasces hatte, rief: „Spurius Postumius, erkläre dich!“

Nun erhob sich Postumius und sagte, er wolle nicht verteidigen, was er gethan habe; nur dies eine bitte er, daß der Vertrag, der ohne Zustimmung des römischen Volkes geschlossen sei, verworfen werde. Man solle alle Bürgen des Vertrages den Samniten ausliefern, inzwischen aber ein neues Heer rüsten und ins Feld führen.

Als er so sprach, wurden alle zugleich von Mitleid und Bewunderung für ihn bewegt. Seinem Vorschlage gemäß wurde der Vertrag verworfen und alle Bürgen wurden den Fetialen zur Abführung nach Kaudium übergeben. Zugleich aber wurde so schleunig als möglich ein neues Heer gerüstet. Man kam rasch damit zustande, weil alle von Zorn und Eifer getrieben wurden. Wer nur die Waffen tragen konnte, ließ sich freiwillig anwerben. Neun Legionen wurden aus den alten Soldaten gebildet und sofort gen Kaudium geführt. Voraus gingen die Fetialen. Als sie an das Stadthor kamen, ließen sie den Bürgen die Kleidung ausziehen und die Hände auf den Rücken binden. So traten sie vor den Feldherrnstuhl des Pontius, und Aulus Kornelius Arvina, als Sprecher der Fetialen, sagte: „Diese Männer hier haben ohne Geheiß des römischen Volkes der Quiriten sich verbürgt, daß ein Friedensvertrag mit euch geschlossen werde. Hier übergebe ich sie in eure Hände, damit das römische Volk von diesem Frevler entbunden sei.“ Während der Fetiale so sprach, stieß Postumius, so heftig er konnte, mit seinem Knie gegen den Schenkel desselben, indem er laut rief, er sei jetzt samnitischer Unterthan, gegen das Völkerrecht habe er den römischen Gesandten und Fetialen verlegt, um so gerechteren Krieg würden die Römer führen.

Pontius aber erwiderte: „Diese Auslieferung wird vom samnitischen Volke nicht angenommen. Denn entweder müßt ihr die Friedensbedingungen ausführen, oder uns alle zurückgeben, die in unserer Gewalt gewesen sind. Diese Auslieferung ist nur ein Schein und eine Verspottung der Götter, die sich indessen durch solche Winkelzüge nicht täuschen lassen, wie sie sich kaum für Knaben schicken, ernster Männer aber unwürdig sind.“ Er befahl, den Römern die Fesseln abzunehmen, und hieß sie gehen, wohin sie wollten. So kehrten dieselben unangefochten in das römische Lager zurück.

Auß neue sahen die Samniten nun den Krieg entbrennen, erbitterter als zuvor. Zu spät priesen sie jetzt die beiden Vorschläge des Greises Pontius, zwischen denen sie einen Mittelweg gewählt und den sicheren Sieg gegen einen unsicheren Frieden aus den Händen

gegeben hatten. Die beiden Konsuln teilten sich in die Führung des Krieges: Papirius zog nach Apulien gegen Luceria, das die Samniten inzwischen erobert und wohin sie die römischen Geiseln gebracht hatten; Publilius blieb vor Kaudium gegen die samnitischen Legionen stehen. Infolge dessen mußten sich auch die Samniten teilen. Das Heer, welches sie bei Kaudium aufgestellt hatten, wurde von Publilius völlig geschlagen und flüchtete auf Luceria zu, das bereits von Papirius belagert wurde. Dorthin folgte ihnen Publilius, um sich mit seinem Amtsgenossen zu vereinigen. Jetzt wurden die Samniten vor Luceria noch einmal geschlagen; dann durchzog Publilius mit seinem Heere Apulien und machte die Völker dieser Landschaft durch Verträge zu Bundesgenossen der Römer. Papirius aber zwang inzwischen Luceria, sich zu ergeben, und ließ die ganze Besatzung, siebentausend Mann stark, unter dem Jochgalgen durchziehen, nachdem sie Waffen, Gepäck, Lasttiere und alles, was unbewehrt war, in der Stadt hatten zurücklassen müssen. Die Beute war sehr groß; alle bei Kaudium verlorenen Fahnen und Waffen wurden wiedergewonnen; vor allem aber wurden die Ritter gerettet, die man den Samniten als Bürgen des Friedens gestellt hatte.

36.

Vom Censor Appius Claudius.

312
v. Chr. 442. Mitten in die Zeit des zweiten Krieges mit den Samniten, in das Jahr der Stadt, fällt die berühmte Censur des Appius Claudius und des Gajus Plautius, berühmt zunächst dadurch, daß die große Straße, welche von Rom nach Kapua durch die Pontinischen Sümpfe führt, mit gehauenen Steinen gepflastert und daß die Wasserleitung gebaut wurde, die von den Gebirgshöhen im Süden Quellwasser in die Stadt führte. Beide Werke vollendete Appius allein; denn sein Amtsgenosse legte das Censoramt nieder, als Appius Onkel von Freigelassenen in den Senat aufnahm und dadurch den lebhaftesten Unwillen der Vornehmen erregte. Appius aber führte mit der ganzen Hartnäckigkeit, die seiner Familie seit alten Zeiten eigen war, die Censur allein weiter, selbst dann noch, als die achtzehn Monate seiner Amtszeit bereits vorüber waren.

Der Volkstribun Publius Sempronius klagte ihn deshalb an; Appius aber erklärte, das Gesetz des Mamerkus Amilius habe nur die beiden Censoren gebunden, in deren Amtszeit es gegeben sei, kein später gewählter Censor sei gezwungen, sich nach demselben zu richten. Wegen

diese Spitzfindigkeit erklärte sich der Tribun mit großer Heftigkeit und berief sich darauf, daß alle seit jener Zeit gewählten Censoren das Gesetz beachtet hätten. Dennoch beharrte Appius bei seiner Ansicht. Da befahl der Tribun, den Censor zu verhaften; von den anderen Tribunen aber leisteten drei dem Appius Beistand, so daß er seine Censur fortführen konnte.

Bei der Einschätzung der Bürger nahm er die Besitzlosen und die Freigelassenen in die Tribus auf, so daß jetzt die geringsten Leute in den Versammlungen mitstimmten und durch ihre Zahl den größten Einfluß auszuüben vermochten.

So geschah es, daß einige Jahre später Gnäus Flavius, eines Freigelassenen Enkel, der früher des Appius Schreiber gewesen war, zum kurlischen Abil erwählt wurde. Von den Vornehmen wurde er wegen seiner niederen Geburt mit Geringschätzung behandelt, aber er wußte ihnen zu trotzen. Als er eines Tages zu einem kranken Amtsgenossen kam, um ihn zu besuchen, und von den vornehmen jungen Männern, die anwesend waren, einer Verabredung zufolge keiner aufstand, um ihm Platz zu machen, da ließ er sich seinen kurlischen Stuhl hereinbringen und betrachtete von diesem Ehrensitze aus seine von Neid und Ärger erfüllten Gegner. Während seiner Amtszeit weihte er einen Tempel der Konkordia auf dem Vulkanusplatze, zum großen Verdruß der Vornehmen, die sich vergeblich dem widersezt hatten. Durch einen Volksbeschluß nämlich wurde der Oberpriester gezwungen, die Formel der Weihe zu sprechen, obgleich er anfänglich behauptet hatte, dem Herkommen nach dürfe nur ein Konsul oder Feldherr einen Tempel einweihen.

Im übrigen verdankte das Volk diesem Abilen zwei nützliche Einrichtungen. Bisher waren nur die Beamten und Priester mit den Formen und Regeln vertraut gewesen, in denen nach altem Brauche die Prozesse geführt werden mußten. Flavius stellte alle diese Regeln zusammen und machte sie bekannt. Außerdem ließ er weiße Tafeln mit Angabe der Gerichtstage rings um das Forum aufstellen, damit jedermann sehen könne, an welchen Tagen man sich an die Gerichte zu wenden habe.

Dennoch waren sehr viele unzufrieden mit der Wahl eines so niedrig Geborenen, und viele von den Vornehmen legten deshalb, um ihren Unwillen recht deutlich zu zeigen, ihre goldenen Ringe und ihre Schmucksachen ab. Es war aber diese Wahl nur möglich geworden durch den Einfluß, den die Einrichtung des Appius Klaudius der untersten Klasse verschafft hatte. Als deshalb acht Jahre nach jener berühmten Censur Quintus Fabius, der einst des Papirius Reiteroberst

gewesen war, zugleich mit Publius Decius die Censur verwaltete, schrieb er die Besitzlosen und Freigelassenen nur bei vier Tribus ein, die er die städtischen nannte; den anderen Bezirken wurden nur Grundbesitzer zugeschrieben. So ließ er der untersten Klasse die ihr von Appius Klaudius gegebenen Rechte, nahm ihr aber das Übergewicht in der Volksversammlung. Um dieser Maßregel willen, die mit großem Danke aufgenommen wurde, gab man ihm den Beinamen Maximus, d. h. der Größte, den seine Familie seitdem geführt hat.

37.

Vom Fortgang und Ende des Krieges mit den Samniten.

Während des langen Krieges mit den Samniten kam es mehr als einmal vor, daß auch die anderen Völkerschaften Mittel-Italiens, die Etrusker, Umbrier, Päligner und Aquer, sich erhoben. So rückten die Etrusker im 444. Jahre der Stadt mit einem großen Heere vor Sutrium und schlossen es ein. Quintus Fabius, der zum zweiten Male Konsul war, rückte ihnen entgegen und schlug sie in die Flucht. Als nun die Etrusker in völliger Auflösung ihrem Lager zueilten, warf sich die römische Reiterei, schräg über das Feld vorsprengend, den Fliehenden in den Weg. Da gaben sie die Richtung gegen das Lager auf und flüchteten in den ciminishen Wald.

Das ciminishche Waldgebirge war damals noch ganz unwegsam und schaurig; kein Kaufmann hatte bis dahin gewagt, dasselbe zu betreten. Dennoch wollte sich Fabius hineinwagen; allein niemand außer ihm hatte den Mut dazu, weil allen anderen die Erinnerung an das Unglück bei Raudium noch frisch war. Da erbot sich im Kriegsrate des Konsuls Bruder Markus Fabius, der in Gäre bei Gastfreunden erzogen und deshalb mit der etruskischen Sprache vertraut war, er wolle in Hirtenkleidung als Rundschafter vorgehen. Auf dessen Nachrichten hin brach dann der Konsul auf und erreichte glücklich die Höhe des Gebirges. Von hier aus stieg er plündernd und verheerend in die fruchtbaren Gefilde Etruriens hinab. Als er mit großer Beute in sein Lager zurückkehrte, waren eben Abgesandte des Senates mit der Botschaft eingetroffen, Fabius solle den ciminishen Wald ja nicht überschreiten. Als Siegesboten konnten sie nun nach Rom zurückkehren, voll Freude, daß sie zur Verhinderung des Zuges zu spät gekommen waren.

Aufs neue aber rüsteten bald die Etrusker und mit ihnen zusammen die Umbrer ein gewaltiges Heer. Voll Kampfbegier rückten ihre Scharen gegen das römische Lager heran und schlossen es ein, während Fabius seine ungeduldigen Soldaten zurückhielt. Erst gegen Abend befahl er ihnen, sich mit Speise und Trank zu stärken und dann schlafen zu legen, aber die Waffen bereit zu halten und des Zeichens der Schlacht gewärtig zu sein. Um die Zeit der vierten Nachtwache ließ er sie ohne Lärm wecken und stellte sie innerhalb des Walles in Schlachtordnung. Zugleich wurden den Trostknechten Arzte gegeben, um den Wall niederzureißen und die Gräben auszufüllen. Kurz vor Tagesanbruch, wo in Sommernächten der Schlaf am tiefsten zu sein pflegt, wurde das Zeichen gegeben, und nun stürmten sie über den niedergerissenen Wall auf die ringsumher zerstreut liegenden Feinde. Die einen wurden niedergemacht, noch ehe sie sich regen konnten, andere halb im Schlaf, die meisten, wie sie zu den Waffen eilten, und nur wenige fanden Zeit, dieselben zu ergreifen. Auch diese flohen bald in wilder Zerstreung davon, dem Lager und dem Walde zu. Der Wald bot sicheren Schutz, das Lager wurde noch an demselben Tage erobert. Was an Gold und Silber in demselben gefunden wurde, mußte dem Konsul gebracht werden; die übrige Beute gehörte den Soldaten. Gegen 60 000 Feinde wurden in dieser Schlacht theils getödtet, theils gefangen.

Bei welchem Orte diese berühmte Schlacht jenseit des ciminishen Waldes stattgefunden hat, ist nicht gewiß; ihr Erfolg aber war so groß, daß die bedeutendsten Städte Etruriens Gesandte nach Rom schickten und um Frieden baten.

In Rom herrschte unterdessen die größte Besorgnis. Man fürchtete, das durch den Gebirgswald abgeschnittene Heer werde von den ringsum aufgestandenen Tuscern und Umbrern vernichtet werden. Um so größer war nun freilich die Freude. Doch kamen eben damals schlimme Nachrichten aus Samnium, wo der Konsul Gajus Marcius von den Samniten geschlagen und selbst so schwer verwundet worden war, daß man nicht einmal sicher wußte, ob er noch am Leben sei. Unter diesen Umständen wünschte der Senat, daß Papirius Cursor zum Diktator ernannt werde. Da aber Fabius mit demselben in persönlicher Feindschaft lebte, so beschloß der Senat, einige Konsulare als Abgesandte an den Konsul zu schicken, um ihn zu bewegen, daß er seine Erbitterung dem Besten des Vaterlandes unterordne. Als die Abgesandten diesen Senatsbeschuß dem Fabius überbracht und ihm ihre Meinung ausgesprochen hatten, entfernte er sich stillschweigend mit zur Erde gesenktem Blick und ließ sie in Ungewißheit, was er thun werde. In der Nacht aber ernannte er, der Sitte gemäß in aller Stille, den Lucius

Papirius zum Diktator. Als ihm nun die Gesandten für diesen Sieg über sich selbst ihren Dank abstatteten, verharrte er bei seinem hartnäckigen Schweigen und entließ sie ohne Antwort, so daß man daran erkennen konnte, wie schwer es ihm war, einen so herben Schmerz zu unterdrücken.

Nun wurden die Samniten erst von Papirius und dann wieder von Fabius, den man im Jahre darauf noch einmal zum Consul gewählt hatte, so empfindlich geschlagen, daß sie um Frieden bitten mußten. Aber schon sechs Jahre nach dem Friedensschlusse begann der Krieg von neuem und wurde äußerst gefährlich, da die Etrusker, Umbrier und Gallier sich den Samniten angeschlossen, also vier Völker vereinigt gegen die Römer in Waffen standen.

In so bedenklicher Lage wollten die Bürger den Quintus Fabius wieder zum Consul wählen. Er aber erklärte, sie möchten jüngeren Männern dies Amt übertragen; er selbst habe des Ruhmes und Lohnes für seine dem Staate geleisteten Dienste genug. Als dennoch eine Centurie nach der andern ihn zum Consul ernannte, gab er der einmütigen Stimme des Volkes nach und bat nur, man möchte ihm den Publius Decius zum Amtsgenossen geben; denn da sie beide gemeinschaftlich Censur und Consulat, letzteres sogar dreimal, in größter Eintracht verwaltet hätten, so sei dieser Amtsgenosse ihm lieber als jeder andere.

²⁹⁵
^{2. Gr.} Diese Bitte wurde gewährt, und eilends zogen dann beide Consuln über den Apennin auf Sentinum zu, wo ein großes Heer von Galliern und Samniten sich gelagert hatte. Etrusker und Umbrier, die anfangs nicht weit davon in einem zweiten Lager gestanden hatten, waren wieder zurückgegangen auf die Nachricht, daß römische Heere in ihre Gebiete eingefallen wären und dieselben so arg als möglich verheerten.

Als es zur Schlacht kam, standen die Gallier auf dem rechten, die Samniten auf dem linken Flügel. Den rechten römischen Flügel führte Fabius gegen die Samniten, den linken Decius gegen die Gallier.

Gleich anfangs war der Gang der Schlacht auf dem rechten Flügel ganz anders als auf dem linken. Fabius beschränkte sich auf die Abwehr und suchte den Kampf nur hinzuhalten; denn er wußte, daß Samniten wie Gallier im ersten Angriff überlegen seien, daß aber, wenn der Kampf sich in die Länge ziehe, bei den Samniten der Mut, bei den Galliern, die in Beschwerden und Hitze aller Ausdauer unfähig seien, die Körperkraft nachlasse, daß sie stärker als Männer den Kampf zu beginnen, doch schwächer als Weiber ihn zu enden pflegten. Deshalb sparte er die volle Kraft seiner Soldaten für den Zeitpunkt auf, in dem sich der Feind gewöhnlich besiegen ließ.

Decius aber, durch seine Jugend und größere Lebhaftigkeit hitziger,

setzte alle Kräfte sogleich beim ersten Angriffe ein. Weil ihm das Gefecht des Fußvolkes nicht rasch genug ging, stürmte er an der Spitze der Reiterei, von den tapfersten Jünglingen umgeben, auf den Feind. Zweimal warfen sie die gallischen Reiter; als sie aber zum dritten Male noch weiter vorsprengten, wurden sie von einer Kampfesart überrascht, die ihnen ganz neu war. Auf Kriegswagen und Karren stehend kam der Feind heran unter einem gewaltigen Getöse von Rössen und Rädern, so daß die Pferde der Römer scheu wurden und auseinanderstoben. Nun gerieten auch die Reihen des Fußvolkes in Verwirrung, und viele wurden von den Pferden zertreten und von den Rädern zerquetscht. Decius trat den Weichenden in den Weg, rief die Fliehenden zurück; da aber so jäher Schrecken sie ergriffen hatte, daß es ihm nicht gelang, sie aufzuhalten, so beschloß er, sich selbst zum Opfer zu bringen, wie einst sein Vater gethan. Der Oberpriester Markus Livius sprach ihm die Formel vor; dann spornte Decius sein Roß gegen die Reihen der Feinde, gerade dahin, wo sie am gedrängtesten standen, und fand unter ihren Waffen den Tod.

Als bald nahm die Schlacht wie durch ein Wunder eine andere Wendung. Die Römer hörten auf zu fliehen und begannen den Kampf von neuem; mit lauter Stimme feuerte sie Markus Livius an, dem Decius die Liktoren übergeben und den Rang eines Prätors erteilt hatte. Die Gallier dagegen, namentlich der Haufe, der die Leiche des Konsuls umgab, standen wie betäubt und dachten weder an Gefecht noch an Flucht. So wurde das Treffen wiederhergestellt; zugleich langten auf der römischen Seite frische Truppen an, die Fabius seinem Amtsgenossen zu Hülfe sandte.

Auf dem rechten Flügel hatten die Römer sich anfangs nur abwehrend verhalten. Als aber das Geschrei der Feinde, ihre Angriffe und ihre Geschosse eine Abnahme ihrer Kräfte erkennen ließen, da befahl Fabius der Reiterei, sich um die Seite der Samniten herumzuziehen und ihnen plötzlich mit heftigem Ansturm in die Flanke zu fallen. Zugleich nahm er alle bis jetzt aufgesparten Truppen des Hintertreffens zusammen und führte sie im Eilschritte gegen den Feind. Diesen Angriff hielten die Samniten nicht aus; sie rannten dicht am Heere der Gallier vorbei dem Lager zu und ließen ihre Bundesgenossen im Augenblicke der Entscheidung allein.

Noch standen die Gallier in geschlossenen Gliedern hinter ihren Schilden, die sie wie eine Wand vor sich hingepflanzt hatten. Da gab Fabius, der jetzt den Tod seines Amtsgenossen erfuhr, einem Geschwader campanischer Reiterei und einer Abteilung des Fußvolks den Befehl, die Gallier im Rücken anzugreifen. Er selbst trieb die Samniten in ihr

Lager hinein und stürmte dasselbe, während zu gleicher Zeit die Gallier umzingelt wurden. 25 000 Feinde sollen an diesem Tage gefallen, 8000 gefangen worden sein. Aber der Sieg war auch den Römern teuer zu stehen gekommen. Vom Heere des Decius waren 7000 Mann, von dem des Fabius 1700 geblieben. Die erbeuteten Waffen wurden auf einen Haufen zusammengetragen und zu Ehren des Jupiter Victor, d. h. Sieger, verbrannt. Der Leichnam des Konsuls konnte unter den Haufen der über ihn gefallenen Gallier erst am anderen Tage gefunden werden; dann wurde er unter vielen Thränen der Soldaten in ehrenvollster Weise bestattet.

Trotz dieses so großen Sieges wurde der Friede mit Samnium und Etrurien noch nicht hergestellt. Noch viele Schlachten wurden geschlagen, nicht alle zum Vortheile der Römer. Des alten Fabius Sohn, Quintus Fabius Maximus mit dem Beinamen Gurges, verlor als Konsul eine Schlacht gegen die Samniten, und der Senat wollte ihm deshalb den Oberbefehl nehmen. Da erbot sich sein Vater, als Unterfeldherr des Sohnes in das Heer einzutreten. Durch seine Ratschläge unterstützt, besiegte jetzt der Konsul die Samniten und erlangte sogar den Triumph.

²⁹⁰
u. Chr. Im 464. Jahre der Stadt gelang es endlich dem Konsul Manius Curius Dentatus, den langen Krieg durch völlige Unterwerfung der Samniten zu beendigen.

In Rarnia, Alba, Hadria, Venusia und in anderen Orten wurden zahlreiche Bürger angesiedelt, in Venusia allein 20 000 Mann. Zugleich baute man große Heerstraßen, um diese besetzten Pflanzstädte mit Rom in Verbindung zu setzen.

38.

Von der Veranlassung des Krieges zwischen Rom und Tarent.

Als der lange Krieg mit den Samniten glücklich beendet und ihr Bündnis mit den Römern erneuert war, hatten alle Städte in Samnium, Latium, Etrurien, Umbrien, Kampanien und Picenum sich entweder den Römern unterworfen oder waren in die Bundesgenossenschaft derselben eingetreten. Auch mehrere griechische Städte im Süden Italiens, namentlich Lokri, Kroton, Thurii und Rhegion, hatten sich derselben angeschlossen, um von den Römern gegen die beständigen Angriffe der Lukanier und Brettier geschützt zu werden. Viele von diesen

Städten trieben Handel weit über das Meer hin und besaßen zahlreiche Schiffe. Um die Städte am adriatischen Meere mit den Städten an der Westküste in Verbindung zu erhalten, fuhrn römische Kriegsschiffe aus dem tyrrhenischen in das adriatische Meer. Dies erzürnte die Tarentiner. Denn lange vorher, ehe so viele Seestädte in den römischen Bund eingetreten waren, hatten die Römer einen Vertrag mit Tarent abgeschlossen, in dem sie sich verpflichteten, nicht über das Iacintische Vorgebirge hinauszufahren.

Nun geschah es, daß der römische Flottenführer Kornelius im Vertrauen auf die Freundschaft zwischen Rom und Tarent mit zehn gedeckten Schiffen in den Hafen dieser Stadt einlief. Da erinnerte der Demagoge Philocharis die Tarentiner an jenen alten Vertrag, regte ihren Zorn auf und überredete sie, einen Angriff auf die römischen Schiffe zu machen. Sie versenkten vier derselben und bemächtigten sich eines fünften nebst der Mannschaft. Dann warfen sie den Thuriern vor, daß dieselben nicht zu ihnen, als ihren Stammesgenossen, ihre Zuflucht genommen hätten, sondern Bundesgenossen der Römer geworden wären. Dadurch hätten sie mit Veranlassung gegeben, daß die Römer zu weit gesegelt wären. Die Tarentiner griffen deshalb Thuri an, das ihnen von der römischen Besatzung unter der Bedingung freien Abzuges überlassen wurde, plünderten die Stadt und verjagten die angesehensten Einwohner aus derselben.

Hiervon benachrichtigt, schickten die Römer Gesandte an die Tarentiner und forderten, sie sollten die gefangenen Schiffsleute freilassen, da dieselben nicht als Feinde, sondern als friedliche Gäste zu ihnen gekommen wären; sie sollten ferner die vertriebenen Thurier in die Stadt zurückführen und ihnen das Geraubte zurückgeben oder den Wert desselben ersetzen; endlich sollten sie die Urheber jener Übelthat ausliefern, wenn sie Freunde der Römer bleiben wollten.

In Tarent wollte man die Gesandten zuerst gar nicht vor die Volksversammlung kommen lassen. Als sie dann vor dieselbe geführt waren, lachte man über sie, wenn sie sich im Griechischen nicht gut ausdrückten, und spottete über die Toga mit dem Purpursaum. Ja, ein gewisser Philonidas, ein Possenmacher und schmähsüchtiger Mensch, näherte sich dem Postumius, dem Sprecher der Gesandtschaft, und beschmutzte absichtlich die Toga desselben. Die es sahen, lachten darüber, wie über einen Scherz. Postumius aber hob die beschmutzte Toga in die Höhe und sprach: „Mit vielem Blute werdet ihr den Fleck auswaschen, über den ihr jetzt so lacht.“ Da die Tarentiner hierauf nichts erwiderten, so entfernten sich die Gesandten, und Postumius nahm die besleckte Toga mit nach Hause, um sie den Römern zu zeigen.

Hierauf beschloß das Gesamtvolk, Umilius Barbula solle in das Gebiet der Tarentiner einfallen und sie unter denselben Bedingungen wie die Gesandten zur Beilegung des Streites auffordern; falls sie aber nicht nachgäben, solle er sie mit aller Kraft bekämpfen. Er legte diese Forderungen den Tarentinern vor, die jetzt, da sie das Heer sahen, nicht mehr lachten. Ihre Meinungen aber waren geteilt, und sie beriethen lange, was sie thun sollten, bis einer sagte: „Einige von unseren Bürgern auszuliefern, ist schon Knechtschaft; allein zu kämpfen aber ist gefährlich. Wenn wir unsere Freiheit mit aller Macht verteidigen und mit gleichen Kräften kämpfen wollen, so laßt uns den König Pyrrhos von Epeiros herbeirufen und ihn zum Feldherrn für diesen Krieg wählen.“ Pyrrhos galt nämlich für einen vorzüglichen Feldherrn und hatte in seinem kleinen Lande sehr wenig zu thun, namentlich seit er aus Makedonien, das er eine Zeit lang beherrscht hatte, vertrieben war.

39.

Von den Plänen des Königs Pyrrhos.

König Pyrrhos war auch gern bereit, die Tarentiner zu unterstützen, freilich nicht um der Tarentiner willen; er hatte ganz andere Pläne. Wohin seine Absichten eigentlich gingen, zeigt ein Gespräch zwischen ihm und seinem Ratgeber Kineas aus Thessalien. Dieser hatte in seiner Jugend zu Athen noch den berühmten Redner Demosthenes gehört und sich denselben zum Vorbild genommen. Unter den vielen aber, die dem Demosthenes nachstrebten, sagte man damals, sei Kineas der einzige, der ein wahres Abbild seines Meisters sei und die Kraft und Gewandtheit desselben den Zuhörern ins Gedächtnis zurückerufe. Pyrrhos brauchte ihn viel in seinen Geschäften, namentlich zu Verhandlungen mit den Städten. In der Kunst der Überredung scheint er sehr geschickt gewesen zu sein, und Pyrrhos pflegte zu sagen, daß Kineas mehr Städte durch seine Beredsamkeit erobert hätte, als er selbst durch Waffengewalt.

Da dieser Kineas nun sah, daß Pyrrhos zu dem Zuge nach Italien entschlossen war, ergriff er eine Gelegenheit, sich mit dem Könige, der gerade unbefähigt war, in ein Gespräch einzulassen. „Die Römer,“ sagte er, „sollen sehr kriegerisch sein und viele streitbare Völkerschaften beherrschen; wenn uns aber auch Gott den Sieg über sie verleiht, wozu werden wir ihn benutzen?“

„Du fragst etwas,“ antwortete Pyrrhos, „das klar genug ist. Wenn wir die Römer besiegt haben, so kann keine Stadt in Italien,

weder eine von barbarischem noch eine von griechischem Stamme, es mit uns aufnehmen; ganz Italien wird uns zufallen, ein Land, dessen Größe, Reichthum und Macht du sicher zu schätzen weißt.“

Kineas schwieg eine Weile still, dann fuhr er fort: „Und wenn wir Italien unterworfen haben, was werden wir dann thun?“

Pyrrhos, der die Absicht seines Freundes noch immer nicht durchschaute, erwiderte: „Sicilien, mein lieber Kineas, das so nahe bei Italien liegt, wird uns die Hand reichen, und wir werden diese gesegnete und volkreiche Insel leicht erobern. Denn dort ist seit dem Tode meines Schwiegervaters Agathokles alles in Aufruhr, da die Ordnung in den Städten durch das Parteiwesen und das wilde Treiben der Aufwiegler zerrüttet ist.“

„Das läßt sich hören,“ sagte Kineas, „aber wird die Eroberung von Sicilien das Ende unseres Feldzuges sein?“

„Möge Gott uns nur Glück und Sieg verleihen,“ antwortete Pyrrhos, „dann wird dies alles nur das Vorpiel zu größeren Unternehmungen sein. Denn wer wollte dann auf Libyen und Karthago verzichten, das so nahe liegt, das Agathokles beinahe eingenommen hätte, obgleich er nur insgeheim und mit wenigen Schiffen dahin segeln konnte. Und wenn wir alle diese Länder erobert haben, wer von unseren Feinden, die sich jetzt so übermütig geben, wird sich dann noch widersetzen können?“

„Niemand,“ sagte Kineas, „denn es ist klar, daß eine so große Macht stark genug sein wird, um Makedonien wiederzuerobern und Griechenland zu beherrschen. Doch wenn alle diese Länder unterworfen sind, was werden wir dann beginnen?“

Pyrrhos lachte: „Ei, mein Bester, dann ruhen wir gemüthlich aus, bringen die Tage mit Schmausereien und Lustbarkeiten zu und ergötzen einander durch fröhliche Gespräche.“

Als Kineas den Pyrrhos auf diesen Punkt gebracht hatte, sagte er zu ihm: „Aber was hindert uns denn, dies jetzt gleich zu thun und mit einander friedlich und lustig zu leben, da wir es ohne Mühe haben können, ohne erst durch vieles Blutvergießen, durch Beschwerden und Gefahren aller Art dahin zu gelangen und durch vielerlei Übel, die wir selbst erleiden und anderen zufügen?“

Durch diese Vorstellung jedoch bewirkte Kineas mehr eine Verstimmung als eine Umstimmung des Königs, der sich wohl bewußt war, welches glückliches Leben er aufgeben mußte, der aber nicht vermochte, seinen Hoffnungen zu entsagen.

Wie die Römer bei Herakleia geschlagen wurden.

König Pyrrhos sandte nun zuerst den Kineas mit dreitausend Soldaten nach Tarent. Als dann von dort eine große Zahl Transportschiffe und Kriegsschiffe angekommen waren, ließ er zwanzig Elefanten, dreitausend Reiter, zwanzigtausend Mann gewöhnliches Fußvolk, zweitausend Bogenschützen und fünfhundert Schleuderer an Bord gehen, mit denen er absegelte, sobald alles in Bereitschaft war. In der Mitte des ionischen Meeres aber wurde seine Flotte von einem gewaltigen Sturme überfallen und völlig zerstreut. Nur mit wenigen Truppen landete Pyrrhos an der kalabrischen Küste und marschierte von da nach Tarent.

Nach seinem Einzuge in diese Stadt unternahm er zunächst nichts mit Gewalt noch gegen den Willen der Tarentiner. Doch that er dies nur so lange, bis die verschlagenen Schiffe glücklich ankamen und der größte Teil seiner Macht beisammen war. Dann trat er anders auf, weil er erkannte, daß den Tarentinern ohne entschiedenen Zwang nicht geholfen werden könne. Während andere für sie den Krieg führten, zogen sie es vor, zu Hause zu sitzen und sich die Zeit mit Bädern und Gesellschaften zu vertreiben. Deshalb ließ er die Ringplätze und Vergnügungsorte schließen, wo die Tarentiner in müßigem Geschwäg die Kriegführung bekittelten, und verbot alle unzeitigen Trinkgelage, öffentlichen Aufzüge und Lustbarkeiten. Dagegen rief er die Einwohner unter die Waffen und verfuhr bei der Einreihung der Dienstfähigen mit unerbittlicher Strenge. Da verließen viele die Stadt, weil sie nicht gewohnt waren, sich befehlen zu lassen, und es schon für Sklaverei hielten, daß sie nicht mehr ihrem Vergnügen nachgehen sollten.

Indes lief die Nachricht ein, daß der römische Konsul Lavinus mit einem großen Heere heranrückte und Lukanien verwüste. Nun waren zwar die Bundesgenossen noch nicht eingetroffen; dennoch hielt es Pyrrhos für schimpflich, den Feind noch näher herankommen zu lassen. Deshalb zog er ihm mit seinem Heere entgegen, schickte aber einen Herold voraus, um anzufragen, ob die Römer ihn nicht, statt Krieg mit ihm zu führen, als Schiedsrichter und Vermittler in ihrem Streite mit den Tarentinern annehmen wollten. Hierauf erwiderte Lavinus, die Römer könnten den Pyrrhos weder als Schiedsrichter anerkennen, noch fürchteten sie ihn als Feind.

Nun rückte Pyrrhos weiter vor und lagerte sich in der Ebene zwischen Pandosia und Herakleia nicht weit von dem römischen Lager, das jenseit des Flusses Siris aufgeschlagen war. Pyrrhos ritt selbst an den Fluß, um die Römer zu beobachten. Aufmerksam betrachtete er die Aufstellung der Schildwachen und die ganze Einrichtung des Lagers, dann wandte er sich an Megalles, seinen Vertrauten, und sagte: „Diese Aufstellung der Barbaren hat gar nichts Barbarisches; wir wollen doch sehen, wie sie sich schlagen werden.“ Bereits war er über den Ausgang des Kampfes besorgt und beschloß deshalb, die Ankunft seiner Verbündeten abzuwarten.

Die Römer aber eilten, ihn vorher anzugreifen, und versuchten den Übergang an vielen Stellen zugleich. Sobald Pyrrhos dies erfuhr, befahl er dem Fußvolke, sich in Schlachtordnung zu stellen; er selbst aber stürmte mit dreitausend Reitern voran den Römern entgegen. Seine prächtig glänzende Rüstung zeichnete ihn vor allen anderen aus, und man erkannte hier, daß seine Tapferkeit dem Ruhme, den er sich erworben, völlig entsprach. Ohne seine Person zu schonen, stürzte er sich mitten in den heftigsten Kampf, focht herzhaft gegen alle Angriffe, behielt aber fortdauernd eine solche Ruhe und Besonnenheit, als wenn er von fernher alles übersähe. Er gab die genauesten Befehle und eilte bald dahin, bald dorthin, um denen Hülfe zu leisten, die in Gefahr zu sein schienen.

Als er sah, daß die Reiterei zu weichen begann, ließ er die Phalanx vorrücken. Zugleich tauschte er Mantel und Rüstung mit dem Megalles, weil seine Freunde bemerkten, daß viele von den Römern es ganz besonders auf den König abgesehen hatten. Nachdem er sich so unkenntlich gemacht hatte, ging er von neuem auf die Römer los. Diese aber leisteten tapferen Widerstand, und lange Zeit blieb der Kampf ohne Entscheidung. Man erzählt, daß auf beiden Seiten Flucht und Verfolgung siebenmal gewechselt habe.

Die Vertauschung der Rüstung rettete den König selbst; doch fehlte wenig, so hätte sie ihm den Sieg verdorben. Denn viele von den Feinden nahmen sich jetzt den Megalles zum Ziel, und ein gewisser Dexius traf ihn, daß er zu Boden stürzte, riß ihm Helm und Mantel ab, sprengte damit zum Lavinus und rief laut, er habe den Pyrrhos getödet. Als diese Siegeszeichen nun durch die Reihen der Soldaten getragen und überall gezeigt wurden, brachen die Römer in lautes Freudengeschrei aus; bei den Griechen aber entstand große Niedergeschlagenheit und Bestürzung, bis Pyrrhos den Grund davon merkte, mit entblößtem Haupte heranritt, seinen Soldaten die Hand reichte und sich zugleich durch seine Stimme zu erkennen gab.

Zulezt wurden die Römer hauptsächlich durch die Elefanten aus ihrer Stellung gedrängt. Die Pferde scheuten bereits, noch ehe diese Tiere ihnen nahelamen, und gingen mit ihren Reitern durch. Als Pyrrhos während dieser Verwirrung auch noch die thessalische Reiterei einhauen ließ, wandten sich die Römer zur Flucht und erlitten sehr große Verluste.

Auch des Pyrrhos Verlust war nicht gering, und mehrere seiner vertrautesten Freunde und tüchtigsten Heerführer waren unter den Toten.

Er bemächtigte sich nun des Lagers, das die Römer verlassen hatten, brachte viele mit den Römern verbündete Städte auf seine Seite, verheerte das Land in einem weiten Umkreise und drang so weit vor, daß er kaum noch vierzig Milien von Rom entfernt war.

Nach der Schlacht kamen viele von den Lukanern und Samniten zu ihm. Er schalt sie, daß sie so lange hätten auf sich warten lassen, zeigte aber zugleich deutlich seine Freude und seinen Stolz, daß er nur mit seinen eigenen und den tarentinischen Truppen die große Macht der Römer überwunden hatte.

41.

Wie Kineas den Römern Frieden anbot.

Nach den Anstrengungen dieses Kampfes glaubte Pyrrhos, daß sein Heer der Erholung bedürfe. Zugleich wollte er versuchen, ob die Römer nach einer so großen Niederlage zu einer friedlichen Ausgleichung bereit seien. Denn er erkannte sehr wohl, daß die Eroberung Roms und ein vollständiger Sieg keine leichte Aufgabe sei und daß seine Streitkräfte dazu kaum genügen möchten. Dagegen konnte es seinen Ruhm nur erhöhen, wenn er den Frieden zustande brachte, nachdem er einen so großen Sieg erfochten hatte. Deshalb sandte er den Kineas nach Rom.

Dieser machte den einflußreichen Leuten seinen Besuch und schickte ihren Frauen und Kindern im Namen des Königs kostbare Geschenke. Aber niemand nahm sie an; sowohl Männer als Frauen erwiderten, ihrerseits werde man gegen den König eine wohlwollende Gesinnung hegen, aber erst dann, wenn der Friede seitens des Staates geschlossen sei.

Als Kineas in den Senat eingeführt wurde, rühmte er nicht allein seinen König in feierlicher Rede, sondern machte auch die Mäßigung desselben geltend, da er doch sogleich nach der Schlacht gegen die Stadt hätte vorrücken können. Dann bot er den Römern Frieden, Freundschaft und Waffenbündnis mit Pyrrhos an, wenn sie die Tarentiner in

diesen Vertrag mit einschließen, den übrigen in Italien wohnenden Griechen Freiheit und Selbständigkeit ließen und den Lukanern und Samniten alles zurückgäben, was sie ihnen im Kriege entriffen hätten. Wenn sie dieses eingingen, setzte er hinzu, würde Pyrrhos alle Gefangenen ohne Lösegeld frei lassen.

Eingeschüchtert durch den Ruhm des Pyrrhos und durch die erlittene Niederlage, waren die Väter lange unschlüssig, ob sie diese Vorschläge annehmen sollten oder nicht.

Da erschien Appius Klaudius in der Senatsversammlung, derselbe, der vor zweiunddreißig Jahren Censor gewesen war, wegen Alters und Blindheit aber sich schon lange nicht mehr an den Staatsgeschäften beteiligte, sondern ganz zurückgezogen lebte. Als man ihm erzählte, welche Anträge der König gemacht habe, und daß der Senat wahrscheinlich darauf eingehen werde, da ließ es ihm keine Ruhe mehr. Er ließ sich in eine Sänfte setzen und auf den Schultern seiner Sklaven über das Forum nach der Kuria tragen. An der Thür erwarteten ihn seine Söhne und Schwieger söhne und führten ihn in die Senatsversammlung, wo ihn die Väter mit ehrfurchtsvollem Schweigen empfingen. Appius nahm deshalb sogleich das Wort und sprach: „Bisher, versammelte Väter, fand ich es lästig, nicht zu sehen; jetzt schmerzt es mich, daß ich höre. Denn solche Beratungen wünschte ich weder zu sehen noch zu hören. Wegen eines einzigen Unfalls vergeßt ihr euch so ganz, daß ihr darüber in Beratung tretet, ob ihr den Mann, der euch dies Unglück bereitet hat, und diejenigen, welche ihn herbeigerufen haben, für Freunde oder Feinde halten, ob ihr den Lukanern und Samniten das von euren Vorfahren erkämpfte Land herausgeben sollt? Was hieße dies anders, als daß die Römer unter der Herrschaft des Pyrrhos stünden! Und das wagen einige Frieden anstatt Knechtschaft zu nennen?“ In diesem Tone fuhr Appius fort zu reden, und als er die Väter zu festerem Entschlusse angefeuert hatte, schlug er vor, dem Pyrrhos zu antworten, wenn er Freundschaft und Bündnis mit den Römern wünsche, solle er zuerst Italien räumen und dann Gesandte schicken; so lange er bewaffnet im Lande stehe, könne man ihn weder als Freund und Bundesgenossen noch als Richter und Vermittler anerkennen.

Was Appius vorgeschlagen hatte, gab der Senat dem Kineas zur Antwort. Zugleich beschloß er, für den Konsul Lavinus zwei neue Legionen auszuheben, und ließ bekannt machen, wer zum Ersatz für die Gefallenen eintreten wolle, solle seinen Namen einschreiben lassen. Kineas, der noch anwesend war, sah, wie alle sich zur Eintragung in die Liste drängten, und soll deshalb bei seiner Rückkehr zum Pyrrhos gesagt haben, er fürchte, sie hätten mit einer Hydra zu kämpfen.

Auch die Senatsversammlung scheint auf den griechischen Redner einen großen Eindruck gemacht zu haben; denn man erzählt, daß er dem Pyrrhos gesagt habe, der Senat sei ihm wie eine Versammlung von Königen erschienen.

Da nun der Senat eine so kriegerische Antwort gegeben hatte, so rückte Pyrrhos, alles verwüstend, gegen Rom vor. Schon war er bis zur Stadt Anagnia gekommen, als er sich entschloß, für jetzt nach Campanien zurückzukehren, weil sein Heer mit Beute und vielen Gefangenen beladen war. Er sandte also seine Gefangenen voraus und verteilte sein Heer zum Überwintern in die Städte.

42.

Von Gajus Fabricius.

Nicht lange darauf kamen römische Gesandte zum Pyrrhos, um über die Auslösung der Kriegsgefangenen zu unterhandeln. Er antwortete ihnen dasselbe, was Kineas vorher in Rom gesagt hatte, daß er nämlich die Gefangenen ohne Lösegeld freigeben würde, wenn die Römer Frieden mit ihm schloffen; wenn sie aber den Krieg fortsetzen wollten, werde er sich hüten, ihnen zu seinem Schaden eine so große Zahl tüchtiger Soldaten zurückzugeben. Übrigens bewirtete er die Gesandten königlich.

Unter denselben war Gajus Fabricius, von dem Kineas berichtet hatte, daß er zwar äußerst arm sei, aber als ein rechtschaffener und kriegstüchtiger Mann bei den Römern in sehr großem Ansehen stehe. Deshalb suchte Pyrrhos ihm ganz besonders seine freundschaftlichen Gefinnungen zu beweisen und bat ihn, eine Summe Goldes anzunehmen, nicht etwa zu einem verwerflichen Zwecke, sondern als ein Zeichen des Wohlwollens und der Gastfreundschaft. Fabricius schlug das Geschenk aus, und der König schwieg vorläufig dazu still. Am nächsten Tage aber wollte er versuchen, ihm einen Schrecken einzujagen. Da nämlich Fabricius noch keinen Elefanten gesehen hatte, so befahl Pyrrhos, das größte von diesen Tieren, während er sich mit dem Römer unterrede, im Rücken desselben hinter einem Vorhange aufzustellen. Dies geschah. Auf ein gegebenes Zeichen zog man den Vorhang hinweg, und sogleich streckte der Elefant, mit fürchterlichem Gebrülle seinen Rüssel über den Kopf des Fabricius. Dieser aber wandte sich ruhig um und sagte lächelnd: „Dein Elefant macht heute so wenig Eindruck auf mich, wie gestern dein Gold.“

Pyrrhos konnte nicht umhin, die Festigkeit und die hohe Gefinnung dieses Mannes zu bewundern, und wünschte um so mehr, aus einem Feinde ein Freund der Römer zu werden. Den Fabricius lud er ein, nach Abschluß des Friedens ihm zu folgen und als der erste seiner Vertrauten und Heerführer in seiner unmittelbaren Nähe zu bleiben. Fabricius aber soll ihm leise geantwortet haben: „Das wäre für dich selbst, mein König, gar nicht vorteilhaft; denn alle, die dich jetzt ehren und bewundern, werden lieber mich als dich zum König haben wollen, wenn sie mich erst näher kennen lernen.“ Ein solcher Mann war Fabricius.

Pyrrhos nahm diese Äußerung nicht mit Unwillen auf, wie andere Könige wohl gethan hätten, vielmehr rühmte er seinen Freunden den Freimut des Römers. Um demselben einen Beweis seines Vertrauens zu geben, erlaubte er allen Kriegsgefangenen, zur Feier des Saturnalienfestes nach Rom zu gehen, unter der Bedingung, daß sie zurückkehren sollten, wenn der Senat den Frieden nicht annähme. Sie kehrten wirklich alle zurück; denn so sehr sie auch den Senat baten und ihn zum Frieden zu bewegen suchten, so ging dieser doch nicht darauf ein, sondern befahl ihnen, sofort nach dem Feste zurückzukehren, und setzte die Todesstrafe darauf, wenn einer über die festgesetzte Zeit hinaus zurückbliebe.

Als Fabricius bald darauf Konsul geworden war, kam ein Mann zu ihm ins Lager und brachte ihm einen Brief von dem Leibyarzte des Königs. Derselbe erbot sich, wenn er eine gute Belohnung dafür erhielt, den Pyrrhos mit Gift aus dem Wege zu räumen und auf diese Weise den Krieg zu endigen. Fabricius aber verabscheute die Bosheit dieses Mannes und schrieb mit Zustimmung seines Amtsgenossen unverzüglich an den König, indem er ihm riet, sich vor solchen Nachstellungen zu hüten. Dies Schreiben lautete folgendermaßen: „Gajus Fabricius und Quintus Amilius, die römischen Konsuln, dem Könige Pyrrhos Gruß! Du scheinst in der Wahl deiner Freunde wie deiner Feinde nicht glücklich zu sein. Wenn du den uns zugesandten Brief liest, den wir dir hierbei übersenden, so wirst du erkennen, daß du mit rechtschaffenen Leuten Krieg führst, schändlichen und nichtswürdigen Leuten dagegen dein Vertrauen schenkst. Diese Mitteilung machen wir dir nicht aus Gefälligkeit; wir möchten nur verhüten, daß dein Tod uns in den falschen Verdacht bringe, als hätten wir den Krieg durch Hinterlist beendet, weil wir es durch Tapferkeit nicht vermocht hätten.“

Nachdem Pyrrhos diesen Brief gelesen und die Verrätereie untersucht hatte, bestrafte er zuerst seinen Leibarzt und gab dann, um den Römern seine Dankbarkeit zu zeigen, alle Kriegsgefangenen ohne Lösegeld frei.

Zugleich schickte er den Kineas noch einmal zu neuen Friedensunterhandlungen. Allein die Römer wollten ihre Gefangenen nicht umsonst annehmen, weder als Gefälligkeit von einem Feinde noch als Lohn dafür, daß sie ein Verbrechen von sich gewiesen hatten. Sie gaben deshalb die gleiche Anzahl Samniten und Tarentiner frei. Was aber Freundschaft und Frieden betraf, so verbaton sie sich darüber jedes Wort, bis Pyrrhos die Waffen niedergelegt hätte und mit seinem Heere nach Speiros zurückgekehrt wäre.

43.

279
v. Chr.

Von der zweiten Niederlage der Römer.

Da alle Friedensversuche scheiterten, brach Pyrrhos wieder mit seinem Heere auf und griff die Römer bei der Stadt Asulum in Apulien an. Hier wurde er in eine unebene, von Morästen und Gehölzen durchschnitene Gegend gedrängt, wo er weder seine Reiterei gebrauchen, noch die Elefanten zum Angriffe bringen konnte. Er setzte den Kampf bis in die Nacht fort und zog sich erst zurück, nachdem er große Verluste an Verwundeten und Toten erlitten hatte.

Am folgenden Tage aber wandte er alle Mittel an, um das Treffen in einer ebenen Gegend zu erneuern und seine Elefanten in die Glieder der Feinde eindringen zu lassen. Zu diesem Zwecke besetzte er vorher alle Punkte, die ihm nachtheilig werden konnten, stellte zwischen die Elefanten eine Menge Bogenschützen und andere leichte Truppen und ließ so das Heer dicht zusammengeschlossen mit ungestümmter Gewalt gegen den Feind anrücken.

Jetzt konnten die Römer nicht mehr, wie am Tage vorher, ausweichen und dann wieder von einer anderen Seite einbrechen; im freien Felde mußten sie gegen die ganze Linie der Feinde kämpfen. Doch bemühten sie sich, das feindliche Fußvolk über den Haufen zu werfen, noch ehe die Elefanten herankämen. Freilich war es ein harter Kampf mit dem kurzen Schwerte gegen die langen Lanzen; aber sie scheuten sich nicht und dachten nur daran, den Feind zu verwunden und niederzustrecken; ihre eigenen Wunden achteten sie für nichts. Nach langem Widerstande wurden sie endlich da, wo Pyrrhos selbst focht, zum Widerstande gebracht. Das meiste that wieder der wuchtige Andrang der Elefanten, gegen welche die Römer ihre gewöhnliche Tapferkeit nicht anwenden konnten, vor denen sie vielmehr, wie vor einer hereinbrechenden Meereswelle, rasch ausweichen zu müssen glaubten. Denn wenn sie stehen blieben, so drohte ihnen die Gefahr, widerstandslos unter den

furchtbarsten Qualen ihr Leben zu verlieren, ohne damit irgend welchen Nutzen zu schaffen. Sie flohen aber nur bis in ihr Lager, das nicht weit vom Schlachtfelde stand.

Auf beiden Seiten war der Verlust sehr groß, und Pyrrhos soll zu einem, der ihm Glück wünschte, gesagt haben: „Noch einen solchen Sieg über die Römer, dann sind wir vollständig verloren!“

Den größten Theil des Heeres nämlich, das er mitgebracht, hatte er bereits eingebüßt, darunter fast alle seine Freunde und Heerführer. Frische Truppen konnte er so leicht nicht kommen lassen, und bei seinen Bundesgenossen in Italien war der Eifer schon sehr erkaltet. Das römische Heer dagegen erhielt immer neue Zuflüsse aus der Heimat, wie ein Strom aus seiner Quelle. Zudem verloren die Römer trotz ihrer Niederlagen nicht den Mut; vielmehr wurden durch die Erbitterung ihre Kraft und ihre Lust zum Kampfe noch gesteigert.

44.

Wie König Pyrrhos nach Sicilien ging.

278
v. Chr.

Während Pyrrhos in so mißlicher Lage war, zeigte sich ihm die Aussicht zu neuen Unternehmungen. Es kamen nämlich Abgesandte aus Sicilien, die ihm Akragas, Syrakus und Leontini anboten, wenn er ihnen helfen wolle, die Karthager zu vertreiben und die Insel von ihren Tyrannen zu befreien. Zugleich liefen aus Griechenland Nachrichten ein, daß der König von Makedonien im Kampfe gegen die Gallier gefallen und das Land eines Herrschers dringend bedürftig, die Zeit also für ein Wiedererscheinen des Pyrrhos sehr günstig sei. Da schalt er auf das Glück, das ihm auf einmal zwei Gelegenheiten zu großen Unternehmungen darbot, und er war unerschlüssig, welche er ergreifen solle. Endlich entschloß er sich, nach Sicilien zu gehen, weil er glaubte, daß dort größere Erfolge zu erlangen seien, besonders da Afrika so nahe liege. Seiner Gewohnheit nach schickte er den Kineas voraus, um mit den Städten zu unterhandeln.

Inzwischen legte er eine Besatzung nach Tarent, worüber die Tarentiner sehr unzufrieden waren. Sie verlangten, der König solle entweder den Krieg gegen die Römer fortsetzen, da sie ihn zu diesem Zwecke nach Italien gerufen hätten, oder er solle, wenn er ihr Land verlasse, auch die Stadt räumen. Darauf aber erhielten sie eine scharfe Antwort. Der König befahl ihnen, sich ruhig zu verhalten und zu warten, bis es ihm gelegen wäre. Dann segelte er ab.

Bei seiner Ankunft in Sicilien entsprach anfangs alles seinen Wünschen und Erwartungen. Die Städte ergaben sich ihm bereitwillig, und wo es auf Gewalt oder Waffen ankam, konnte ihm nichts widerstehen. Da er mit 30 000 Mann Fußvolf, 2500 Reitern und 200 Schiffen gekommen war, so gelang es ihm, die Karthager überall zu vertreiben und fast ihr ganzes Gebiet zu erobern.

Nun war Gryz unter allen Plätzen, die sie inne hatten, der festeste und mit einer starken Besatzung versehen. Dem Könige lag deshalb viel daran, diese Festung zu erstürmen. Als sein Heer dazu bereit stand, legte er seine Rüstung an und gelobte, dem Hercules zu Ehren Kampfspiele und feierliche Opfer anzustellen, wenn es ihm gelänge, sich den Griechen in Sicilien als ein Kämpfer zu zeigen, der seiner Ahnen und seiner jetzigen Stellung würdig sei. Hierauf ließ er mit der Trompete das Zeichen geben. Durch Geschosse wurden die Feinde von der Mauer hinweggetrieben, die Reitern wurden angelegt, und Pyrrhos selbst war der erste, der die Mauer erstieg. Er wehrte sich gegen die Menge der Feinde, warf viele von der Mauer hinunter und brauchte sein Schwert so, daß Berge von Toten sich um ihn häuften. Dabei blieb er selbst unverletzt, schon sein fürchterlicher Anblick schreckte die Feinde zurück. Als die Stadt dann erobert war, brachte er dem Hercules ein prachtvolles Opfer und stellte allerlei feierliche Spiele an.

Nun wandte sich der König gegen die Mamertiner, d. h. Marsmänner. So nämlich nannten sich die sehr zahlreichen campanischen Söldner des Agathokles, die von den Syrakusanern nach dem Tode desselben entlassen worden waren und sich damals mit List und Gewalt der Stadt Messana bemächtigt hatten. Von hier aus hatten sie sich noch einige andere griechische Städte zinsbar gemacht und durchzogen die Insel raubend und plündernd. Um ihre Gewaltthätigkeiten zu hindern und zu bestrafen, ließ Pyrrhos ihre Steuereinnehmer greifen und hängen; dann besiegte er die Mamertiner in einer Schlacht und zerstörte viele ihrer festen Plätze.

Die Karthager aber waren jetzt sehr geneigt, Frieden zu schließen, und erboten sich, wenn Pyrrhos darauf einginge, eine Summe Geldes zu zahlen und Schiffe zu stellen. Des Pyrrhos Absichten aber gingen weiter, und er erwiderte, nur dann würde er Frieden mit ihnen schließen, wenn sie ganz Sicilien räumen und das afrikanische Meer als Grenze zwischen ihnen und den Griechen gelten lassen wollten.

Stolz auf sein Glück und durch die günstigen Umstände ermutigt, wollte er jetzt die Pläne ausführen, wegen deren er nach Sicilien gegangen und deren Ziel die Eroberung Afrikas war. Schiffe hatte er dazu genug, es fehlte ihm aber an Besatzung. Er ließ deshalb

überall Matrosen ausheben, verfuhr dabei jedoch keineswegs glimpflich und freundlich mit den einzelnen Städten, sondern behandelte sie tyrannisch und strafte sie mit großer Härte, wenn sie seinen Befehlen nicht Folge leisteten. Im Anfange hatte er sich ganz anders benommen und durch Höflichkeit, durch Vertrauen und durch Vermeidung alles gebieterischen Wesens sich in Gunst zu setzen gesucht. Jetzt aber wurde er auf einmal aus einem Volksfreunde ein Tyrann und zog sich durch seine Härte den Vorwurf der Undankbarkeit und Untreue zu.

Dies alles indes ließen sich die Sicilianer, wenn auch ungerne, der dringenden Umstände wegen noch gefallen; aber sein Verfahren gegen Thönon und Sosisstratos veranlaßte einen plötzlichen und allgemeinen Umschlag der Stimmung. Diese beiden Männer, die zu den Angesehensten in Syrakus gehörten und hohe Ämter daselbst bekleideten, hatten ihn nämlich zuerst aufgefordert, nach Sicilien zu kommen, ihm dann bei seiner Ankunft die Stadt übergeben und ihn bei seinen Unternehmungen auf der Insel kräftig unterstützt. Dennoch faßte er jetzt Verdacht gegen sie und mochte sie weder mit sich nehmen noch zurücklassen. Als nun Sosisstratos aus Furcht entfloh, beschuldigte Pyrrhos den Thönon der gleichen Absicht und ließ ihn hinrichten. Infolge dieser Gewaltthat wurde in den Städten die Erbitterung gegen den König so groß, daß die einen sich zur Partei der Karthager schlugen, die anderen sogar die Mamertiner herbeiriefen.

Gerade jetzt, als alles von ihm abfiel und Bündnisse gegen ihn schloß, erhielt er Briefe von den Samniten und Tarentinern, die ihn um schleunige Hülfe baten, weil sie sich kaum noch in ihren Städten halten könnten, vom flachen Lande aber allenthalben verdrängt seien. Dies gab ihm einen vortrefflichen Vorwand, Sicilien zu verlassen und doch zu vermeiden, daß sein Abzug als eine Flucht oder als Verzweiflung an seinen sicilischen Plänen angesehen würde. Im Grunde aber ging er aufs neue nach Italien, weil er sich Siciliens nicht bemächtigern konnte und deshalb einen Ausweg suchte. Als er schon auf dem Meere war, soll er noch einmal nach der Insel zurückgesehen und zu denen, die um ihn waren, gesagt haben: „Welchen Kampfplatz, meine Freunde, hinterlassen wir den Römern und Karthagern!“ — eine Prophezeiung, die gar bald in Erfüllung gegangen ist.

Wie König Pyrrhos von den Römern geschlagen wurde und Italien verlassen mußte.

275
v. Chr.

Bei seiner Überfahrt erlitt Pyrrhos große Verluste von den Karthagern und Mamertinern; doch kam er noch mit 20 000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern in Tarent an. Nachdem er hier die tüchtigsten Bürger in sein Heer eingereiht hatte, brach er sogleich gegen die Römer auf, die unter dem Consul Manius Kurius Dentatus bei Benevent in einem festen Lager standen und dort den Anmarsch des anderen Consuls erwarteten.

Pyrrhos wünschte noch vor der Ankunft desselben mit den Römern zu kämpfen und zog mit seinen besten Truppen während der Nacht gegen das Lager. Da der Weg aber lang war und durch dichte Wälder führte, so reichten die Fackeln nicht aus, und die Soldaten verirrten sich. Dadurch verzögerte sich der Marsch, und als sie von den Anhöhen herabstiegen, war es bereits Tag, so daß sie von den Römern gesehen wurden. Schnell griff der Consul die vordersten Reihen an und trieb sie in die Flucht, so daß der ganze Zug in Verwirrung geriet und Pyrrhos sich mit großem Verluste zurückziehen mußte.

Dieser glückliche Erfolg bestimmte den Consul, in die Ebene hinabzuziehen und eine ordentliche Schlacht zu liefern. In offenem Angriff schlug er einen Theil der Feinde; dann aber wurden seine Truppen durch die Elefanten überwältigt und nach dem Lager zurückgedrängt, weshalb er die starke Lagerbesatzung, die bewaffnet auf dem Walle stand und noch frische Kräfte besaß, zu seiner Unterstützung heranzief. Da aber die Römer bereits an den Kampf mit Elefanten gewöhnt waren, so hatten sie Brandpfeile zubereitet, die mit Berg umwickelt und mit Pech bestrichen, auch mit Widerhaken und Stacheln versehen waren, damit sie fest hafteten und nicht abgeschüttelt werden könnten. Als diese brennenden Pfeile gegen die Elefanten und gegen die Thürme geschleudert wurden, wandten die Thiere, rasend vor Schmerz, um und wurden dem Heere, dem sie bis dahin so große Dienste geleistet hatten, zum Verderben. Das ganze Heer geriet in Verwirrung und floh davon, so daß die Römer auch das Lager eroberten. Die hier gemachte Beute war so groß, daß der Consul aus ihrem Erlös eine Wasserleitung baute, durch welche vom Anio her Wasser nach Rom geführt wurde. Auch acht Elefanten wurden gefangen und im Triumphzuge des Consuls mit aufgeführt.

König Pyrrhos aber schiffte sich in Tarent ein, um nach Speiros zurückzukehren, weil er jetzt seine Hoffnungen auf Italien und Sicilien vereitelt sah. Seine Macht war durch den sechsjährigen Kampf sehr geschwächt, sein Mut aber trotz des Unglücks ungebrochen. An Kriegserfahrung, an persönlicher Tapferkeit und Kühnheit galt er für den ersten unter allen Königen seiner Zeit. Was er aber durch seine Thaten erwartete, blühte er durch eitle Pläne wieder ein; denn aus Begierde nach dem, was er nicht hatte, konnte er niemals behaupten, was er bereits erworben. Anfangs mochte er wohl an spätere Rückkehr nach Italien denken und ließ deshalb seinen Feldherrn Milon mit einer Besatzung in Tarent zurück. In Griechenland aber geriet er sehr bald in neue Kämpfe. Im vierten Jahre nach der Schlacht bei Benevent versuchte er die Stadt Argos zu erstürmen. Als er sich aber zu weit vorwagte, wurde er von einem Steine getroffen, den eine alte Frau, um das Leben ihres von Pyrrhos verfolgten Sohnes zu retten, von dem Dache eines Hauses auf ihn schleuderte. Den schwerverwundeten König schleppten die Feinde auf einen Hausflur und schlugen ihm das Haupt ab.

So traurig endete König Pyrrhos. Die Römer aber erlangten durch seinen Abzug die Oberherrschaft in Italien, da sowohl Tarent als die übrigen Städte in Süditalien sich ihnen bald darauf unterwerfen mußten.

46.

Wie die Römer im Kriege gegen Karthago eine Flotte bauten und die Karthager zur See besiegten.

Kurze Zeit nachdem die Römer alle Städte in Süditalien zur Unterwerfung gebracht hatten, gerieten sie Siciliens wegen mit den Karthagern in Streit. Die Veranlassung dazu war folgende. Lange schon hatten die Syrakusaner vergebens gesucht, sich der Mamertiner zu erwehren. Endlich gelang es dem jungen Feldherrn Hieron, dieselben im Gefilde von Mylä völlig zu schlagen und ihre Anführer gefangen zu nehmen.

Als so die Kraft der Mamertiner gebrochen war, nahmen die einen ihre Zuflucht zu den Karthagern und übergaben ihnen die Burg, die anderen schickten Gesandte an die Römer, boten ihnen die Stadt an und baten sie als ihre Landsleute um Hilfe. Anfangs waren die Römer unschlüssig, was sie antworten sollten. Denn offenbar war es ungerecht, den Mamertinern zu helfen, die den Einwohnern von Messana wie

nenen von Syrakus so viel Unbill zugefügt hatten. Andererseits aber sahen sie, daß die Karthager bereits die Herren waren in einem großen Teile von Afrika und Spanien und auf allen Inseln des sardinischen und tyrrhenischen Meeres. Wenn auch Sicilien in ihre Gewalt kam, so war zu fürchten, daß sie sehr lästige Nachbarn würden, die alle Teile der Küste Italiens bedrohen könnten. Deshalb glaubten die Römer, daß Messana den Karthagern nicht gelassen werden dürfe, weil diese damit gleichsam eine Brücke nach Italien haben würden. Der Vorteil des Staates schien also den Krieg zu fordern; doch so viel Gewinn derselbe versprach, so ungerecht und unrühmlich schien es, den Mamertinern Hilfe zu bringen. Darum konnte sich der Senat nicht einigen und überließ die Entscheidung dem Gesamtvolke.

Als diesem die Konsuln auseinandersetzen, daß der Krieg offenbar nicht nur dem Staate, sondern auch vielen Einzelnen großen Vorteil bringen werde, so beschloß die Volksversammlung, den Schutz zu gewähren, weil viele Bürger ihre in den früheren Kriegen erlittenen Verluste durch neue Unternehmungen zu ersetzen wünschten. Infolge dessen wurde der Consul Appius Klaudius beauftragt, nach Messana überzusetzen.

264
v. Chr.

Die Mamertiner, welche schon einen karthagischen Feldherrn in die Burg Messana aufgenommen hatten, veranlaßten diesen jetzt durch Gewalt und List, die Stadt wieder zu räumen, und übergaben sie dem Appius. Die Karthager kreuzigten darauf ihren Feldherrn, weil sie glaubten, daß er unbesonnen und mutlos gehandelt habe, indem er die Burg preisgegeben. Zugleich schlossen sie ein Bündnis mit Hieron, der nach jenem Siege über die Mamertiner in Syrakus zum Könige ausgerufen worden war, und griffen Messana mit ihrer Land- und Seemacht an.

Die Römer aber behielten den Sieg. Infolge dessen sagten sich viele Städte von den Karthagern los, um sich den Römern anzuschließen. Auch König Hieron erkannte, daß die Aussichten der Römer besser seien als die der Karthager, und schickte Gesandte an den Consul, um über Frieden und Bundesgenossenschaft zu unterhandeln. Die Römer gingen namentlich der Zufuhr wegen gern darauf ein, da die Karthager, welche das Meer beherrschten, ihnen dieselbe leicht abschneiden konnten.

So stellte sich König Hieron unter den Schutz der Römer und versorgte sie seitdem mit allem, was ihre Unternehmungen erforderten. Sicher herrschte er seitdem in Syrakus und genoß noch lange die Früchte seiner Weisheit.

Als das Bündnis mit Hieron abgeschlossen und vom römischen Volke bestätigt war, glaubten die Römer in Sicilien nur einer gerin-

geren Kriegsmacht zu bedürfen; die Karthager dagegen machten große Anstrengungen, ihren Besitz festzuhalten, und warben deshalb zahlreiche Söldner jenseit des Meeres, in Ligurien, in Gallien und noch mehr in Spanien. Alle diese Truppen und große Vorräte schafften sie nach Akragas in Sicilien, das sie für diesen Krieg als Waffenplatz benutzen wollten.

Ebdahin gingen auch die römischen Konsuln, lagerten etwa acht Stadien vor der Stadt und schlossen die Karthager ein, welche große Not zu leiden begannen, als die Belagerung sich in die Länge zog. Da schickte man ihnen von Karthago den Feldherrn Hanno mit einem großen Heere, bei dem etwa fünfzig Elefanten waren, zu Hülfe. Die Römer aber schlugen das karthagische Heer und nahmen fast das ganze Gepäck nebst den meisten Elefanten. In der Nacht nach dieser Schlacht, als die Römer aus Freude über ihren Sieg und aus Ermattung nur nachlässig Wache hielten, entwichen die Feinde aus der Stadt und kamen davon, ehe die Römer es merkten. Erst als es Tag wurde, sahen diese, was geschehen war, erreichten noch den Nachtrab und griffen ihn an, ohne ihn jedoch nachdrücklich zu verfolgen. Sie eilten vielmehr in die Stadt, die von niemand verteidigt wurde, und gewannen in derselben viele Sklaven und reiche Beute aller Art.

Die Nachricht von dieser Eroberung erregte bei den Römern große Freude und erweckte in ihnen weit größere Hoffnungen, als sie bis dahin gehabt hatten. Jetzt war es ihnen nicht genug, die Mamertiner gerettet und reiche Beute gemacht zu haben, sie dachten daran, die Karthager ganz aus Sicilien zu vertreiben. Auch ging dem Landheere alles gut von statten, und die meisten Städte im Innern des Landes öffneten den Römern ihre Thore. Die Seestädte dagegen hielten zu den Karthagern aus Furcht vor der Flotte derselben. Daraus erkannten die Römer, daß sie zum Kriege mit den Karthagern einer Flotte bedürften. Sie machten deshalb zum erstenmale den Versuch, große Kriegsschiffe zu bauen, hundert mit fünf Reihen Ruder und zwanzig mit drei Reihen. Sie hatten aber keine Arbeiter, die den Bau flüßrudriger Schiffe verstanden; denn bis dahin hatte sich niemand in Italien so großer Kriegsschiffe bedient.

Nun geschah es gerade damals, daß ein karthagisches Kriegsschiff in der Meerenge strandete und von den Römern auf das Land gezogen wurde. Sie benutzten es als Muster und bauten die ganze Flotte danach, während sie zu gleicher Zeit Schiffsmannschaften sammelten und auf dem Lande im Rudern übten. Dies that man in folgender Weise. Man setzte die Männer an dem Ufer in derselben Ordnung, wie sie später auf den Ruderbänken der Schiffe sitzen sollten, und stellte in ihre

Mitte den, der durch Zeichen den Ruderschlag leitet. So wurden sie gewöhnt, alle auf einmal die Hände an den Leib zu ziehen und sich zurückzulehnen, dann wieder die Hände auszustrecken und sich vorzubeugen, endlich auf die gegebenen Zeichen den Ruderschlag anzufangen und zu unterbrechen. Sowie die Schiffe fertig wurden, zog man sie ins Wasser, versuchte sich noch kurze Zeit im wirklichen Rudern auf dem Meere selbst und fuhr dann an der Küste entlang.

Der Konsul Gnäus Kornelius Scipio, der über die ganze Seemacht gesetzt war, hatte befohlen, sobald die Flotte gerüstet sei, nach der Meerenge zu segeln. Er selbst stach mit siebenzehn Schiffen in die See und fuhr nach Messana voraus. Von hier aus segelte er nach Lipara, da sich ihm eine Gelegenheit bot, diese Stadt zu gewinnen. Als dies der karthagische Feldherr Hannibal, des Gisko Sohn, erfuhr, schickte er sogleich von Panormos zwanzig Schiffe ab, die des Nachts vor Lipara ankamen und den Konsul im Hafen einschlossen. Bei Tagesanbruch flohen die meisten von den römischen Schiffsleuten an das Land, und Scipio mußte sich ergeben. Wenige Tage darauf beging Hannibal selbst einen ähnlichen Fehler, indem er mit nur fünfzig Schiffen auf die römische Flotte stieß. Die Mehrzahl seiner Schiffe wurde genommen, und es war zu verwundern, daß er mit dem Reste entkam.

Als die Römer nun in die Nähe von Sicilien gelangten und das Unglück des Scipio erfuhren, schickten sie unverzüglich zum Duilius, der die Landmacht befehligte, und erwarteten ihn. Sie hatten schon eingesehen, daß ihre Schiffe in der Einrichtung dürftig und zu raschen Bewegungen ungeeignet waren, und erfanden deshalb eine Maschine, die später Korvus, d. h. der Rabe, genannt worden ist. Auf den Borderteilen der Schiffe nämlich wurde ein runder Pfahl aufgerichtet, vier Klafter hoch und im Durchmesser drei Hand breit. Über denselben wurde eine Leiter gelegt von vier Fuß Breite und sechs Klafter Länge, so daß der Pfahl zwischen der zweiten und dritten Sprosse hindurchging. Quer über die ganze Leiter wurden Bretter genagelt; nur wo der Pfahl hindurchging, wurde ein Loch gelassen. An den beiden langen Seiten bekam die so zu einer Brücke gemachte Leiter ein Geländer, das einem Manne etwa bis an das Knie reichte; an ihrem äußersten Ende aber war ein Eisen angebracht wie eine Mörserferule, welches unten spitz zuging und oben einen Ring hatte. Durch diesen war ein Seil gezogen, das oben auf der Spitze des Pfahles durch eine Rolle lief und mittelst dessen man den Raben an dem Pfahle in die Höhe ziehen und nach vorn oder nach der Seite hin auf das Verdeck des feindlichen Schiffes hinunterfallen lassen konnte. Wenn nun der Rabe in das feindliche Verdeck einschlug, so waren beide Schiffe fest miteinander ver-

bunden. Lagen die Schiffe mit den Seiten aneinander, so sprangen die Römer vom Bord auf das feindliche Schiff; stießen sie aber mit den Vordertheilen zusammen, so drangen die Römer, je zwei und zwei, in geschlossener Reihe über die Brücke. Die beiden ersten deckten sich, indem sie die Schilde nach vorn hielten; die folgenden aber hielten ihre Schilde auf die Brückenlehnen und sicherten so ihre Seiten. In solcher Art gerüstet, warteten die Römer auf den günstigen Zeitpunkt zur Schlacht.

Sobald nun Gajus Duilius von dem Unglück des Scipio gehört hatte, übergab er die Landtruppen den Tribunen und setzte zur Flotte über. Hier erfuhr er, daß die Gegend um Mylä von den Karthagern verwüstet werde, und eilte deshalb mit der ganzen Flotte dahin. Wie das die Karthager sahen, gingen sie voll Freude mit 130 Schiffen unter Segel. So sehr verachteten sie die Unerfahrenheit der Römer, daß sie es nicht einmal für nötig hielten, die Schiffe in Schlachtordnung zu stellen. Wie auf eine sichere Beute, fuhren sie alle mit den Vordertheilen ihrer Schiffe gerade auf die feindliche Flotte los. Ihr Befehlshaber war Hannibal, derselbe, der die Truppen in Uragas befehligt und sie bei Nachtzeit verstohlenerweise hinausgeführt hatte. Er selbst befand sich auf einem Kriegsschiffe mit sieben Ruderreihen, das früher dem Könige Pyrrhos gehört hatte. Als die Flotten sich nun einander näherten und die Karthager vorn auf den römischen Schiffen die in die Höhe gerichteten Raben erblickten, stugten sie anfangs, erstaunt über diese ihnen unbekannte Einrichtung. In ihrer Verachtung des Feindes gingen sie dennoch sorglos vor, und ihre vordersten Schiffe griffen mit großer Hefigkeit an. Als nun aber die Schiffe, welche zum Angriffe herankamen, von den Raben festgehalten wurden, als die römischen Soldaten über die Brücke hinüberstürmten und auf dem Berdecke den Kampf begannen, da wurde ein Teil der Karthager niedergehauen, und die anderen ergaben sich im Schrecken über einen Kampf, der dem zu Lande ganz ähnlich war. Auf diese Weise verloren sie die dreißig Schiffe, welche zuerst ins Gefecht gegangen waren, nebst der Mannschaft. Auch das Schiff des Feldherrn wurde genommen, Hannibal selbst kam noch wider Erwarten auf verwegene Art in einem Kahne davon.

Die übrige Menge der Karthager rückte zwar zum Angriffe vor; da sie aber das Schicksal der vorausgeeilten Schiffe sahen, wichen sie aus und suchten dem gefährlichen Niederfallen der Maschinen zu entgehen. Im Vertrauen auf ihr schnelles Segeln suchten sie um die feindlichen Schiffe herumzufahren und ohne eigene Gefahr an die Seiten oder das Hinterteil derselben anzurennen. Da sich aber der Rabe überall

drohend gegen sie aufrichtete, und da sie auch seinem Niederfallen nicht ausweichen konnten, wenn sie nahe herankamen, so wandten sie sich endlich, nachdem sie funfzig Schiffe verloren hatten, zur Flucht, voll Erstaunen und Schrecken über die neue Kampfarm.

Die Römer aber, die nun ihre Kraft auch auf dem Meere erprobt hatten, bekamen doppelten Mut zur Fortsetzung des Krieges. Sie landeten sogleich auf Sicilien und entsetzten die Stadt Gesta, die schon in äußerster Not war.

Als Hannibal bald darauf in einem Hafen der Insel Sardinien eingeschlossen wurde und viele Schiffe verlor, ward er von seinen eigenen Leuten ergriffen und ans Kreuz geschlagen.

47.

Vom Zuge des Regulus nach Afrika.

I.

²⁵⁶
^{v. Chr.} Im vierten Jahre nach der Schlacht bei Myla waren Markus Atilius Regulus und Lucius Manlius römische Konsuln. Von Messina aus, wo sie mit dreihundertunddreißig Kriegsschiffen vor Anker lagen, segelten sie die Küste Siciliens entlang, so daß sie dieselbe zur Rechten behielten; dann bogen sie um das Vorgebirge Pachynos und fuhren bis an den Berg Etnamos, in dessen Nähe ihr Landheer lag.

Ihre Absicht war, nach Afrika überzusetzen und den Krieg dorthin zu ziehen, damit die Karthager nicht um den Besitz Siciliens, sondern um ihre Selbständigkeit und ihr eigenes Land zu kämpfen hätten. Die Karthager dagegen erkannten sehr wohl, wie leicht sie besiegt werden könnten, wenn der Feind erst in Afrika eingedrungen wäre, und bemühten sich deshalb, durch eine entscheidende Seeschlacht die Überfahrt zu verhindern.

Ihrem Plane nach richteten die Römer ihre Rüstung so ein, daß sie zugleich tauglich war zum Gebrauche auf dem Meere und zum Einfall in das feindliche Land. Sie suchten also unter ihren Landtruppen die besten aus und stülten die ganze Macht, die sie mitnehmen wollten, in vier Teile. Der erste Teil wurde die erste Legion oder auch die erste Flotte genannt; dem entsprechend waren die Namen der anderen. Der vierte Teil bekam noch einen dritten Namen, man nannte ihn auch die Triarier nach der bei dem Landheere üblichen Sitte. Diese ganze Seemacht zählte 140 000 Mann; jedes Schiff hatte 300 Ruderknechte und 120 Soldaten.

Die Karthager verwendeten alle Sorgfalt nur darauf, sich zu einer Seeschlacht fertig zu machen. Sie müssen über 150 000 Mann stark gewesen sein, wenn man nach der Zahl ihrer Schiffe rechnet.

Da die Römer nun über das offene Meer fahren mußten und da ihnen sehr wohl bekannt war, daß die Stärke der Feinde in der Beweglichkeit ihrer Schiffe bestand, so suchten sie ihre Schlachtordnung fest geschlossen und schwer angreifbar zu machen. Die beiden Sechsruderer, auf denen die Feldherren fuhren, stellten sie vorn nebeneinander, hinter den einen die Schiffe der ersten, hinter den anderen die Schiffe der zweiten Flotte, und zwar in Reihen, die nach hinten zu immer breiter wurden. Dahinter folgte die dritte Flotte, Schiff neben Schiff, so daß diese ganze Schlachtordnung die Form eines Dreiecks hatte. Mit den Schiffen der dritten Flotte waren durch Zugseile die Lastschiffe verbunden, auf denen die Pferde übergesetzt wurden. Zuletzt kamen die Schiffe der vierten Flotte, die Triarier, deren Linie so weit ausgedehnt wurde, daß sie die vor ihnen auf beiden Seiten überflügelte.

Mit dieser Schlachtordnung in Gestalt eines Schnabels oder Keils brachen sie durch die Mitte der karthagischen Schiffe, die von ihren Feldherren Hanno und Hamillkar in einfacher Linie aufgestellt waren. Dennoch wurde die römische Flotte getrennt. Denn als die in der Mitte stehenden Karthager sich dem Befehle ihrer Feldherren gemäß zur Flucht wandten, wurden sie von der ersten und zweiten Flotte so eifrig verfolgt, daß die dritte Flotte, welche die Lastschiffe hinter sich herzog, so schnell nicht folgen konnte, und zu ihrer Unterstützung mußten auch die Triarier zurückbleiben. Sobald nun die fliehenden Karthager glaubten, daß die erste und zweite Flotte von den übrigen weit genug getrennt wären, wandten sie auf ein Zeichen aus Hamillkars Schiffe plötzlich um und griffen ihre Verfolger an.

Unterdes war Hanno mit dem rechten Flügel der karthagischen Flotte gegen die Triarier gesegelt, und der linke Flügel, der nach dem Lande zu aufgestellt war, fiel die Schiffe der dritten Flotte an, die nun die Zugseile fahren ließen und den Kampf annahmen. So hatte die Schlacht sich in drei Seetreffen aufgelöst, die dem Orte nach weit von einander entfernt waren.

Die erste und zweite Flotte, von den Konsuln selbst geführt, brachten zuerst den Kampf zur Entscheidung, überwältigten die Schiffe Hamillkars und trieben sie in die Flucht. Manlius hängte nun zunächst die genommenen Schiffe an die seinigen; Regulus eilte sofort mit der zweiten Flotte den Triariern zu Hülfe, die fast schon verloren waren, jetzt aber, als der Consul dem Feinde in den Rücken fiel, frischen Mut faßten und kräftig den Angriff erneuerten. Auf solche Weise

ins Gedränge gebracht, wandten die Karthager um und flohen dem hohen Meere zu.

Als dann beide Konsuln der dritten Flotte, die nahe am Lande eingeschlossen war, zu Hülfe eilten, wurden die Karthager umringt und verloren funfzig ihrer Schiffe nebst der Mannschaft; nur wenige entkamen.

So fiel schließlich die Entscheidung zu Gunsten der Römer aus. Von ihren Schiffen waren vierundzwanzig zu Grunde gegangen, von den karthagischen mehr als dreißig. Kein einziges Schiff der Römer war mit der Mannschaft in die Hände der Feinde gefallen, von den karthagischen dagegen vierundsechzig.

Nach diesem Siege versorgten sich die Römer mit frischen Lebensmitteln und setzten die eroberten Schiffe in wehrhaften Stand. Dann segelten sie nach Afrika und landeten bei Klupea. Hier zogen sie die Schiffe ans Land, umgaben sie mit Wall und Graben und fingen an, die Stadt zu belagern.

Die Karthager glaubten, daß die Römer nach einem solchen Siege einen Angriff auf Karthago selbst machen würden, und bewachten deshalb die Küste in der Nähe der Stadt mit ihren Land- und Seetruppen. Als sie aber erfuhren, daß die Römer bereits gelandet wären und Klupea belagerten, gaben sie die Besorgnis vor einem Angriffe von der See her auf und zogen ihre Truppen zusammen, um Stadt und Umgegend zu schützen.

Nachdem die Römer inzwischen Klupea erobert hatten, schickten sie Abgesandte nach Rom, um zu berichten, was geschehen war, und anzufragen, was weiter geschehen solle, ließen dann eine Besatzung in der Stadt und zogen mit dem übrigen Heere aus, um das Land zu verwüsten. Da ihnen niemand entgegentrat, zerstörten sie viele prachtvoll aufgeführte Gebäude, machten eine sehr große Beute an Vieh und führten mehr als zwanzigtausend Sklaven auf ihre Schiffe.

Als die Abgesandten zurückkehrten, brachten sie den Bescheid, daß der eine Consul mit hinlänglichen Truppen in Afrika bleiben, der andere aber die Flotte zurückführen solle. Demnach blieb Regulus und behielt vierzig Schiffe, funfzehntausend Fußsoldaten und funfhundert Reiter. Manlius aber nahm die Schiffsmannschaft und die Gefangenen an Bord, segelte ohne Gefahr an Sicilien vorbei und kam nach Rom.

Bald brach Regulus wieder auf, nahm mit dem ersten Angriff die Städte, welche keine Mauern hatten, und belagerte die ummauerten. Als er so auch die ansehnliche Stadt Abes herannte, entschlossen sich die Karthager, ihr zu helfen und das Land vor weiterer Verwüstung zu schützen. Ihr Heer rückte heran und lagerte sich auf einem Hügel,

der zwar die Stellung der Feinde beherrschte, für ihre eigenen Truppen aber nicht günstig gewählt war, da ihre Stärke vornehmlich in der Reiterei und den Elefanten bestand. Die Römer merkten sehr wohl, daß der wirksamste und gefährlichste Teil der feindlichen Macht durch diese Stellung unbrauchbar geworden war; sie warteten deshalb nicht, bis die Karthager wieder in die Ebene herabstiegen und sich in Schlachtordnung stellten, sondern benutzten die günstige Gelegenheit und rückten beim Anbruche des Tages auf beiden Seiten den Hügel hinan. Da nützten nun die Pferde und die Elefanten den Karthagern gar nichts. Die Söldner verteidigten sich zwar sehr wacker und warfen die erste Legion über den Haufen; als sie dann aber bei der Verfolgung umzingelt und geschlagen wurden, floh alles aus dem Lager. Reiter und Elefanten erreichten die Ebene am schnellsten und retteten sich dadurch. Das Fußvolk aber wurde noch ein Stück weit von den Römern verfolgt, dann wandten diese um und plünderten das Lager. Hernach durchzogen sie, ohne gehindert zu werden, raubend und verheerend das flache Land und die Städte, bis sie nach Tunes kamen, wo sie ihr Lager aufschlugen, weil diese Stadt durch ihre Beschaffenheit wie durch ihre Lage zu feindlichen Unternehmungen gegen Karthago und das benachbarte Gebiet vorzüglich geeignet war.

Durch diese Niederlagen zur See und zu Lande waren die Karthager in eine sehr schwierige Lage gekommen, um so mehr als sie zu gleicher Zeit von den Numidiern angegriffen wurden, die dem Lande nicht geringeren Schaden zufügten als die Römer. Aus Furcht flüchteten die Landleute in die Stadt, wo Unmut und Hungersnot bald aufs höchste stiegen. Regulus erkannte die Schwäche der Karthager und glaubte die Stadt bald in seine Hand zu bekommen. Da er aber zugleich fürchtete, daß sein Nachfolger im Konsulate ankommen und ihm die Ehre, den Krieg geendet zu haben, entwinden möchte, so ließ er die Karthager zu Friedensunterhandlungen auffordern. Sie gingen auch sehr bereitwillig darauf ein und schickten ihre vornehmsten Männer zu ihm. Zu diesen aber sprach Regulus in stolzem Tone, wie der Sieger, der schon alles in seine Gewalt gebracht hat; ja er meinte, daß sie alles, was er ihnen zugestehet, als Gnade und Geschenk ansehen müßten. Die Gesandten dagegen glaubten, daß Schlimmeres ihrem Staate selbst dann nicht widerfahren könne, wenn er ganz unter die Herrschaft der Römer käme; sie kehrten also in die Stadt zurück, schwer gekränkt durch die Härte des Konsuls. Als sie ihrem Senate von den Forderungen des römischen Feldherrn berichteten, hatte dieser zwar keine Hoffnung auf Rettung, doch war er mannhaft entschlossen, lieber alles zu

erdulden, alles zu wagen und zu versuchen, als so Schimpfliches, des karthagischen Namens Unwürdiges über sich zu nehmen.

II.

²⁵⁵
2. Chr. Gerade damals kam im karthagischen Gebiete eine große Zahl Söldner an, die in Griechenland geworben worden waren. Unter ihnen war der Lakedämonier Xanthippos, ein Mann, der die lakonische Erziehung genossen hatte und im Kriegswesen wohl bewandert war. Als dieser von der letzten Niederlage hörte und von der Art, wie sie erfolgt war, als er die Kriegsvorräte und die Menge der Reiter und Elefanten über sah, äußerte er gegen seine Freunde, die Karthager seien nicht durch die Römer, sondern durch sich selbst, durch die Unerfahrenheit ihrer Anführer besiegt worden. Bei der damaligen Stimmung kamen die Reden des Xanthippos bald unter das Volk und auch vor die Senatoren, welche alsbald beschloffen, ihn rufen zu lassen und zu prüfen. Da ging er zu ihnen, setzte die Gründe seines Urteils und die Ursachen der letzten Niederlage auseinander und bewies, daß sie sich der Römer leicht erwehren und dieselben besiegen könnten, wenn sie sich allezeit in der Ebene hielten, sowohl auf dem Marsche als auch beim Aufschlagen des Lagers und beim Ordnen der Schlachtreihen. Die Feldherren erkannten, daß er recht hatte, und man übergab ihm den Oberbefehl. Im Volke hatte man schon von Anfang an vorteilhaft von Xanthippos gesprochen und Gutes von ihm gehofft. Als er nun das Heer vor die Stadt führte, es in Schlachtordnung stellte, die einzelnen Glieder in Bewegung setzte und seine Befehle nach den Regeln der Kriegskunst gab, da zeigte sich ein solcher Unterschied gegen die früheren Feldherren, daß alle mit lautem Geschrei ihren Beifall zu erkennen gaben und verlangten, sobald als möglich gegen den Feind geführt zu werden, fest überzeugt, daß sie unter Anführung des Xanthippos nichts zu befürchten hätten. Da so das Heer neuen Mut gefaßt hatte, brach Xanthippos mit 12 000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern und etwa 100 Elefanten gegen die Römer auf.

Diese stuzten anfangs, als sie sahen, daß die Karthager in der Ebene blieben; dennoch wünschten sie bald zu schlagen, rückten deshalb näher heran und lagerten sich etwa 1200 Schritte vom Feinde.

Am Tage darauf führte Xanthippos die Elefanten aus seinem Lager und stellte sie vorn an die Spitze der Schlachtordnung in eine lange, einfache Linie, dahinter nach mäßigem Zwischenraume die Phalanx der Karthager. Von den Mietsoldaten ließ er den einen Teil auf den

rechten Flügel treten; den anderen, der die leichtesten Truppen umfaßte, verteilte er mit den Reitern auf beide Flügel.

Sobald die Römer sahen, daß der Feind sich zur Schlacht anschickte, traten sie gleichfalls in Schlachtordnung, indem sie aus Furcht vor den Elefanten die leichten Truppen an die Spitze stellten, dahinter die übrigen Manipeln, eine hinter die andere, während die Reiterei sich auf beiden Flügeln ordnete. Auf diese Weise machten sie ihre Schlachtreihe kürzer, aber tiefer als sonst, was für den Kampf mit den Elefanten ganz zweckmäßig war, gegen die zahlreiche karthagische Reiterei aber keinen Schutz gewährte.

Als nun Xanthippos den Befehl gab, daß die Elefanten, um die Schlachtreihe der Römer zu durchbrechen, vorrücken, die Reiter aber zugleich die feindlichen Flügel umzingeln sollten, da schlugen auch die Römer nach ihrer Sitte mit den Waffen zusammen und drangen mit lautem Kriegsgeschrei auf den Feind ein. Bald aber flohen die römischen Reiter auf beiden Flügeln, weil ihnen die karthagische Reiterei an Zahl sehr überlegen war. Unterdes wurden die Vordersten von denen, die den Elefanten gegenüberstanden, durch die Gewalt der Tiere auseinandergestoßen, unter die Füße getreten und gingen haufenweise in tapferem Kampfe zu Grunde. Die Masse der römischen Schlachtordnung blieb freilich wegen der Tiefe ihrer Aufstellung eine Zeit lang ungetrennt. Endlich aber wurden die hintersten Reihen von den Reitern umzingelt und dadurch gezwungen, sich gegen diese zu wenden; die anderen drangen zwar mitten durch die Elefanten vorwärts, so daß sie hinter den Rücken der Tiere kamen, stießen nun aber auf die noch ungeschwächte Phalanx der Karthager. Da gerieten die Römer auf allen Seiten ins Gedränge, und die meisten von ihnen wurden auf dem Schlachtfelde selbst von den gewaltigen Tieren zertreten oder durch die Wurfspieße der Reiter verwundet und getötet; nur wenige noch versuchten zu fliehen. Auch von diesen wurde der größere Teil auf den ebenen Feldern, über die sie flüchten mußten, von den Elefanten und den Reitern getötet. Etwa fünfhundert wurden mit dem Konsul zu Gefangenen gemacht; nur etwa zweitausend retteten sich und kamen fast wie durch ein Wunder nach Klupea.

Siegreich und frohlockend zogen die Karthager in ihre Stadt zurück, wo sie Dankfeste zu Ehren der Götter anstellten. Dann zogen sie vor Klupea und schlossen es ein, um die aus der Schlacht Entflohenen in ihre Gewalt zu bekommen, was ihnen aber wegen des wackeren Mutes dieser Männer nicht gelang.

Als die Römer erfuhren, was sich wider ihr Erwarten in Afrika zugetragen hatte, eilten sie, ihre Flotte wieder instandzusetzen, und als

der Sommer herankam, zogen sie 350 Schiffe ins Meer und sandten dieselben unter den neuen Konsuln Markus Amilius Paullus und Servius Fulvius nach Afrika. Beim Vorgebirge Hermäon trafen die Konsuln auf die Flotte der Karthager, schlugen sie ohne große Mühe in die Flucht und nahmen ihnen 114 Schiffe mit der Mannschaft. Nachdem sie dann die noch in Klupea anwesenden römischen Soldaten an Bord genommen hatten, fuhren sie nach Sicilien zurück. Schon hatten sie das hohe Meer ohne Gefahr durchschnitten und näherten sich der Küste von Kamarina, als sie von einem so gewaltigen Sturme befallen wurden und so großes Unglück erlitten, daß man es kaum beschreiben kann. Denn von den 464 Schiffen der römischen Flotte blieben nur 80 übrig; alle anderen versanken oder wurden von den Wellen gegen die Felsen geschleudert, so daß nachher die ganze Küste mit Leichen und Schiffstrümmern bedeckt war. Die Geschichte kennt kein Beispiel eines größeren Unglücks, das auf dem Meere sich zugetragen hätte. Die Schuld daran ist aber nicht dem Schicksale, sondern den Feldherren beizumessen; denn sie waren von ihren Steuerleuten gebeten worden, in so gefährlicher Jahreszeit, zwischen dem Aufgange des Orion und dem des Sirius, wo ein schlimmes Zeichen eintrete, noch ehe das andere vorüber sei, ja nicht an der südlichen, dem afrikanischen Meere zugewendeten Seite Siciliens entlang zu fahren, die den Stürmen ausgesetzt sei und den Schiffen keinen sicheren Landungsplatz biete. Die Konsuln aber hatten diese Vorstellungen mißachtet und waren trotz derselben an der südlichen Küste entlang gefahren, um die daselbst gelegenen Städte durch eine Schaustellung ihrer Macht zu schrecken und für Rom zu gewinnen. Als sie so um einer geringen Hoffnung willen sich in großes Unglück gestürzt hatten, da erst erkannten sie ihre Thorheit.

Fünf Jahre später schickten die Karthager Gesandte nach Rom, um über die Wiederherstellung des Friedens und die Auslösung der Gefangenen zu unterhandeln. Mit dieser Gesandtschaft schickten sie den Regulus, weil sie glaubten, daß er um seiner Tüchtigkeit und seines Ansehens willen von seinen Landsleuten alles erlangen könne; doch mußte er sich vorher durch einen Eid zur Rückkehr verpflichten, falls die Gesandtschaft ihren Zweck nicht erreiche. Da benahm sich Regulus durchaus wie ein karthagischer Unterthan; er ließ seine Frau nicht vor sich und betrat die Stadt nicht, obgleich er dazu aufgefordert wurde, so daß der Senat sich außerhalb der Stadt versammeln mußte, wie dies bei Verhandlungen mit feindlichen Gesandten Sitte war. Als Regulus hier in die Versammlung eingeführt war, sagte er: „Die Karthager haben uns zu euch geschickt, versammelte Väter, auch mich, der ich ja nach Kriegerrecht ihr Knecht geworden bin, um zunächst Frieden auf billige

Bedingungen, und wenn ihr das nicht wollt, wenigstens Austausch der Gefangenen zu erbitten.“ Nachdem er dies gesagt hatte, ging er mit den anderen Gesandten hinaus, um die Römer allein beraten zu lassen; auch dem Wunsche der Konsuln, daß er an den Beratungen teilnehme, kam er erst nach, als seine karthagischen Begleiter dies ausdrücklich gestatteten. Dann saß er schweigend da; doch als er um seine Meinung gefragt wurde, sprach er: „Ich bin einer von euch, versammelte Väter, und wenn ich tausendmal gefangen wäre. Mein Körper gehört zwar den Karthagern; doch mein Herz ist bei euch und kann durch nichts gehindert werden, römisch zu fühlen. Wenn ich auch als karthagischer Gefangener hierherkomme, so habe ich doch nicht durch meine Schuld, sondern in eifrigem Dienste Unglück erlitten. Darum bin ich noch immer ein Römer, und euer Interesse erwägend, glaube ich, daß ein Vertrag in keiner Weise euch nützen kann.“ Nachdem er dann die Gründe für seine Ansicht auseinandergesetzt hatte, fügte er hinzu: „Ich weiß sehr wohl, welches Schicksal mich bei den Karthagern erwartet, da ihnen nicht verborgen bleiben kann, was ich geraten habe. Dennoch glaube ich das allgemeine Beste meinem persönlichen Vortheile voranzusetzen zu müssen. Wenn man mich aber fragen sollte: warum entfliehst du nicht oder warum bleibst du nicht hier? so würde ich antworten, daß ich geschworen habe, zu ihnen zurückzukehren, und daß ich meinen Eid auch den Feinden halten werde, weil mein Eidbruch den ganzen Staat in meine Schuld verwickeln würde.“

Als aber trotz aller von Regulus vorgetragenen Gründe die Väter aus Teilnahme für ihn bereit schienen, auf den Frieden und den Austausch der Gefangenen einzugehen, wünschte Regulus doch zu verhindern, daß sie sich durch die Rücksicht auf seine Person bestimmen ließen. Deshalb gab er vor, er habe Gift genommen, durch welches ihm auf alle Fälle sicherer Tod bevorstehe. Als nun sowohl der Friede als auch der Austausch der Gefangenen verweigert wurden, wollte Regulus mit den anderen Gesandten abreisen; seine Gattin und seine Kinder aber suchten ihn zurückzuhalten, und die Konsuln erklärten, daß sie seine Abreise zwar nicht hindern, ihn aber auch nicht ausliefern würden, wenn er bliebe. Dennoch zog er es vor, seinen Eid zu halten, und kehrte zu den Karthagern zurück, die ihn, wie das Gerücht sagte, in grausamster Weise zu Tode marterten.

Vom Fortgange und Ende des Kampfes um Sicilien.

Als die Römer von denen, die aus dem großen Schiffsbruche bei Kamarina sich gerettet hatten, die Einzelheiten erfuhren, da empfanden sie freilich großen Schmerz darüber, wollten aber keineswegs nachgeben, sondern beschloßen, 220 ganz neue Schiffe zu bauen. Mit diesen und den achtzig geretteten Schiffen fuhren die Konsuln nach Sicilien und entrißen den Karthagern Panormos, die bedeutendste von den Städten, welche dieselben auf der Insel noch besetzt hielten. Schon im nächstfolgenden Sommer aber wurde die neue Flotte, als sie in verwegener Weise von Panormos aus mitten durch das Meer nach Rom fahren wollte, von einem so gewaltigen Sturme überfallen, daß sie mehr als 150 Schiffe verlor. Durch diese mehrmaligen großen Verluste sahen die Römer sich nun doch gezwungen, von der Ausrüstung einer neuen Flotte abzustehen und von nun an ihre Hoffnung allein auf die Landtruppen zu setzen. Nur um diesen die Lebensmittel zuzuführen, wurden 60 Schiffe in Bereitschaft gehalten.

Da die Römer also vom Meere gewichen waren, nahm der Krieg wieder einen für die Karthager günstigeren Verlauf. Uneingeschränkt beherrschten sie wieder das Meer, und auch zu ihrer Landmacht hatten sie großes Zutrauen, weil sie sahen, wie sehr die Römer sich vor den Elefanten fürchteten. Dies dauerte etwa zwei Jahre. Da gedachte der ²⁵⁰ karthagische Feldherr Hasdrubal einen großen Schlag zu thun und ^{v. Ghr.} rückte mit gewaltigen Streitkräften gegen Panormos. Um seine Kampflust noch mehr zu reizen, hielt der Consul Lucius Cæcilius Metellus die römischen Truppen innerhalb der Mauern zurück, bis die Karthager den Fluß vor der Stadt überschritten hatten. Dann erst schickte er die leichten Truppen gegen sie aus mit dem Befehle, wenn die Elefanten sich ihnen näherten, kräftig auf dieselben zu schießen, sobald sie aber ins Gedränge kämen, bis in den Graben zurückzueilten und von da aus ihre Geschosse gegen jeden Elefanten, der herankomme, zu schleudern. Zugleich befahl er den Handwerkern auf dem Markte, Pfeile herbeizuschaffen und sie draußen am Fuße der Mauer niederzulegen. Er selbst stellte die Legionen dem linken Flügel der Karthager gegenüber vor dem Thore auf und sandte von da aus den leichten Truppen immer mehr und mehr Hülfe zu.

Als die Lenker der Elefanten nun auf die Vorkämpfer eindrangen,

wichen diese dem Befehle gemäß bis in den Graben zurück. Von hier aus aber und von der Mauer wurden die Elefanten mit kräftig und dicht geworfenen Pfeilen, Wurfspeeren und Lanzen überschüttet, so daß sie, am ganzen Körper verwundet und mit Geschossen bedeckt, sich umwandten, gegen die Schlachtreihen ihres Heeres anrannten dieselben auseinandergerissen und alles unter die Füße traten, was ihnen in den Weg kam. Jetzt führte Cäcilius seine frischen, wohlgeordneten Truppen vor und griff mit ihnen die zerrütteten Glieder der Feinde von der Seite an. Viele wurden niedergemacht, die anderen flohen eilig davon. Zehn Elefanten fielen mit ihren indischen Lenkern in die Hände der Sieger; die übrigen, welche ihre Führer abgeworfen hatten, wurden nach der Schlacht von den Reitern umringt und gleichfalls gefangen.

Bei der Nachricht von diesem Siege war man in Rom hoch erfreut, weniger über den Verlust der Feinde als darüber, daß die Soldaten durch Befiegung der Elefanten ihr altes Selbstvertrauen wiedergewonnen hatten. In dieser Siegesfreude wurde beschlossen, die Konsuln aufs neue mit einer Flotte auszurüsten, um so den Krieg, der jetzt schon im vierzehnten Jahre geführt wurde, schneller beendigen zu können.

Als dann zweihundert Kriegsschiffe instandgesetzt waren, fuhren die Konsuln mit denselben nach Sicilien, um Lilybäon einzuschließen. Die Karthager aber ließen alle anderen Unternehmungen beiseite und waren einzig darauf bedacht, diese Stadt zu halten, da sie außer derselben auf Sicilien nur noch Drepana inne hatten, und da die Lage dieser Orte für diejenige Partei, welche sie im Besitz hatte, überaus vorteilhaft war.

Die Gestalt Siciliens ist nämlich die eines Dreiecks, und die drei Ecken desselben bilden Vorgebirge, von denen das nach Mittag gelegene und in das sicilische Meer vorspringende Pachynos heißt. Das nördliche, welches die Westseite der Meerenge bildet und etwa zwölf Stadien von Italien entfernt ist, wird Peloris genannt. Das dritte aber, Lilybäon mit Namen, ist nach Afrika hingewendet, und zwar gerade nach dem Vorsprunge zu, an dem Karthago liegt, etwa tausend Stadien davon entfernt; es liegt genau nach dem Untergang der Sonne zu und scheidet das sardinische und das afrikanische Meer. An diesem Vorgebirge liegt die ebenso genannte Stadt, die ganz außerordentlich fest ist sowohl durch ihre Mauern und einen ringsherum gezogenen tiefen Graben als auch durch ein aus dem Meere ins Land tretendes seichtes Gewässer, welches den einzigen Zugang zum Hafen bildet, aber nur von denen befahren werden kann, die es aus eigener Erfahrung genau kennen. Etwa 15 Milien von Lilybäon liegt Drepana, das einen vortrefflichen Hafen hat.

Das so stark befestigte Lilybäon, in dem sich außer seinen zahlreichem Einwohnern noch 10 000 Mietsoldaten befanden, war natürlich nicht leicht zu erobern, zumal die Karthager sowohl von Karthago wie von Drepana aus alles aufboten, um die Belagerten zu unterstützen. Es war schon im zweiten Jahre der Belagerung, als der neugewählte Konsul Publius Klaudius Pulcher, ein heißblütiger und leidenschaftlicher Mann, den Entschluß faßte, die Stellung vor Lilybäon zu verlassen und während der Nacht gegen Drepana zu steuern, um die dort unter dem Befehle Adherbals stehende karthagische Flotte zu überraschen und zu vernichten. Die Götterzeichen waren ungünstig. Da ließ der Konsul den Käfig mit den heiligen Hühnern in das Meer werfen, indem er spottend ausrief: „Wenn sie nicht fressen wollen, so mögen sie saufen!“ Er bestand also auf seinem Willen, und die Flotte fuhr in aller Stille, sich dicht am Ufer haltend, gegen Drepana. Die Karthager waren nicht wenig erstaunt, als sie bei Tagesanbruch die nahende römische Flotte erblickten. Doch hatte Adherbal noch Zeit, seine Maßregeln zu treffen. Während die Römer von der einen Seite den Hafen angriffen, fuhr er mit seinen Schiffen auf der anderen Seite hinaus auf die hohe See und griff von hier aus die römischen Schiffe an. So waren diese gezwungen umzuwenden und in der ungünstigsten Lage den Kampf anzunehmen. Denn da ein Teil von ihnen schon im Hafen, die anderen dicht am Lande und nahe bei einander waren, so konnten sie sich nicht ausbreiten und nicht frei bewegen, sondern stießen mit den Rudern zusammen und hinderten sich gegenseitig. So wurden sie völlig geschlagen. Nur mit 30 Schiffen entfloh der Konsul, während die übrigen 93 Schiffe seiner Flotte von den Karthagern genommen wurden, die meisten mit der ganzen Mannschaft; nur einige hatten ihre Schiffe an die Küste getrieben und waren zu Lande entkommen. Während derselben Zeit war des Klaudius Amtsgenosse Lucius Junius mit 80 Lastschiffen und einer Bedeckung von 180 Kriegsschiffen von Syrakus aufgebrochen, um den Belagerern Lebensmittel und Kriegsvorräte zuzuführen. Als er um das Vorgebirge Pachynos herum an die Südküste Siciliens gekommen war, wurde er von einem furchtbaren Sturme befallen, durch den er seine ganze Flotte verlor.

Mehr noch als durch die früheren Unglücksfälle wurden die Römer durch diese Wiederholung derselben gebeugt. Wieder wichen sie vom Meere. Auf dem Lande aber herrschten sie nach wie vor; auch die Belagerung von Lilybäon gaben sie nicht auf, sondern betrieben dieselbe, so eifrig sie konnten.

Der Konsul Junius, der nach seinem Schiffbruche zu dem Landheere zurückgekehrt war, bemühte sich etwas zu leisten und dadurch

seinen Unfall in Bergessenheit zu bringen. Durch Verrätereı gelang es ihm, sich des dicht bei Drepana gelegenen Berges Erx zu bemächtigen, der alle sicilischen Berge außer dem Utna an Höhe weit übertrifft. Sein Gipfel bildet eine Fläche, und auf derselben steht ein Tempel der eryknischen Venus, der an Reichthum und prachtvoller Einrichtung der berühmteste unter allen sicilischen Tempeln ist. Hart unter dem Gipfel liegt die Stadt Erx, die von allen Seiten her nur auf weiten und steilen Wegen zu erreichen ist.

Nicht lange nach diesen Begebenheiten ernannten die Karthager den Hamillkar, der den Beinamen Barlas, d. h. der Bliß, führte, zu ihrem Feldherrn über die Flotte und über die Truppen auf Sicilien. Dieser brach mit den Schiffen nach Italien auf, zog sich dann, nachdem er das Land der Lokrer und der Bruttier verwüstet hatte, in das Gebiet von Panormos und besetzte den Berg Herkte, der zwischen Erx und Panormos liegt, und sich dadurch auszeichnet, daß ein Heer sicher und lange auf ihm lagern kann. Denn er erhebt sich aus der ihn umgebenden Ebene zu ziemlich bedeutender Höhe und fällt nach allen Seiten steil ab, so daß er nur drei sehr beschwerliche Zugänge hat, zwei vom Lande und einen von der See, die durch geringe Befestigung leicht zu sperren sind. Außerdem ist auf der Höhe dieses Berges eine ebene Fläche von bedeutender Ausdehnung, die mit Feldfrüchten bebaut werden kann, auch von den kühlen Seewinden bestrichen wird und ganz ohne schädliche Tiere ist. Von dieser Fläche aus erhebt sich noch ein Hügel von so günstiger Lage, daß er als Burg und zugleich als Warte über das unten sich ausstreckende Land dienen kann. Auch beherrscht der Berg noch einen wasserreichen Hafen, der für die Fahrt von Lilybäon und Drepana nach Italien vortrefflich gelegen ist.

247
v. Chr.

Hier nahm Hamillkar sein Lager, indem er sich mit ungemeiner Kühnheit mitten zwischen die Feinde warf, und bereitete ihnen nicht geringe Kämpfe und Gefahren, obwohl ihm keine der benachbarten Städte ergeben war. Denn von da aus ging er zur See und verwüstete die Küste Italiens bis nach Kumä hin; dann aber kämpfte er auch zu Lande mit den Römern, die etwa 600 Schritt von ihm entfernt vor Panormos lagerten. Fast drei Jahre hindurch dauerte dieser Kampf. Endlich gelang es ihm sogar, die Stadt Erx einzunehmen, die zwischen dem Gipfel und dem römischen Lager am Fuße lag. So war die römische Besatzung auf dem Gipfel von den Karthagern eingeschlossen, die selbst auf allen Seiten von den Römern bedrängt wurden und überdies nur mit großer Mühe Lebensmittel und Kriegsbedarf herbeischaffen konnten, da sie nur einen einzigen Zugang zum Meere besaßen. Nachdem auch hier wieder beide Teile alle Künste der Belagerung, alle

Mittel der List und der Gewalt versucht und jede Art des Mangels erduldet hatten, standen sie doch zuletzt unbefiegt einander gegenüber wie Männer, die für Mühsal und Entbehrung unempfindlich geworden sind.

Fünf Jahre lang hatten die Römer versucht, den Krieg nur durch die Landmacht zu entscheiden, als sie endlich die Überzeugung gewannen, daß dies unmöglich sei, und deshalb den Entschluß faßten, von neuem eine Kriegsflotte zu bauen. Da der Staat aber durch die lange Dauer des Krieges so erschöpft war, daß er die hierzu nötigen Mittel nicht mehr besaß, so wurde die Ausführung dieses Beschlusses durch den hohen Sinn und die Opferwilligkeit der Vornehmen ermöglicht. Nach Verhältnis ihres Vermögens versprachen sie nämlich, je zwei oder je drei, manche auch für sich allein, einen ausgerüsteten Fünfruderer zu stellen unter der Bedingung, daß ihre Auslagen ihnen erstattet würden, wenn die neue Unternehmung zu glücklichem Ausgange des Krieges führe.

Auf diese Weise wurden in kurzer Zeit 200 Fünfruderer ausgerüstet, mit denen der Consul Gajus Lutatius Katulus im Anfang des Sommers nach Sicilien fuhr. Hier gelang es ihm, sich sogleich der Häfen von Lilybaeon und Drepana zu bemächtigen, da die ganze Kriegsflotte der Karthager nach Hause gesegelt war. Dann schloß er die Stadt Drepana auch zu Lande ein und bedrängte sie mit seinen Belagerungswerkzeugen. Zugleich aber stellte er Tag für Tag Übungen an, seine Mannschaft für die bevorstehende Seeschlacht tüchtig zu machen, weil er vorausah, daß die karthagische Flotte bald zurückkehren werde.

Und in der That eilten die Karthager, sobald sie die Nachricht von dem unvermuteten Erscheinen einer römischen Flotte erhielten, ihre Schiffe instandzusetzen, und ernannten den Hanno zum Befehlshaber derselben. Als dieser nach Sicilien hinüberfuhr, wurde er vom ²⁴¹ Katulus bei der Insel Augusta angegriffen und völlig geschlagen; 50 seiner Schiffe wurden in den Grund gebohrt, 70 wurden mit der ganzen Besatzung, an 10 000 Mann stark, von den Römern genommen.

v. Chr.

Nach dieser Niederlage sahen die Karthager sich außerstande, den Kampf um Sicilien noch länger fortzusetzen, zumal da die römische Flotte jetzt wieder das Meer beherrschte und sie hinderte, die Truppen auf dem Berge Eryx mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versehen. Sie gaben deshalb dem Hamilkar Barkas Vollmacht, mit den Römern zu unterhandeln, und dieser einigte sich mit dem Consul über folgenden Vertrag:

„Zwischen den Römern und Karthagern soll unter den folgenden

Bedingungen, wenn das römische Volk sie genehmigen wird, Freundschaft bestehen:

Die Karthager sollen ganz Sicilien räumen; gegen den Hieron, gegen die Syrakusaner und ihre Bundesgenossen sollen sie keinen Krieg führen. Alle Gefangenen sollen sie den Römern ohne Lösegeld zurückgeben. Innerhalb 20 Jahren sollen sie den Römern 2200 euböische Silbertalente zahlen.“

Als diese Bedingungen nach Rom gemeldet wurden, nahm das Volk sie nicht sogleich an, sondern schickte zehn Männer, um den Stand der Dinge zu untersuchen. Diese bestätigten nach ihrer Ankunft in Sicilien die Bedingungen zwar im ganzen, beschwerten aber die Karthager noch mehr, indem sie ihnen geboten, auch von allen Inseln zu weichen, die zwischen Italien und Sicilien liegen, und indem sie den Tribut um 1000 Talente erhöhten, die Zeit seiner Abtragung dagegen auf 10 Jahre herabsetzten.

Unter solchen Bedingungen und auf diese Weise endigte der zwischen den Römern und Karthagern um den Besitz von Sicilien 24 Jahre hindurch ununterbrochen geführte Krieg, in dem von beiden Seiten so große Anstrengungen gemacht und so große Flotten in den Kampf geführt wurden, wie nie zuvor gegen einander gefochten hatten. Während der Dauer dieses Krieges haben die Römer etwa 750 Schiffe verloren einschließlich dèrer, die durch Schiffbruch zu Grunde gegangen sind, die Karthager etwa 500. 264-241
v. Chr.

49.

Don Hannibal, Hamilcars Sohn.

Kaum war der Friede mit den Römern geschlossen, als die Karthager mit ihren Söldnern in einen Streit gerieten, der sehr gefährlich wurde, da sich bald die afrikanischen Unterthanen der Karthager den Aufständischen angeschlossen. Auch die Römer suchten die Bedrängnis der Karthager zu ihrem Vortheile auszunutzen, indem sie denselben die Inseln Sardinien und Korsika entrißen. 238
v. Chr.

Nach fast fünfjährigem Kampfe gelang es endlich der Tapferkeit und Gewandtheit des Hamilkar, den Krieg zu beendigen und die Karthager wieder zu Herren über ihre alten Unterthanen in Afrika zu machen. Der siegreiche Feldherr zog hierauf nach Spanien und eroberte in neunjährigen Kämpfen den südlichen und östlichen Teil dieses Landes, als dessen Hauptstadt er Neu-Karthago erbaute. Als er im Begriffe war, den Zug nach Spanien zu unternehmen, und sich eben anschickte, vor 238
v. Chr.

seiner Abfahrt den Göttern ein Opfer darzubringen, soll sein damals neunjähriger Sohn Hannibal, in kindlicher Weise schmeichelnd, gebeten haben, ihn mitzunehmen. Da soll ihn sein Vater an den Altar geführt und durch einen feierlichen Schwur, bei welchem der Knabe die Hand an das Opfer legen mußte, verpflichtet haben, niemals ein Freund der Römer zu werden.

Hamilkar selbst war tief betrübt über den unwürdigen Frieden mit den Römern wie über den Verlust von Sicilien und Sardinien; denn er fürchtete, daß Rom dereinst die Oberherrschaft auch über Karthago gewinnen möchte. Deshalb führte er bereits den Krieg in Afrika und Spanien in solcher Weise, daß man erkennen konnte, wie sein Geist schon mit einem noch größeren Kriege beschäftigt war. Nicht die Zwangung des Aufstandes in Afrika, nicht die Eroberung Spaniens war sein eigentliches Ziel, sondern der Kampf mit den Römern, zu dem er die Kräfte der Karthager von neuem stärken wollte, indem er ihnen in Spanien wiederzugewinnen suchte, was sie in Sicilien und Sardinien verloren hatten. Wenn er länger gelebt hätte, würden die Karthager schon unter seiner Anführung den Krieg nach Italien getragen haben, wie es später unter Hannibal geschehen ist. Durch seinen frühen Tod aber und durch die Jugend Hannibals wurde der Beginn des Krieges verzögert.

²²⁸⁻²²⁰
^{v. Chr.} Zwischen dem Vater und dem Sohne führte Hasdrubal, des Hamilkar Schwiegersohn, acht Jahre lang den Oberbefehl in Spanien. Während dieser Zeit gelang es seiner Gemandtheit und Geschicklichkeit, die Macht der Karthager dadurch zu vermehren, daß er mit den Fürsten und Völkerschaften Spaniens in freundschaftliche Verbindung trat. Da aber die Römer über diese große Ausbreitung der karthagischen Macht in Spanien besorgt wurden, so versprach er ihnen, seine Herrschaft nicht über den Ebro auszudehnen und die griechische Stadt Sagunt, welche in die Bundesgenossenschaft der Römer eingetreten war, nicht anzugreifen.

Während so die Karthager in Spanien ein neues Reich eroberten, gelang es auch den Römern, das Gebiet ihrer Herrschaft zu erweitern. In harten Kämpfen unterwarfen sie den größten Teil der gallischen Völkerschaften in Nord-Italien und verteilten zufolge eines vom Volkstribunen Gaius Flaminius eingebrachten Gesetzes weite Strecken des gallischen Gebietes an römische Ansiedler. Zugleich legten sie zur besseren Verbindung mit dem neu erworbenen Lande eine Kunststraße an, die von Rom bis Ariminum führte und die Flaminische Straße (via Flaminia) genannt wurde.

Als Hasdrubal von einem Spanier, der die Hinrichtung seines

Herrn an ihm rächen wollte, ermordet wurde, war es kaum zweifelhaft, daß Hannibal zu seinem Nachfolger würde ernannt werden. Denn die Wahl der Soldaten, die ihn sogleich in das Feldherrnzelt getragen und unter einstimmigem Beifall zum Feldherrn ausgerufen hatten, entsprach dem Wunsche des Volkes und wurde deshalb von demselben bestätigt, obgleich die Vornehmen unter Anführung des Hanno sich dem widersetzen, so eifrig sie konnten. 220
v. Chr.

Diese Zuneigung des Heeres hatte Hannibal anfangs dadurch erworben, daß er den alten Soldaten wie ein verzüngter Hamilkar erschien, da sie an der Lebhaftigkeit seiner Mienen, am Feuer seiner Augen und an den Zügen seines Gesichtes in ihm das treue Abbild des Vaters erkannten. Bald aber brachte er es dahin, daß die Ähnlichkeit mit seinem Vater nur die geringste Empfehlung für ihn war. Denn kein anderer war so wie er in gleicher Weise geschickt zum Gehorchen wie zum Befehlen, und es ist schwer zu sagen, ob er dem Feldherrn, oder dem Heere lieber war. Unternehmungen, die Mut und Entschlossenheit erforderten, übertrug Hasdrubal keinem anderen so gern wie ihm; unter keinem anderen Führer gingen die Soldaten so vertrauensvoll und so mutig in den Kampf. Mit der größten Kühnheit im Unternehmen gefahrvoller Dinge, verband er die größte Besonnenheit mitten in der Gefahr. Keine Beschwerde vermochte seinen Körper zu ermüden noch seinen Geist zu bestiegen; in Hitze und Kälte zeigte er dieselbe Ausdauer; im Essen und Trinken folgte er nur dem natürlichen Bedürfnisse, nicht dem Vergnügen. Zum Wachen und zum Schlafen waren Tag und Nacht ihm gleich; die Zeit, welche ihm von den Geschäften übrig blieb, wurde der Ruhe gegönnt, für die er weder eines weichen Lagers noch der Stille bedurfte; denn oftmals sah man ihn, nur mit einem Soldatenmantel zugedeckt, bei den Posten oder bei den Feldwachen auf der Erde liegen. In seiner Kleidung unterschied er sich nicht von seinen Altersgenossen, nur Waffen und Pferde zeichneten ihn aus. Zu Pferde und zu Fuß war er bei weitem der beste Soldat, der zuerst in den Kampf ging, zuletzt denselben verließ.

Sobald er zum Feldherrn ernannt war, beschloß er Sagunt anzugreifen, um nicht, wenn er zögere, durch ein ungünstiges Geschick am Kriege gegen Rom gehindert zu werden wie Hamilkar und Hasdrubal. Da er aber einen Vorwand zum Angriff haben wollte, suchte er zunächst die Saguntiner in Streit mit ihren Grenznachbarn zu verwickeln. Die Saguntiner erkannten, worauf es abgesehen war, und hielten die Römer, sie in dem unzweifelhaft drohenden Kriege zu unterstützen. Der Senat beschloß hierauf, Gesandte nach Spanien zu schicken, welche die Lage der Bundesgenossen untersuchen und, wenn sie genügende Veranlassung

dazu fänden, den Hannibal auffordern sollten, die Saguntiner als Bundesgenossen der Römer in Frieden zu lassen. Wenn sie es für nötig hielten, sollten sie auch nach Karthago übersehen und daselbst die Klage der Bundesgenossen vorbringen. Als dies beschlossen, die Gesandtschaft aber noch nicht abgereist war, kam früher, als irgend jemand erwartet hatte, die Nachricht an, daß Sagunt schon belagert werde. Nun wurde die Sache aufs neue vor die Väter gebracht, von denen einige meinten, man müsse die Konsuln sogleich nach Afrika und Spanien senden, um den Krieg zu Lande und zur See zu beginnen. Andere wollten nur gegen Spanien und Hannibal Krieg führen, während noch andere vorschlugen, zuerst die Gesandten abzuschicken und ihre Rückkehr zu erwarten, da man sich in einen so wichtigen Handel nicht unbesonnen einlassen dürfe. Diese Ansicht gewann die Oberhand, und eilends sollten die Gesandten nach Sagunt zum Hannibal, und falls er dem Kriege nicht Einhalt thäte, weiter nach Karthago gehen, um die Auslieferung des Führers als Sühne für den Bundesbruch zu fordern.

²¹⁹
2. Gr. Während die Römer in dieser Weise berieten, wurde Sagunt bereits mit aller Kraft bestürmt, verteidigte sich aber sehr hartnäckig. Als nun die römischen Gesandten in Spanien ankamen, schickte ihnen Hannibal Boten an das Meer entgegen und ließ ihnen sagen, es würde für sie nicht ohne Gefahr sein, wenn sie unter dem Waffenlärm so milder Völker sich bis zu ihm wagen wollten; auch habe er jetzt, im Augenblicke der Entscheidung nicht Zeit, Gesandtschaften zu empfangen. Es war klar, daß die nicht Vorgelassenen sogleich weiter nach Karthago gehen würden. Hannibal benachrichtigte deshalb durch Briefe und vorausseilende Boten die Häupter seiner Partei und forderte sie auf, ihre Freunde vorzubereiten, damit es der Gegenpartei nicht gelänge, sich den Römern gefällig zu zeigen.

Daher war auch diese Reise der Gesandten, wenngleich sie in Karthago vorgelassen und angehört wurden, von vornherein vergeblich und ohne Aussicht auf Erfolg. Hanno allein verteidigte das Bündnis gegen die Ansicht des Senates. Seines Ansehens wegen wurde er zwar mit tiefer Stille angehört, fand aber keinen Beifall. Bei den Göttern als den Richtern und Zeugen der Bündnisse beschwor er die Senatoren, sich um Sagunts willen nicht in einen Krieg mit Rom zu stürzen. Zeitig genug habe er sie gewarnt und ihnen geraten, keinen von Hamilkars Stamm an die Spitze des Heeres zu stellen. Weder der Schatten noch die Nachkommen dieses Mannes könnten Ruhe halten, und so lange vom Blute und Namen der Barkas noch einer übrig sei, so lange werde das Bündnis mit Rom immer verletzt werden. „Ihr aber habt einem Jünglinge den Oberbefehl gegeben, der von leidenschaftlicher

Begierde nach Herrschaft erfüllt ist und keinen anderen Weg sieht, sie zu erlangen, als wenn er, inmitten seiner Legionen lebend, Krieg an Krieg reihen kann. So habt ihr selbst die Flamme geschürt, die euch nun bedroht. Eure Heere umlagern jetzt Sagunt, obwohl es der Vertrag mit den Römern verbietet. Bald werden die römischen Legionen Karthago umlagern unter Anführung der Götter, die den Bundesbruch rächen. Gegen Karthago richtet Hannibal seine Sturmbücher und Türme, Karthagos Mauern erschütterte er mit dem Widder. Die Trümmer Sagunts — o, wäre ich doch ein falscher Prophet! — werden über unseren Häuptern zusammenstürzen; denn der mit den Saguntinern begonnene Krieg muß mit den Römern ausgefochten werden. Je milder sie auftreten, je zögernder sie zu den Waffen greifen, um so beharrlicher, fürchte ich, wird ihr Grimm sein, wenn sie den Krieg erst begonnen haben. Jetzt kommen ihre Gesandten, die euer trefflicher Feldherr nicht einmal in das Lager gelassen hat, von Bundesgenossen kommen sie für Bundesgenossen, um dem Bündnisse gemäß Genugthuung zu fordern. Damit unser Staat dem Unrechte fern bleibe, verlangen sie, daß der Urheber desselben ihnen ausgeliefert werde. Sollen wir also den Hannibal ausliefern? wird man fragen. Ich weiß, daß wegen meiner Feindschaft mit seinem Vater meine Ansicht in allem, was ihn betrifft, nur wenig Gewicht bei euch hat. Allein wie ich mich über des Hamilkar Tod nur deshalb gefreut habe, weil wir, wenn er noch lebte, schon längst Krieg mit den Römern hätten, so hasse und verabscheue ich diesen Jüngling als die Furie und Brandfackel dieses Krieges. Sicherlich muß man ihn wegen des Bundesbruches ausliefern; aber auch wenn ihn niemand verlangte, müßte man ihn wegbringen an die äußersten Enden des Meeres und der Erde, ihn an einen so fernen Ort verweisen, daß auch nicht einmal eine Kunde von ihm zu uns dringen könnte und daß es ihm unmöglich wäre, die Ruhe eines friedlichen Staates zu stören.“

Als Hanno zu Ende war, hatte niemand nötig, ihn zu widerlegen; denn fast der ganze Senat stand auf der Seite Hannibals, und man warf dem Hanno vor, daß er feindseliger gesprochen habe als Valerius Flaccus, der römische Gesandte. Infolge dessen wurde den Römern geantwortet, der Krieg sei von den Saguntinern veranlaßt, nicht von Hannibal; das römische Volk thue unrecht, wenn es seinem neuen Bunde mit den Saguntinern den Vorzug gebe vor dem alten Bündnisse mit den Karthagern.

Während so die Römer mit Absendung von Gesandtschaften die Zeit verloren, hatte die Belagerung Sagunts ihren Fortgang. Schon in den achten Monat wurde die Stadt bestürmt, da versuchten einige

Bürger mit Hannibal zu unterhandeln. Dieser aber verlangte, die Saguntiner sollten zuerst all ihr Gold und Silber ausliefern, dann, nur mit einem einzigen Rodee bekleidet, die Stadt verlassen und sich da niederlassen, wo er es ihnen befehlen würde. Statt aller Antwort auf diese Forderungen ließen die Häupter der Stadt alles Gold und Silber aus dem öffentlichen Schatze wie aus den Wohnungen der Bürger auf den Markt bringen und auf einen Scheiterhaufen legen, der zu diesem Zwecke errichtet worden war. Als dann die Punier über die Mauern stürmten, zündeten sie den Scheiterhaufen an und stürzten sich selbst hinein. Von den Bürgern aber warfen sich die einen dem Feinde entgegen, um im Kampfe den Tod zu finden, die anderen schlossen sich mit Weib und Kind in ihre Häuser ein und steckten dieselben in Brand.

Die Nachricht von Sagunts Untergang traf fast gleichzeitig mit der Rückkehr der nach Karthago geschickten Gesandten in Rom ein, und nun fühlten sich die Väter zugleich von Mitleid mit den so schmählich umgekommenen Bundesgenossen, von Scham, daß sie ihnen nicht geholfen hätten, von Zorn gegen die Karthager wie von großer Besorgnis wegen des drohenden furchtbaren Krieges erfüllt. Auf ihren Antrag beschloß das Gesamtvolk, daß dem karthagischen Volke der Krieg erklärt werde. Zum Zwecke desselben befahl der Senat die Aushebung von 24 000 Mann Fußvolk und 1800 Reitern aus den Römern, von 40 000 Mann Fußvolk und 4400 Reitern aus den Bundesgenossen sowie die Ausrüstung von 220 Fünfruderern und zwanzig kleinen Schnellseglern. Durch das Los wurde bestimmt, daß der Konsul Publius Kornelius Scipio gegen Hannibal nach Spanien ziehen, der Konsul Tiberius Sempronius aber von Sicilien aus nach Afrika übersetzen sollte. Zugleich wurde des Krieges wegen ein Betttag in der Stadt gehalten, um die Götter anzuflehen, daß der Krieg, den das römische Volk beschlossen, ein glückliches Ende nehme.

Damit aber alles in ordnungsmäßiger Weise geschähe, wurden Gesandte von ehrwürdigem Alter nach Afrika geschickt, um die Karthager zu befragen, ob Hannibal mit Zustimmung des Staates Sagunt belagert hätte, und um ihnen, wenn sie dies zugeständen, wie man erwartete, den Krieg zu erklären. Als die Römer nach ihrer Ankunft in Karthago vor den Senat geführt waren, stellte Quintus Fabius als Sprecher der Gesandten seinem Auftrage gemäß nur jene eine Frage. Da er aber eine lange, ausweichende Antwort erhielt, so faßte er seine Toga, daß sie einen Bausch bildete, und sagte: „Hier bringen wir euch Krieg und Frieden; nehmt, was ihr wollt!“ Auf diese Worte rief man ihm nicht minder trotzig zu, er solle geben, was er wolle. Und als er

nun die Toga gleichsam ausschüttete und sagte, so gebe er ihnen den Krieg, da antworteten alle, sie nähmen den Krieg an und würden ihn mit eben dem Mute führen, mit dem sie ihn angenommen hätten.

50.

Wie Hannibal über die Pyrenäen und über die Alpen ²¹⁸ nach Italien zog. _{v. Chr.}

I.

Nachdem die römischen Gesandten in Karthago den Krieg erklärt hatten, setzten sie von da nach Spanien über, um die Völkerschaften dieses Landes zum Eintritte in die römische Bundesgenossenschaft, oder doch zum Abfalle von den Karthagern zu bereeden. Von der ersten Völkerschaft, zu der sie kamen, wurden sie freundlich aufgenommen, weil dieselbe der karthagischen Oberherrschaft überdrüssig war. Von der zweiten aber bekamen sie die Antwort, sie möchten ihre Bundesgenossen da suchen, wo man von dem Unglücke der Saguntiner nichts wisse; den Völkern Spaniens würden die Trümmer von Sagunt eine Mahnung sein, sich auf römische Treue und Bundesgenossenschaft nicht zu verlassen. Diese Antwort wurde in ganz Spanien bekannt, und seitdem bekamen die römischen Gesandten von keiner spanischen Völkerschaft freundliche Worte mehr zu hören. Sie gingen deshalb, nachdem sie Spanien vergeblich bereist hatten, nach Gallien.

Hier bot sich ihnen ein ungewohnter und schrecklicher Anblick dar, weil die Gallier die Gewohnheit hatten, bewaffnet zur Volksversammlung zu kommen. Als die Gesandten in ihrer Rede den Ruhm und die Tapferkeit des römischen Volkes und die Größe ihres Reiches gepriesen hatten, baten sie die Gallier, den zum Kriege nach Italien ziehenden Karthagern den Marsch durch ihr Land und ihre Städte nicht zu gestatten. Da soll ein so großes Geschrei und Gelächter entstanden sein, daß die Jugend nur mit Mühe von den Vorstehern und von den älteren Männern zum Schweigen gebracht werden konnte. So thöricht und unverschämt schien den Galliern die Zumutung, daß sie den Krieg, um ihn von Italien fernzuhalten, sich selbst aufladen und zum Besten Fremder ihr eigenes Land der Verheerung preisgeben sollten. Als endlich der Lärm gestillt war, antwortete man den Gesandten, daß die Gallier zunächst keine Veranlassung hätten, die Römer zu unterstützen, weder aus Freundschaft zu ihnen noch aus Feindschaft gegen die Karthager. Eher könne das Gegentheil eintreten; denn sie hätten gehört,

daß Völker ihres Stammes den Römern Steuern zahlen und andere Unwürdigkeiten erdulden müßten, ja sogar aus Italien vertrieben würden. Ähnliche Antworten erhielten die Gesandten von allen gallischen Völkerschaften, zu denen sie kamen; nur in der griechischen Stadt Massalia fanden sie freundliche Aufnahme. Hier theilte man ihnen mit, daß die Gallier bereits von Hannibal gewonnen seien; doch würde dieses rohe und unbändige Volk auch gegen ihn nicht so freundlich sein, wenn er sich nicht bemühte, die Zuneigung der Großen durch Gold zu erwerben, nach welchem die Gallier überaus gierig wären.

Nachdem die Gesandten auf diese Weise Spanien und Gallien bereist hatten, kehrten sie nach Rom zurück. Schon vor ihrer Ankunft waren die Konsuln zu den Heeren abgegangen, und die Stadt befand sich durch die Aussicht auf den Krieg in großer Aufregung, zumal da man wußte, daß die Karthager bereits den Ebro überschritten hatten.

Hannibal war nämlich nach der Eroberung Sagunts in die Winterquartiere nach Neu-Karthago gegangen. Als er hier erfuhr, was in Rom und Karthago verhandelt und beschlossen war, glaubte er nicht länger säumen zu dürfen und ließ deshalb zunächst alles, was von der Beute noch übrig war, verteilen und verkaufen. Dann berief er die aus Spanien gebürtigen Soldaten seines Heeres zu einer Versammlung und sagte ihnen, da Spanien jetzt bezwungen und beruhigt sei, so beabsichtige er, sie zu Sieg und Beute in ein anderes Land zu führen. „Es steht euch also ein langer Dienst fern von der Heimat bevor, und es ist ungewiß, wann ihr eure Häuser und die Lieben, die ihr dort habt, wiedersehen werdet. Deshalb gebe ich jedem von euch, der die Seinigen besuchen will, hiermit Urlaub. Ich befehle euch aber, beim Beginne des Frühlings wieder hier zu sein, damit wir unter dem Beistande der Götter einen Krieg beginnen können, der uns mit Ruhm und Beute überhäufen wird.“ So ziemlich allen war die ihnen ohne ihre Bitte angebotene Erlaubnis, die Heimat besuchen zu dürfen, sehr angenehm, da sie sich bereits nach den Ihrigen sehnten und da sie wußten, daß ihnen eine lange Entfernung von denselben bevorstand. Zugleich gab ihnen diese Ruhe während des ganzen Winters Gelegenheit, sich von den bereits erduldeten Anstrengungen zu erholen, so daß sie den kommenden Mühen mit frischer Kraft entgegengingen. Sobald der Frühling begann, kehrten sie dem Befehle gemäß wieder zurück.

Als Hannibal die Hilfstruppen der verschiedenen Völkerschaften gemustert hatte, reiste er nach Gades, um daselbst ein Gelübde zu erfüllen, das er dem Herkules gethan hatte, und um ihm neue Versprechungen zu machen, für den Fall daß seine Unternehmungen gelängen. Seine Sorgen richteten sich ebenso auf die Abwehr wie auf den Angriff. Er

beschloß deshalb, Afrika durch eine starke Abteilung seines Heeres zu sichern, damit die Römer es nicht offen und wehrlos fänden, wenn sie etwa, während er selbst durch Spanien und Gallien nach Italien zöge, von Sicilien aus einen Angriff versuchten. Zum Ersatz ließ er Truppen aus Afrika kommen, vornehmlich leichtbewaffnete Schleuderer. So sollten Spanier in Afrika, Afrikaner in Spanien dienen, damit beide fern von der Heimat besser zum Kriegsdienste ausgebildet würden und gleichsam wechselseitig für einander Bürgschaft leisteten. Den Oberbefehl in Spanien übertrug er seinem Bruder Hasdrubal.

Nachdem Hannibal alle diese Anordnungen getroffen hatte, begab er sich von Gades nach Neu-Karthago zurück und schickte Leute voraus, welche die Alpenübergänge auskundschafteten und in allen Gauen, die das Heer durchziehen mußte, die Gallier durch Geschenke gewinnen sollten. Dann brach er selbst auf, führte sein Heer dem Ebro zu und überschritt denselben mit 90 000 Mann Fußvolk und 12 000 Reitern. Alle Völkerschaften zwischen dem Ebro und den Pyrenäen zwang er, sich ihm zu unterwerfen, und bekam damit die Pässe, welche Spanien und Gallien verbinden, in seine Gewalt. Zur Sicherung derselben ließ er in dieser Gegend den Hanno mit 10 000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern zurück.

Als jetzt der Zug über die Pyrenäen begann und das Gerücht, es gehe gegen die Römer, immer bestimmter auftrat, da verließen 3000 Karpetaner das Heer, weniger aus Furcht vor dem Kriege selbst als vor den Alpen, deren Höhe für unübersteiglich galt. Sie wieder zurückzurufen und, wenn sie dem Befehle nicht folgten, zum weiteren Dienste zu zwingen, hielt Hannibal für bedenklich, weil er dadurch leicht den Trotz auch anderer Soldaten wecken konnte. Deshalb stellte er sich, als habe er selbst die Karpetaner entlassen, und schickte noch 7000 Mann zurück, an denen er gleiche Unlust bemerkt hatte. Mit den übrigen Truppen ging er ohne weiteren Aufenthalt über das Gebirge, damit sie nicht gleichfalls die Lust verlören.

Jenseit der Pyrenäen sammelte sich inzwischen ein zahlreiches Heer aus den nächstwohnenden gallischen Völkerschaften, die gleichfalls unterworfen zu werden fürchteten. Hannibal ließ die Fürsten derselben zu einer Unterredung auffordern und erklärte ihnen, daß er nicht als Feind, sondern als Gastfreund nach Gallien gekommen sei und daß er sein Schwert nicht eher ziehen wolle, als bis er mit den Römern zusammentreffe. Durch diese Versicherungen und durch Geschenke gelang es ihm, die Fürsten zu gewinnen, so daß er ungehindert dem Rhone zu marschieren konnte.

Noch war nach Italien keine weitere Nachricht gelangt, als daß

Hannibal über den Ebro gegangen sei. Dennoch erhoben sich, gleich als hätte er schon die Alpen überschritten, zuerst die Bojer, dann auch noch andere von den gallischen Völkerschaften in Norditalien, die besonders darüber erbittert waren, daß die Römer erst kürzlich zwei neue Kolonien, Placentia und Kremona, im gallischen Gebiete am Po angelegt hatten. Als die Nachricht von diesem unerwarteten Aufstande in Rom einlief und die Väter den punischen Krieg noch durch einen gallischen erweitert sahen, sandten sie zwei von Prätores befehligte Heere gegen die Gallier, während der Konsul Scipio mit seinem Heere nach Massalia segelte und an der östlichen Mündung des Rhone, der vor seinem Einflusse in das Meer sich in mehrere Arme teilt, sein Lager aufschlug. Er glaubte nicht, daß Hannibal die Pyrenäen bereits überschritten habe; als er aber gar hörte, daß derselbe sich schon anschicke, über den Rhone zu gehen, da war er unschlüssig, wo er ihm entgegenzutreten solle, und sandte zunächst, während er der übrigen Mannschaft gestattete, sich von den Folgen der Seefahrt zu erholen, 300 erlesene Reiter aus, um Erkundigungen einzuziehen und den Feind zu beobachten.

Unterdes war Hannibal, der sich bei den übrigen Völkerschaften eine friedliche Aufnahme teils erzwungen, teils erkaufte hatte, in das Gebiet des mächtigen Stammes der Volken gekommen, die zu beiden Seiten des Rhone wohnen. Diese hatten alles bewegliche Eigentum über den Fluß geschafft und hielten das jenseitige Ufer desselben besetzt. Die übrigen Anwohner des Flusses aber brachten auf Hannibals Verlangen Schiffe und Rähne herbei, weil sie durch die karthagischen Geschenke gewonnen waren und weil sie von der übergroßen Zahl der Fremden möglichst bald befreit zu werden wünschten. Dazu wurden von den Galliern wie von den Soldaten Baumstämme ausgehöhlt und aus denselben neue Rähne gefertigt, indem man nur darauf sah, daß sie schwimmen und Lasten tragen könnten. Als dann alles zur Überfahrt bereit war, gab Hannibal dem Hanno, dem Sohne Bomilkars, den Befehl, mit einem Teile der Truppen einen Tagemarsch weiter stromaufwärts so unbemerkt als möglich über den Fluß zu setzen, in den Rücken der Gallier zu marschieren und sie dann anzugreifen, sobald das Hauptheer den Übergang beginne. Mit Hilfe gallischer Führer vollzog Hanno diesen Befehl und gab durch aufsteigenden Rauch das verabredete Zeichen, daß er dem Feinde nahe sei. Nun befahl auch Hannibal den Aufbruch. Die Spanier schwammen ohne große Zurüstungen über den Fluß, indem sie ihre Kleider in Schläuche steckten, ihre breiten Schilde auf die Schläuche und sich selbst auf die Schilde legten. Das übrige Fußvolk hielt die Rähne schon in Bereitschaft; die Reiter aber bestiegen

die Schiffe, auf welche auch ein Theil der Pferde gebracht wurde, mit Sattel und Zaum kampffertig ausgerüstet, damit die Reiter sich ihrer gleich bedienen könnten; die anderen wurden schwimmend von den Hinterteilen der Schiffe aus an Riemen nachgezogen. Diese Schiffe gingen weiter oben über den Fluß, um die Gewalt der Strömung zu schwächen, damit die weiter unterhalb übersehenden Rähne weniger davon zu leiden hätten. Am jenseitigen Ufer liefen die Gallier mit wildem Geheul und Gesange zusammen, hoben die Schilde in die Höhe und schlangen ihre Geschosse. Als Hanno indes ihr Lager stürmte und sie im Rücken angriff, versuchten sie zwar nach beiden Seiten hin Widerstand zu leisten, gerieten aber bald ins Gebränge, brachen durch, wo der Weg offen schien, und flohen zerstreut in ihre Dörfer. Hannibal, dem seit diesem leichten Siege die lärmenden Angriffe der Gallier wenig Sorge machten, schlug nun ein Lager auf und setzte den Rest seiner Truppen in aller Ruhe über; nur die Elefanten machten nicht geringe Schwierigkeit. Man verfertigte deshalb zwei Flöße, jedes 50 Fuß breit, das eine 100, das andere 200 Fuß lang. Das längere derselben wurde, damit es der Strom nicht forttreiben könne, mit starken Seilen am Ufer festgebunden und mit Erde beschüttet, so daß die Tiere es wie einen festen Boden ohne alle Scheu betraten und über dasselbe wie über eine Brücke auf das kleinere Floß gebracht werden konnten. Dann wurden die Seile, mit denen dieses an dem größeren nur leicht befestigt war, sogleich gelöst, und einige RuderSchiffe zogen es zum anderen Ufer hinüber. Auf diese Weise wurden nach und nach alle Elefanten übergesetzt. So lange sie wie auf einer festen Brücke gingen, zeigten sie nicht die mindeste Scheu; als das Floß aber abgelöst war und sie in die Mitte des Stromes führte, wurden sie sehr unruhig, drängten sich untereinander, und die zu äußerst stehenden zogen sich so weit als möglich vom Wasser zurück. Einige ganz unbändige stürzten in den Fluß, warfen ihre Führer ab, suchten die seichten Stellen und kamen glücklich an das Land.

Während die Elefanten übergesetzt wurden, hatte Hannibal 500 numidische Reiter ausgesandt, um Lage und Stärke des römischen Lagers zu erspähen. Da dieselben auf die 300 Reiter stießen, die von Scipio stromaufwärts geschickt waren, so kam es zwischen ihnen zu einem Gefechte, das von beiden Seiten mit äußerster Hartnäckigkeit geführt wurde und mit der Flucht der Numidier endete, nachdem die Römer an 160, die Numidier über 200 Mann verloren hatten.

Nach diesem Gefechte war Hannibal unschlüssig, ob er seinen Marsch nach Italien fortsetzen, oder sich zuvor mit dem römischen Heere schlagen solle. Von einem sofortigen Kampfe aber brachte ihn die An-

kunft der bojischen Gesandten und des Fürsten Magalus ab, die sich ihm als Wegweiser und Bundesgenossen anboten und ihm rieten, seine Kräfte vorher nicht zu schwächen und den Krieg erst in Italien zu beginnen.

II.

Die Soldaten fürchteten zwar den Feind, da die Erinnerung an den früheren Kampf mit den Römern noch nicht erloschen war; mehr aber schreckte sie der Marsch über die Alpen, die das Gerücht noch weit fürchterlicher schilderte, als sie in Wirklichkeit waren. Hannibal ließ deshalb, sobald er entschlossen war, seinen Weg fortzusetzen, das Heer zur Versammlung rufen und suchte durch Tadel und durch Ermahnung auf die Gemüther der Soldaten zu wirken, indem er sie an die vielen bereits von ihnen überstandenen Gefahren erinnerte und sie darauf hinwies, wie nahe sie jetzt den reichen Gefilden Italiens seien. Dann befahl er ihnen, sich zu pflegen und zum Marsche bereitzuhalten. Den folgenden Tag zog er am Ufer des Rhone aufwärts, nicht etwa weil dies der kürzeste Weg zu den Alpen gewesen wäre, sondern um sich weiter von dem römischen Heere zu entfernen.

Etwa drei Tage, nachdem Hannibal aufgebrochen war, langte der Consul Scipio mit seinem zum Kampfe bereiten, in Schlachtordnung marschierenden Heere bei dem Lager an. Da er dasselbe verlassen sah und es für sehr schwierig hielt, den Feind einzuholen, kehrte er an die Küste zu seinen Schiffen zurück. Denn unter diesen Umständen schien es ihm leichter und sicherer, den Karthagern bei ihrem Herabsteigen von den Alpen entgegenzutreten. Deshalb ging er selbst nach Genua, nahm aber nur einen kleinen Teil seiner Truppen mit, weil er glaubte, das bereits am Po stehende Heer werde zur Verteidigung Italiens genügen. Den größten Teil seines Heeres schickte er unter seinem Bruder Gnaeus Scipio nach Spanien gegen den Hasdrubal.

Inzwischen zog Hannibal den Rhone aufwärts bis dahin, wo der Fluß Jura in denselben einmündet. Hier wandte er sich nach rechts und rückte den Alpen näher. Bis an den Fuß derselben marschierte er meist durch Ebenen, ohne von den Einwohnern gehindert zu werden. Als jetzt die Soldaten das schon vom Gerüchte so fürchterlich geschilderte Gebirge wirklich erblickten, erregten die Höhe der Berge, die fast mit dem Himmel zusammenhängenden Schneemassen, die elenden Hütten und die schmutzigen, wilden Menschen immer von neuem ihr Entsetzen. Als sie die erste Bergkette hinanstiegen, sahen sie, daß die Höhen über ihnen von Eingeborenen besetzt waren. Ein offener Angriff auf dieselben war nicht gut auszuführen; Hannibal ließ deshalb Halt machen

und mitten unter den Felsen und Abgründen das Lager aufschlugen. Unterdes erfuhren die ihn begleitenden Gallier von ihren Landsleuten, daß die Bergbewohner nur bei Tage die Höhen besetzt hielten, während der Nacht sich aber in ihre Häuser zerstreuten. Daher wartete Hannibal, bis die Höhen verlassen wurden, und eilte dann, sie mit den leichten Truppen zu besetzen; mit Tagesanbruch setzte sich auch das übrige Heer in Bewegung.

Schon wollten die Bergbewohner auf das aus ihren Burgen gegebene Zeichen wieder auf ihre Posten eilen, als sie sahen, daß ein Teil der Feinde auf den Höhen stand, während das übrige Heer unten die Straße entlang zog. Anfangs stuzten sie, starr vor Staunen über die unerwartete Erscheinung. Da sie aber bemerkten, daß die Truppen durch die Enge des Passes in Verwirrung gerieten und daß die Pferde scheu wurden, so stürmten sie, an die unwegsamen Pfade gewohnt, auf allen Seiten von den Klippen herab. Jetzt hatten die Karthager zugleich mit den Feinden und mit den Schwierigkeiten des Passes zu kämpfen. Dabei entstand unter ihnen selbst heftiger Streit; denn jeder bemühte sich, so schnell als möglich aus der Gefahr zu kommen. Namentlich richteten die wild gewordenen Pferde großen Schaden an, rissen ganze Haufen von Menschen zu Boden und brachten den Troß in völlige Verwirrung. Viele von den Treibern der Zugtiere, auch manche von den Soldaten stürzten in die jähen Abgründe; Saumtiere mit ihren Lasten rollten laut krachend hinab. Obgleich dies gräßlich anzusehen war, so hielt Hannibal doch anfangs die Seinigen auf der Höhe zurück, um die Verwirrung nicht noch zu vermehren. Als er dann hinabstürmte, flohen die Feinde davon, und nun gelang es in kurzer Zeit, die Verwirrung zu beseitigen und das Heer glücklich durch den Paß zu führen. Darauf eroberte er die Hauptfestung dieser Gegend nebst den umliegenden kleinen Orten, in denen er so viel Mundvorrat und Vieh erbeutete, daß er sein Heer drei Tage lang davon erhielt. Während dieser drei Tage kam er ein tüchtiges Stück vorwärts, da er weder durch die erschreckten Bergbewohner noch durch die Gegend sonderlich gehindert wurde.

Bald kam er zu einem anderen, für eine Gebirgsgegend recht zahlreichen und wohl angestiedelten Volksstamme, der ihm nicht durch offenen Widerstand, sondern durch List und Hinterhalt große Gefahr bereitere. Die ältesten Oberhäupter der Bergstädte kamen ihm entgegen und sagten, das Unglück ihrer Nachbarn habe sie bestimmt, lieber die Freundschaft als die Macht der Karthager erproben zu wollen. Daher würden sie gern seine Befehle vollziehen. Er möge Wegweiser, Lebensmittel und als Bürgschaft für ihre Versprechungen Geiseln annehmen. Han-

nibal glaubte zwar, ihnen nicht ohne weiteres trauen zu dürfen; um sie aber nicht zu offenen Feinden zu machen, antwortete er ihnen freundlich und nahm die Geiseln sowie die an die Straße gebrachten Lebensmittel an. Ihren Wegweisern indes folgte er nur mit der größten Vorsicht, indem er ganz wie in Feindesland sein Heer stets schlagfertig hielt und die Reiterei mit den Elefanten vorausziehen ließ. Als das Heer nun einen Engpaß betreten hatte, auf dessen einer Seite sich eine hohe Bergwand erhob, brachen die Eingeborenen von allen Seiten aus dem Hinterhalte hervor, griffen von vorn und im Rücken, aus der Nähe und aus der Ferne an, indem sie zugleich ungeheure Felsstücke auf den Zug herabwälzten. Am stärksten drängte die Menschenmasse von hinten, und nur dadurch, daß sich der Nachtrab augenblicklich in bester Ordnung gegen sie wenden konnte, entging das Heer einer gänzlichen Niederlage. Auch so war die Gefahr nicht gering, da die Feinde von der Seite her die Mitte des Zuges durchbrachen und den Weg besetzten, so daß Hannibal die Nacht hindurch von der Reiterei und dem Gepäck getrennt war. Am folgenden Tage aber gelang es, die ganze Heeresmacht wieder zu vereinigen und den Engpaß, wenn auch nicht ohne Verlust, zu durchschreiten. Seitdem wagten die Bergbewohner nur noch in kleineren Haufen den Vortrab oder die Nachhut der Karthager anzugreifen. Nicht geringen Vorteil gewährten dabei die Elefanten, so schwer es auch war, sie über die abschüssigen Wege zu bringen; denn die Feinde, die den Anblick dieser Tiere nicht gewohnt waren, fürchteten sich, ihnen nahe zu kommen.

Am neunten Tage erreichte man die auf der Höhe des Gebirgskammes liegende Fläche, und zwar meist auf Umwegen und unwegsamem Pfaden, da der Zug von den Wegweisern absichtlich irreführt war und da man sich aus Mißtrauen gegen dieselben mehrfach auf gut Glück in Thäler gewagt hatte, aus denen der Weg nicht weiter führte. Zwei Tage lang wurde auf der Paßhöhe gerastet, um den durch die Beschwerden und Kämpfe ermüdeten Soldaten einige Ruhe zu gönnen. In dieser Zeit kamen auch einige von den herabgestürzten Saumtieren, die der Spur des Zuges gefolgt waren, wieder zum Lager.

Als man dann wieder aufbrach, vermehrte hoher, frisch gefallener Schnee — denn bereits nahte der Winter heran — die Schwierigkeiten, mit denen man schon bis dahin hatte kämpfen müssen. Mißmutig zogen deshalb die Soldaten weiter; Unlust und Verzweiflung sprachen aus aller Mienen. Da trat Hannibal an einer Stelle, wo sich eine weite Aussicht öffnete, vor die Fahnen, ließ Halt machen und zeigte den Soldaten die am Fuß der Alpen zu beiden Seiten des Po sich hinstreckenden Gefilde Italiens. Er versicherte ihnen, von nun an gehe der Weg

bergab, oder doch durch Ebenen, und bald würden sie den Lohn für ihre Ausdauer empfangen; denn nach einem, höchstens zwei Treffen würden sie die Hauptstadt Italiens in ihrer Gewalt haben.

Indes war der Weg bergab noch weit gefährlicher, als das Hinansteigen gewesen war, weil die Alpen auf der italischen Seite viel steiler sind als nach Gallien zu. Auf den jähem, engen, von Eis und Schnee schlüpfrigen Pfaden glitten Menschen und Tiere aus, und wer hinabstürzte, riß die Nächststehenden mit sich fort. An einer Stelle war durch einen Bergbruch ein fast senkrechter Abhang von 1000 Fuß Tiefe entstanden. Vergeblich suchte Hannibal das Heer auf einem Umwege weiterzuführen; er mußte sich entschließen, auf der Höhe ein Lager aufzuschlagen. Doch auch dies war nur mit großer Anstrengung zu ermöglichen; so viel Schnee mußte man losgraben und fortschaffen, um den Platz für das Lager zu reinigen. Während hier die Tiere vor Hunger fast umkamen, bahnten die Soldaten in viertägiger, fast ununterbrochener Arbeit einen Weg, der in mäßigen Krümmungen den steilen Abhang hinunterführte, so daß nicht nur Fußvolk und Reiterei, sondern auch die Lasttiere und Elefanten auf demselben hinabgehen konnten. Endlich kam man in mildere Gegenden, wo die Tiere auf die Weide getrieben werden konnten. Auch den erschöpften Menschen wurde hier eine dreitägige Rast gegeben.

Auf diese Weise erreichte Hannibal Italien, nachdem er die Alpen in funfzehn Tagen überschritten hatte. Kaum fünf Monate waren seit seinem Aufbruche von Neu-Karthago verflossen, und doch hatte er in diesem kurzen Zeitraume mehr als die Hälfte seines Heeres verloren.

51.

Von den Kämpfen am Ticinus und an der Trebia. ²¹⁸
v. Chr.

Als Hannibal in das Gebiet der Tauriner gelangt war, bedurfte sein Heer notwendig einer längeren Ruhe. Um so mehr eilte der Konsul Scipio, über den Po zu gehen und mit dem Feinde zu schlagen, noch ehe dieser sich erholt hätte. Schon die Nähe des Konsuls bewirkte, daß die Gallier nicht wagten, sich offen den Karthagern anzuschließen. Dadurch sah sich Hannibal genötigt, den Römern entgegenzutreten, um zu verhindern, daß sie noch weiter in das Gebiet der Gallier eindringen.

Als er erfuhr, daß das römische Heer am Ticinus angelangt und nicht mehr fern sei, rief er seine Soldaten zusammen und zeigte ihnen,

wie sie von zwei Meeren eingeschlossen seien, ohne daß ihnen auch nur ein einziges Schiff zu Gebote stehe. „Außerdem haben wir vor uns den Po, der größer und reizender ist als der Rhone; in unserm Rücken liegen die Alpen, die ihr kaum mit frischer, noch ungebrochener Kraft überschritten habt. Hier, Soldaten, wo wir zuerst an den Feind kommen, müssen wir siegen oder sterben.“ Dann erinnerte er sie an die eben überwundenen Beschwerden und an die zahlreichen Kämpfe, die sie selbst siegreich bestanden hätten, während der Glanz des römischen Namens schon vor Jahren erkämpft sei und nicht von den Soldaten, denen man jetzt gegenüberstehe. „Mit einem Heere von Neulingen werdet ihr fechten, das noch in diesem Sommer von den Galliern besiegt und eingeschlossen wurde, das seinem Feldherrn noch unbekannt ist und selbst den Feldherrn nicht kennt, der seinem eigentlichen Heere entlaufen ist. Wenn ihm jemand die Karthager und die Römer, beide ohne ihre Feldzeichen, vorführte, so bin ich überzeugt, er würde auch heute noch nicht wissen, bei welchem von beiden Heeren er Konsul ist. Wahrlich, Soldaten, in meinen Augen ist es keine Kleinigkeit, daß ich im Zelte meines Vaters erzogen und euer aller Schüler gewesen bin, ehe ich euer Feldherr wurde, daß unter euch nicht einer ist, vor dessen Augen ich nicht mehr als eine kriegerische That vollbracht habe und dem ich nicht ebenso als Augenzeuge seiner Tapferkeit alle seine Ehrenthaten aufzählen kann.“ Nun ließ er seine Blicke über das Heer schweifen und redete die Heeresteile einzeln an, die Veteranen, die Reiter aus den edelsten Völkern Afrikas, die treuen und tapferen Bundesgenossen aus Spanien, die Karthager, die in den Kampf gingen, um das Vaterland zu schützen und um zugleich höchst gerechte Rache zu nehmen. Er ermahnte sie, da sie doch nur zwischen Sieg und Tod zu wählen hätten, entweder zu siegen — oder, wenn das Glück anders entscheiden sollte, den Tod lieber in der Schlacht als auf der Flucht zu suchen. Zugleich aber verhiess er ihnen für den Fall des Sieges sicheren Lohn. Er wolle ihnen Ländereien geben in Italien, in Afrika oder in Spanien, jedem da, wo er es wünschen werde, und zwar abgabensfrei für den Empfänger wie für seine Kinder. Wer Geld dem Landbesitz vorziehe, den werde er mit Geld entschädigen. Wer das Bürgerrecht von Karthago erlangen wolle, dem werde er dazu verhelfen. Für diejenigen aber, die in ihre Heimat zurückkehren wollten, werde er so sorgen, daß sie mit keinem ihrer Landsleute würden tauschen mögen. Den Sklaven, die ihren Herren gefolgt waren, versprach er die Freiheit; für jeden von ihnen werde er dem Herrn zwei andere Sklaven geben. Zur Bekräftigung seiner Versprechungen ergriff er mit der Linken ein Lamm, mit der Rechten einen Kieselstein und betete zu Jupiter und

den anderen Göttern, wenn er sein Wort nicht halte, dann möchten sie ihn ebenso treffen, wie er selbst das Lamm treffen werde. Nach diesem Gebete zerschmetterte er mit dem Steine das Haupt des Tieres. Auf solche Weise angefeuert, antworteten die Soldaten mit lautem Zuruf und baten ihn, sie gegen den Feind zu führen.

Bei den Römern dagegen herrschte keineswegs solche Freudigkeit zum Kampfe, da sie, abgesehen von anderen Ursachen, auch durch ungünstige Vorzeichen geschreckt waren. Erstens war nämlich ein Wolf in das Lager gelaufen, hatte die ihm Begegnenden zerfleischt und war unverfehrt entkommen. Ferner hatte ein Bienenschwarm sich auf einem Baume niedergelassen, der dicht am Feldherrnzelte stand.

Um dieser Zeichen willen hatte Scipio Sühnopfer angestellt; dann war er mit der Reiterei und den leichtbewaffneten Schleuderern aufgebrochen, um das Lager und die Stärke des Feindes in der Nähe zu beobachten. Dabei stieß er auf Hannibal, der gleichfalls mit der Reiterei auf Kundtschaft ausgezogen war. Beide Züge machten Halt und schickten sich zum Treffen an, sobald sie an den sich erhebenden Staubwolken erkannten, daß der Feind herannah. Scipio stellte die Schleuderer und die gallischen Reiter voran, die Römer und die übrigen Bundesgenossen in den Rückhalt. Hannibal nahm die Reiter, welche gezäumte Pferde hatten, in die Mitte und verteilte die Numidier auf beide Seiten.

Kaum war das Kampfgeschrei erhoben, so flohen die Schleuderer schon zu ihrem Rückhalte; der Kampf zwischen den Reitern aber schwankte eine Zeit lang, bis die Numidier, die auf den Flügeln standen, herumschwankten und sich im Rücken der Römer zeigten. Jetzt gerieten die Römer in Verwirrung; ja diese vermehrte sich noch, als der Consul verwundet wurde und in die größte Gefahr kam, aus der ihn nur die rasche Dazwischenkunft seines jungen Sohnes befreite. Schon eilten die Schleuderer in voller Flucht davon, da nahmen die Reiter den Consul in ihre Mitte und zogen sich in geschlossener Ordnung nach dem Lager zurück.

Dies war das erste Treffen mit Hannibal; durch dasselbe erkannte man, daß die Karthager an Reiterei stärker waren als die Römer und daß deswegen weite Ebenen, wie die zwischen den Alpen und dem Po, zum Kampfe gegen sie nicht geeignet waren. Darum ließ Scipio in der nächsten Nacht das Lager am Ticinus abbrechen und eilte zum Po, um sein Heer vermittelst der Schiffbrücke, die er über denselben geschlagen hatte, ohne Unordnung und Verfolgung überzusetzen. So kamen sie nach Placentia, noch ehe Hannibal mit Sicherheit wußte, daß sie vom Ticinus abgezogen waren. Doch fielen an 600 Säumige, welche die Schiffbrücke nicht schnell genug abbrachen, in seine Hände. Über

die Brücke aber konnte er nicht mehr gehen, da sie an beiden Enden abgelöst war und infolge dessen vom Strome fortgetrieben wurde. Er mußte also einige Tage warten, bis eine neue Schiffsbrücke geschlagen war, und empfing währenddessen die Gesandtschaften der Gallier. Dann ging er über den Po und nahm sein Lager sechs Milien von Placentia; schon am Tage darauf aber stellte er sein Heer im Angesichte des Feindes auf, um demselben eine Schlacht anzubieten.

Scipio nahm dieselbe nicht an und hielt sich auch in Placentia noch nicht für sicher, zumal er den Abfall seiner gallischen Hilfstruppen befürchten mußte. Schon in der zweiten Nacht nach Hannibals Ankunft gingen mehr als 2000 derselben zu ihm über, nachdem sie vorher die römischen Wachen niedergestoßen hatten. Scipio brach deshalb trotz der Beschwerden, die seine Wunde verursachte, in der Stille der Nacht auf und führte sein Heer an die Trebia. Hier verschanzte er sich in einer hügeligen, vor der Reiterei des Feindes geschützten Gegend, um so zunächst seinen Amtsgenossen Sempronius zu erwarten, dem der Senat bereits befohlen hatte, sein Heer von Sicilien nach dem Norden zu führen. Nicht weit von den Römern schlug Hannibal sein Lager auf, nachdem es ihm noch gelungen war, die in Klastidium aufgespeicherten Getreidevorräte des römischen Heeres in seine Gewalt zu bekommen.

Auch als Sempronius im Lager an der Trebia angelangt war, wünschte Scipio noch immer den Krieg in die Länge zu ziehen, während jener schlagen wollte, ehe sein Amtsjahr zu Ende wäre und ein anderer Konsul an seine Stelle träte. Er sandte deshalb seine Reiterei aus, um die Dörfer der den Römern treu gebliebenen Gallier gegen die Verwüstungen der karthagischen Truppen zu schützen. Als es ihm nun gelang, die zerstreuten und ungeordneten Feinde unvermutet zu überfallen und mit Verlust zurückzutreiben, da war er stolz auf diesen Sieg und wollte noch weniger als zuvor von einem Aufschub des Kampfes hören.

Von dieser Stimmung der Konsuln wurde Hannibal durch die im römischen Heere dienenden Gallier unterrichtet und suchte deshalb den Sempronius noch mehr zu reizen. An einem rauhen Morgen, wenige Tage nach jenem Reitergefechte befahl er schon bei Tagesanbruch den Numidiern, über die Trebia zu setzen und die feindlichen Vorposten anzugreifen, sich aber langsam über den Fluß zurückzuziehen, sobald das Gefecht begonnen habe. Den übrigen Reitern und dem gesamten Fußvolke gab er den Befehl, vor den Zelten Feuer anzumachen, das Frühstück zu verzehren und sich dann des Zeichens zur Schlacht gewärtig zu halten. Zugleich ließ er Öl austeilen, mit dem die Soldaten sich einreiben sollten, um die Glieder geschmeidig zu machen.

Dem Sempronius kam dieser Angriff sehr erwünscht. Er ließ deshalb gegen die Numidier zuerst die ganze Reiterei, auf die er ihres neu-lichen Sieges wegen besonders stolz war, dann 6000 Mann Fußvolt, zuletzt das ganze Heer ausrücken, und als die Numidier sich langsam zurückzogen, folgten ihnen die Römer durch den Fluß. Es war aber um die Zeit des kürzesten Tages, und es schneite. Dazu waren die Soldaten bei dem eiligen Angriffe der Numidier ausgerückt, ohne vorher Speise zu sich zu nehmen und ohne sich gegen die Kälte vorzusehen. Sie litten deshalb gleich im Anfange sehr von derselben, noch mehr aber als sie durch das Wasser gingen, das den Fußsoldaten bis an die Brust reichte. Ihre Glieder erstarrten, und vor Ermattung und Hunger vermochten sie kaum die Waffen zu halten. So stießen sie auf die Schlachtordnung Hannibals, der die Balearen und die anderen Leichtbewaffneten, etwa 8000 Mann, an die Spitze und hinter sie das schwerbewaffnete Fußvolt, den Kern und die Hauptstärke seines Heeres gestellt hatte, während seine 10 000 Reiter und die Elefanten auf beide Flügel verteilt wurden. Als nun der Consul sah, daß die Numidier plötzlich standhielten und sogar die ohne Ordnung verfolgenden römischen Reiter aufs neue angriffen, gab er ihnen das Zeichen zum Rückzuge und stellte sie zu beiden Seiten seines Fußvolkes auf. Sein Heer zählte im ganzen 18 000 Römer und 20 000 latinische Bundesgenossen. Dazu hatte er Hülfstruppen von den Genomanen, dem einzigen noch treu gebliebenen gallischen Volke.

Die Balearen begannen den Kampf, wurden aber bald zurückgeworfen, während die nur 4000 Mann starke römische Reiterei von den karthagischen Reitern und von den Elefanten arg bedrängt wurde. Der Kampf des Fußvolkes schwankte eine Zeit lang. Selbst als die Reiterei der Römer zurückgeschlagen war und ihr Fußvolt nun auch von den Elefanten und von den aufs neue vorgehenden Balearen angegriffen wurde, selbst als Mago, Hannibals jüngster Bruder, mit einer erlesenen Reiterfchar ihm in den Rücken fiel, stand es noch immer unbeweglich, trotz so vielfacher Nachteile, trotz Hunger und Kälte. Den Leichtbewaffneten gelang es sogar, die Elefanten durch die Menge der auf sie geschleuderten Wurfspeie zurückzutreiben. Sie setzten denselben nach und stachen die Tiere von hinten unter die Schwänze, wo ihre Haut weich und leicht zu verwunden ist. Da befahl Hannibal, alle Elefanten gegen die auf dem linken Flügel stehenden Genomanen zu treiben. Diese flohen, und nun wurden die Römer eingeschlossen und von allen Seiten zugleich angegriffen. Etwa 10 000 von ihnen durchbrachen in heißem Kampfe die karthagische Schlachtordnung und marschierten dann geraden Weges nach Placentia. Noch einige Haufen versuchten ihnen zu folgen;

auch dem Konsul gelang es sich durchzuschlagen. Die meisten aber wurden entweder von dem Flusse verschlungen, oder von den Feinden eingeholt; nur ein kleiner Teil erreichte das Lager. Auch die Karthager hatten ungeheure Verluste. Als sie nach der Schlacht in ihr Lager zurückkehrten, waren sie fast erstarrt vor Frost, so daß sie die Freude des Sieges kaum empfanden. Infolge der Kälte und des mit Schnee gemischten Regens brachen Krankheiten unter ihnen aus, denen viele Menschen und Lasttiere, sowie fast alle Elefanten erlagen.

Die Erschöpfung der Karthager machte es dem Konsul Scipio möglich, in der auf die Schlacht folgenden Nacht mit dem Reste des Heeres ungehindert das Lager zu verlassen und nach Placentia zu marschieren. Von hier führte er einen Teil der Truppen nach Kremona, weil eine Kolonie zu sehr beschwert worden wäre, wenn das ganze Heer daselbst Winterquartiere genommen hätte.

52.

217
v. Chr.

Von der Schlacht am trasimenischen See.

Für das folgende Jahr wurden in Rom Gnäus Servilius und Gajus Flaminius zu Konsuln gewählt. Der erstere gehörte einer alten, vornehmen Familie an, und schon viele seiner Vorfahren hatten die höchsten Ehrenämter im Staate verwaltet; Flaminius dagegen hatte seine hohe Stellung allein durch eigene Kraft erlangt. Den Vätern war er sehr verhaßt, da er ihnen als Volkstribun und während seines ersten Konsulates sehr scharf entgegengetreten war, besonders aber, weil hauptsächlich unter seinem Einflusse ein Gesetz zustande gekommen war, das den Senatoren und allen Söhnen derselben untersagte, Seeschiffe von mehr als 300 Amphoren zu besitzen. Schiffe von dieser Größe reichten nämlich aus, um Getreide und Früchte von den Landgütern in die Städte zu schaffen, aber nicht, um gewinnbringenden Handel zu treiben, was eben durch dies Gesetz den senatorischen Familien verboten werden sollte. In hohem Grade aber besaß Flaminius die Gunst der Menge sowohl wegen seines Auftretens gegen die Väter, als wegen der

232
v. Chr.

großen Ackerverteilung, die er als Volkstribun im 522. Jahre der Stadt beantragt und durchgesetzt hatte. Beide Konsuln gingen nun nach Norden, um die Wege zu besetzen, die aus dem nördlichen in das mittlere Italien führen. Servilius nahm sein Lager bei Ariminum, Fla-

minius bei Arretium.

Da auf diese Weise die bequemen Wege verlegt waren, ging Han-

nibal im Beginne des Frühlings westlich von der Stellung des Flaminius über den Apennin und durch die vom Arno überschwemmten Sumpflandschaften. Das Heer der Karthager war inzwischen durch den Zulauf der Gallier, von denen sich ihnen über 60 000 angeschlossen haben sollen, sehr verstärkt worden; doch waren diese gallischen Hülfstruppen nicht sehr zuverlässig. Hannibal nahm sie deshalb in die Mitte des Zuges, indem er die Spanier und Afrikaner vorausgehen und die Reiterei erst hinter den Galliern folgen ließ, vornehmlich um die Gallier beisammen zu halten, wenn sie etwa aus Widerwillen gegen die Beschwerden und gegen die Länge des Weges sich zerstreuen oder zurückbleiben würden, da dies Volk zu weichlich ist, um dergleichen Anstrengungen zu ertragen. Die vordersten folgten ihren Fahnen, wohin dieselben auch getragen wurden, wenn sie gleich in dem bodenlosen Schlamm fast versanken und nur mit Mühe vorwärts kamen. Die Gallier aber vermochten sich kaum aufrecht zu erhalten und noch weniger wieder aufzustehen, wenn sie einmal gefallen waren, so daß viele von ihnen verzweiflungsvoll liegen blieben und mitten unter den gefallenen Lasttieren starben. Am meisten entkräftete sie das beständige Wachen, das sie vier Tage und drei Nächte lang aushalten mußten. Da in der alles bedeckenden Flut keine trockene Stelle zu finden war, wo sie ihre müden Leiber hätten hinstretchen können, so häuften viele im Wasser die Gepäcksstücke aufeinander und legten sich oben auf dieselben. Auch die auf dem ganzen Wege zerstreut liegenden Körper der gefallenen Tiere gewährten manchem für kurze Zeit ein notdürftiges Lager. Hannibal selbst litt infolge der unbeständigen, zwischen Hitze und Kälte wechselnden Frühlingswitterung an einer Augenkrankheit und ritt deshalb auf dem einzigen noch übrigen Elefanten, um höher über dem Wasser zu sein. Dennoch griffen das anstrengende Wachen, die Nachtdünste und die Sumpfluft seinen Kopf so an, daß er auf dem einen Auge blind wurde.

Als er endlich nach schrecklichem Verluste an Menschen und Tieren wieder aus den Sümpfen heraus und in die fruchtbaren, üppigen etruskischen Gefilde zwischen Fäsulä und Arretium gekommen war, suchte er den Konsul Flaminius auf alle Weise herauszufordern und zu raschem Handeln zu reizen. Denn er wußte sehr wohl, wie kühn und stolz der Konsul war, dessen Unternehmungen im Frieden und im Kriege stets vom glücklichsten Erfolge gekrönt worden waren. Deshalb ließ Hannibal den Feind zur Linken und zog plündernd mitten durch Etrurien, so daß der Konsul der Verwüstung und dem Brande der Ortschaften aus der Ferne zusehen mußte. Auch einem ruhigen Feinde gegenüber wäre Flaminius nicht ruhig geblieben; jetzt vollends, da er

sah, wie fast vor seinen Augen die Habe der Bundesgenossen geplündert und fortgeschleppt wurde, hielt er es für einen Schimpf, daß die Karthager, ohne Widerstand zu finden, schon die Mitte Italiens durchschwärmten. Im Kriegsrate aber waren alle anderen der Ansicht, man müsse den wahren Vorteil der scheinbaren Ehre vorziehen und deshalb den Anmarsch des anderen Konsuls erwarten, um mit vereinigtem Heere den Krieg führen zu können. Bis dahin dürfe man den Streif- und Plünderungszügen des Feindes nur mit der Reiterei und den leichten Truppen entgegentreten. Da stürzte Flaminius in vollem Zorne aus dem Kriegsrate und befahl, zugleich das Zeichen zum Aufbruche und zur Schlacht zu geben. „Wahrhaftig,“ rief er, „hier vor den Mauern von Arretium müssen wir sitzen bleiben; hier sind ja unser Vaterland und unsere Penaten! Mag Hannibal unseren Händen entschlüpfen, mag er hinziehen und Italien verwüsten, mag er, alles verheeren und niederbrennen, ja bis vor die Mauern Roms ziehen — wir regen uns nicht von der Stelle, ehe nicht die Väter, wie einst den Kamillus von Veji, so den Gajus Flaminius von Arretium rufen lassen.“ In solcher Weise laut höhrend und scheltend, befahl er, schleunigst die Fahnen aus der Erde zu reißen, und schwang sich zugleich selbst auf sein Pferd. Dieses aber stürzte, so daß der Konsul über den Kopf desselben zur Erde fiel. Noch waren alle über dies gräßliche Vorzeichen, mit dem der Ausmarsch begann, entsetzt, als ein zweites Schrecknis gemeldet wurde: eine Fahne lasse sich trotz aller vom Fahnenträger angewandten Kraft nicht aus der Erde ziehen. Da herrschte Flaminius den Boten an: „Bringst du vielleicht auch einen Brief vom Senate, der mir den Kampf verbietet? Geh, sag ihnen, sie sollen die Fahne herausgraben, wenn die Furcht ihre Hände so gelähmt hat, daß sie dieselbe nicht herausreißen können!“ So begann der Aufbruch, obgleich die Führer nicht nur im Kriegsrate denselben widerraten hatten, sondern jetzt auch noch durch die beiden ungünstigen Vorzeichen erschreckt waren. Der gemeine Soldat dagegen, der mehr auf die Zuversicht seines Feldherrn als auf die Gründe zu derselben sah, hatte seine Freude an dem lecken Mute des Konsuls.

Hannibal übte inzwischen in den Landstrichen, die er durchzog, alle Greuel des Krieges aus, um den nachrückenden Feind zu immer größerer Wut zu reizen. So kam er in die wie zu einem Hinterhalte geschaffene Gegend, wo der trasimenische See dicht an die Berge von Kortona herantritt. Nur ein schmaler Weg führt an dem See entlang; weiterhin öffnet sich etwas breiteres Feld, hinter welchem sich wieder Hügel erheben. Auf diesen nahm Hannibal an sichtbarer Stelle mit den Afrikanern und Spaniern sein Lager; die Balearen und die anderen Leichtbewaffneten verteilte er auf den Bergen; die Reiterei mußte sich hinter

den Hügeln am Eingange des Passes verdeckt aufstellen, damit sie den Römern in den Rücken fallen könnte, sobald dieselben in die Enge eingedrückt und auf der einen Seite vom See, auf der anderen von den Bergen eingeschlossen wären.

Bei Sonnenuntergang kam Flaminius mit seinem Heere an den See und führte es am folgenden Morgen, ohne vorher Kundtschaft einzuziehen, noch in der Dämmerung durch den Paß. Als seine Truppen eben anfangen, sich in dem offenen Felde etwas auszubreiten, erblickte er die Feinde, doch nur die vor ihm stehenden; der Hinterhalt im Rücken und über seinem Kopfe entging ihm gänzlich. Jetzt sah Hannibal erreicht, was er gewünscht hatte, daß nämlich der Feind vom See, von den Bergen und von seinen Truppen eingeschlossen und umringt war. Er gab deshalb allen zugleich das Zeichen zu gleichzeitigem Angriff. Ringsum ertönte das Kampfgeschrei, und ehe noch die Römer in dem Nebel, der das Thal bedeckte, erkennen konnten, daß sie umzingelt waren, ehe sie ihre Schlachtordnung aufstellen, sich kampffertig machen und die Schwerter ziehen konnten, waren sie schon von vorn, auf der Seite und im Rücken angegriffen.

In der allgemeinen Bestürzung verlor der Consul nicht die Fassung und gab den in Unordnung geratenen Gliedern die Haltung wieder, so gut Zeit und Ort es gestatteten. Wo er nur herankommen und gehört werden konnte, sprach er Mut ein und hieß die Soldaten standhalten und kämpfen. Denn nicht durch Gelübde oder Anrufen der Götter, sagte er, sondern nur durch Kraft und Tapferkeit sei hier Rettung möglich. Mitten durch die Reihen der Feinde bahnte das Schwert sich den Weg, und je geringer die Furcht, um so geringer pflege auch die Gefahr zu sein. Doch bei dem Lärm und Getöse konnte man keinen Rat und keinen Befehl vernehmen. Weit entfernt, auf seine Fahne, seine Reihe oder seinen Platz zu achten, hatte der Soldat kaum Besinnung genug, um zu den Waffen zu greifen und sie zum Kampfe instandzusetzen, so daß viele niedergemacht wurden, weil ihre Waffen sie mehr beschwerten als schützten. Auch der dichte Nebel hinderte die Herstellung der Ordnung. Hier konnten Fliehende nicht weiter, weil sie auf einen Haufen Kämpfender stießen, dort riß ein Schwarm von Fliehenden die zum Kampfe Zurückkehrenden mit sich fort. Als die Römer nach allen Richtungen hin vergebliche Angriffe gemacht hatten, als sie sich auf den Seiten von den Bergen und vom See, vorn und im Rücken vom Feinde eingeschlossen sahen; als jedem offenbar wurde, daß nur durch Faust und Schwert Rettung möglich sei: da wurde die Schlacht noch heftiger als vorher. Freilich war sie nicht nach Vorder-, Mittel- und Hintertreffen geordnet, noch so, daß jeder Soldat in seiner Legion,

seiner Kohorte oder seinem Manipel gestanden hätte. Der Zufall warf die Leute zusammen; den Platz vorn oder hinten im Gefechte gab jedem sein eigener Mut. So hitzig war der Kampf, und die Aufmerksamkeit war so ganz allein auf Angriff und Abwehr gerichtet, daß keiner der Kämpfenden das Erdbeben bemerkte, das während derselben Zeit in vielen Städten Italiens ganze Straßen niederwarf, reißende Ströme von ihrem Laufe ablenkte, das Meer in die Flüsse trieb und Berge jählings zusammenstürzen ließ.

Schon drei Stunden dauerte der von beiden Seiten mit Leidenschaft geführte Kampf. Um den Konsul war das Gefecht am hitzigsten. An ihn schloß sich der Kern seiner Leute, und überall, wo er die Seinen im Gedränge sah, brachte er schleunige Hülfe. Da seine Waffen ihn kenntlich machten, so boten die Feinde alle Kräfte auf, ihm beizukommen, die Römer, ihn zu schützen, bis ein Insubrer, ein Reiter, Dukarius mit Namen, der ihn von Angesicht kannte, seinen Landsleuten zurief: „Seht, das ist derselbe, der unser Heer niedergemetzelt, der unsere Äcker, unsere Stadt verwüstet hat. Jetzt werde ich ihn den Seelen unserer schändlich gemordeten Mitbürger zum Opfer bringen.“ Damit gab er seinem Pferde die Sporen, sprengte durch den dichtesten Haufen der Feinde, stieß den Waffenträger, der sich ihm entgegenwarf, nieder und durchbohrte den Konsul mit seiner Lanze. Er wollte ihm auch die Rüstung abziehen, mußte aber den Triariern weichen, die den Leichnam mit ihren Schilden deckten.

Jetzt begann ein großer Teil der Römer zu fliehen, und ihrer Furcht schien weder See noch Berg ein Hindernis. Blindlings rannten sie durch Hohlwege und über Klippen, so daß einer über den anderen stürzte. Viele flüchteten in den See und gingen so weit hinein, daß nur Kopf und Schultern aus dem Wasser ragten. Einige machten sogar den hoffnungslosen Versuch, sich durch Schwimmen zu retten, und fanden teils ihren Tod in der Tiefe, teils arbeiteten sie sich mühsam nach dem Ufer zurück und wurden hier von den in das Wasser hinein sprengenden feindlichen Reitern niedergehauen.

Von der Spitze des römischen Zuges schlugen etwa sechstausend Mann sich durch; am folgenden Tage aber wurden sie von der ganzen karthagischen Reiterei eingeholt und gezwungen, sich zu ergeben. Wenige Tage später wurden viertausend Reiter, die der Konsul Servilius seinem Amtsgenossen zusandte, gleichfalls von den Karthagern umzingelt und gefangen genommen.

Das ist die berühmte Schlacht am Trasimenus, unter den Niederlagen der Römer eine der merkwürdigsten. Von dem römischen Heere fielen 15 000 in der Schlacht; 10 000, die sich auf der Flucht durch

ganz Etrurien zerstreuten, suchten auf verschiedenen Wegen Rom zu erreichen. Von den Feinden blieben 2500 in der Schlacht. Auf beiden Seiten starben noch nachher viele an ihren Wunden. Alle gefangenen Römer ließ Hannibal in Fesseln legen, die gefangenen Bundesgenossen aber entbandte er ohne Lösegeld in ihre Heimat.

53.

Von Fabius Diktator.

217
v. Chr.

Ungeheure Bestürzung ergriff das römische Volk, als es die Nachricht von der furchtbaren Niederlage und fast unmittelbar darauf die zweite Schreckensbotschaft von der Gefangennahme jener viertausend Reiter erhielt. Der Staat schien in äußerster Gefahr zu sein, und die Väter hielten deshalb die Ernennung eines Diktators für notwendig. Da der Konsul aber abwesend und außer ihm niemand berechtigt war, dieselbe zu vollziehen, so beschloß das Gesamtvolk, dem Quintus Fabius Maximus unter dem Titel eines Prodiktors, d. h. stellvertretenden Diktators, alle Rechte eines Diktators zu geben, und trug ihm auf, alles zu thun, was nötig sei, um die Stadt zu verteidigen.

Fabius begann damit, daß er durch die dazu bestellten Priester die sibyllinischen Bücher befragen ließ. Da sich nun fand, daß Gajus Flaminius sein Unglück durch Vernachlässigung der heiligen Gebräuche und durch Mißachtung der Götterzeichen in noch höherem Grade als durch seine Unbesonnenheit verschuldet habe, so wurden feierliche Sühnopfer und Gebete angeordnet. Außerdem wurde versucht, durch große Gelübde den Beistand der Götter zu gewinnen. Zugleich stellte Fabius eine umfassende Aushebung an, indem er sogar die Freigelassenen, welche Kinder hatten und im dienstfähigen Alter standen, den Dienst eid schwören ließ. Den größten Teil der neu ausgehobenen Truppen ließ er in der Stadt zurück; mit zwei Legionen zog er dem Konsul Servilius entgegen, der auf die Nachricht von der Niederlage seines Amtsgenossen nach Rom aufgebrochen war. Als die beiden Heere sich einander näherten, schickte Fabius einen Boten an den Konsul und ließ ihm sagen, daß er vor dem Diktator ohne Liktoren zu erscheinen habe. Servilius gehorchte, und infolge dessen gab die Zusammenkunft der beiden Feldherren dem fast in Vergessenheit geratenen Amte der Diktatur bei Bürgern und Bundesgenossen wieder ein gewaltiges Ansehen. Fabius übernahm das Heer des Konsuls und befohl dem letzteren, mit dem jüngeren Teile der Besatzung von Rom die Schiffe zu bemannen und die karthagischen

Kriegsschiffe zu verfolgen, welche eine mit Lebensmitteln für das Heer in Spanien befrachtete Transportflotte weggenommen hatten.

Während so die Römer sich zur Verteidigung rüsteten, war Hannibal durch Umbrien gegen Spoletium gezogen. Als er beim Versuche, diese Stadt zu stürmen, mit großem Verluste zurückgeschlagen wurde und aus dem Widerstande dieser Kolonie schließen konnte, welche Schwierigkeit ihm Rom selbst machen würde, nahm er seinen Marsch seitwärts nach dem fruchtbaren Picenum, wo seine Soldaten reiche Beute fanden. Hier blieb er einige Tage im Lager stehen, um seinen Truppen die Ruhe zu gewähren, deren sie nach dem Zuge durch die Sümpfe und nach den Anstrengungen der heißen Schlacht bedurften. Hernach brach er wieder auf, verwüstete das Gebiet von Hadria, dann das Land der Marsker, Marruciner und Peligner und zuletzt die nahen Gegenden Apuliens um Arpi und Luceria.

Dorthin folgte ihm der Diktator, der alle Wege, auf denen er das Heer führte, vorher sorgfältig auskundschaften ließ und entschlossen war, das Glück nur dann zu versuchen, wenn die Notwendigkeit es geböte. Raum hatte er nicht weit von Arpi im Angesichte des Feindes sein Lager aufgeschlagen, als Hannibal schon sein Heer in Schlachtordnung stellte und dem Diktator ein Treffen anbot. Da er aber sah, daß bei den Feinden alles ruhig blieb, so kehrte er in sein Lager zurück. Laut spottete er, daß endlich der angeblich von Mars stammende Mut der Römer gebrochen sei; nun sei der Krieg zu Ende und der Preis der Tapferkeit und Ehre ihm zugestanden. In seinem Innern war er jedoch darüber beunruhigt, daß er es jetzt mit einem Feldherrn zu thun hatte, der dem Flaminius und Sempronius ganz unähnlich war, und daß die Römer, durch ihr Unglück belehrt, endlich einen Feldherrn gefunden hatten, der dem Hannibal gewachsen war. Er sah voraus, daß der Diktator ihm weniger durch Ungeflüm als durch Vorsicht Schaden werde, und da er die Beharrlichkeit desselben noch nicht kannte, so suchte er ihn durch häufige Verlegung des Lagers sowie durch Verwüstung des Gebietes der Bundesgenossen zu beunruhigen und zu reizen. Bald entzog er sich seinen Blicken durch einen schnellen Marsch; bald blieb er plötzlich an einer Krümmung des Weges im Hinterhalte stehen, um ihn zu empfangen, wenn er in die Ebene herabstiege.

Fabius aber hielt sich immer auf den Höhen und in mäßiger Entfernung vom Feinde, so daß er ihn weder aus der Augen verlor noch mit ihm zusammentraf. Die Soldaten ließ er nicht aus dem Lager, außer wenn es dringende Bedürfnisse nötig machten; Futter und Holz holten sie nie in kleinen oder zerstreuten Schwärmen, sondern gedeckt durch wohlgeordnete und auf plötzlichen Angriff vorbereitete Abteilungen

von Reiterei und leichtem Fußvolk, welche zugleich den umherschwärmenden feindlichen Blünderern die ganze Gegend unsicher machten. Eine große, entscheidende Schlacht vermied er; durch die kleinen Vorteile aber, die seine Leute in unbedeutenden Gefechten davontrugen, indem sie von sicherer Stellung aus angriffen und sich leicht in dieselbe zurückziehen konnten, gewöhnte er die durch ihre bisherigen Niederlagen mutlos gewordenen Soldaten, wieder ihrer Tapferkeit und dem Glücke zu vertrauen.

In dieser vorsichtigen Weise hielt er sich immer den Karthagern zur Seite, die unter den Augen des römischen Heeres das Gebiet der Hirpiner, sowie den größten Teil von Samnium und Kampanien verwüsteten, aber dennoch nicht vermochten, die Bundesgenossen Roms zum Abfall zu verleiten. Als Hannibal aus Kampanien nach Samnium zurückkehren wollte, verlegte ihm Fabius bei Kasilinum den Weg. Hannibal aber versuchte, sich den Paß durch eine List zu öffnen. Er befahl, den Kindern, deren sich unter der mitgeführten Beute gegen 2000 befanden, dürres Reistig an die Hörner zu binden. Dann brach er bei einbrechender Dunkelheit auf, ließ die Reisbündel anzünden und die Ochsen dem Heere voran die Berge hinaufreiben. Schon die Furcht vor den Flammen auf ihren Köpfen und die Hitze, die bald an die Wurzeln der Hörner kam, bewirkten, daß die Rinder vorwärts stürmten. Durch ihr wildes Auseinanderlaufen gerieten die Sträucher ringsum in Brand, so daß es aussah, als ob die Wälder und die Berge in Feuer ständen. Als nun die römischen Abteilungen, die an den Hauptpunkten des Passes standen, die Feuer über sich auf den Höhen der Berge erblickten, hielten sie sich für umgangen, verließen ihre Posten und eilten die Berge hinauf dahin, wo die Flammen am wenigsten dicht schienen. Oben stießen sie nun zwar auf einige von den Kindern und erkannten allmählich die List des Feindes. Inzwischen aber war Hannibal in den Paß eingerückt, führte sein ganzes Heer ungehindert hindurch und schlug auf der anderen Seite bei Alifia sein Lager auf. Von hier aus zog er, überall das Land verwüstend, in das Gebiet der Peligner und dann wieder durch Samnium bis nach Geronium an der Grenze von Samnium und Apulien, wo er sein Winterlager zu nehmen gedachte. Fabius, der immer auf den Höhen zur Seite des Feindes geblieben war, schlug sein Lager nicht weit von demselben bei Larinum auf. Von da aus reiste er in gottesdienstlichen Angelegenheiten nach Rom, nachdem er dem Reiterobersten Minucius nicht nur befehlsweise kraft seines Amtes, sondern auch durch Rat und fast durch Bitten eingeschärft hatte, mehr der Einsicht als dem Zufalle zu vertrauen. Er solle nicht glauben, daß es nutzlos gewesen sei, den Feind während des ganzen Sommers

zum besten gehabt zu haben. Auch die Ärzte richteten bisweilen mehr aus durch Ruhe, als durch Thätigkeit. Nichts Geringses sei es, daß man aufgehört habe, von dem immer siegreichen Feinde besiegt zu werden, und daß man von den beständigen Niederlagen sich wieder erholt habe.

Der Reiteroberst aber war, wie auch die meisten Soldaten, mit der bedächtigen Kriegführung des Fabius gar nicht zufrieden, zumal sie von oben her thatlos mit ansehen mußten, wie das Gebiet ihrer Bundesgenossen und namentlich die fruchtbaren Gefilde Kampaniens von den Karthagern geplündert und wie überall die Gehöfte niedergebrannt wurden. Unter einander schalten sie auf den Diktator, als auf einen Feigling, der sich vor den Karthagern fürchte, und nannten ihn Kunkator, d. h. Zauderer. Vornehmlich der feste, ungestüme Reiteroberst, der sich in allen Wünschen und Plänen durch den Diktator eingeschränkt sah, suchte stets denselben herabzusetzen. Als ihm jetzt der Oberbefehl übertragen wurde, zog er sogleich von den sicheren Höhen in die Ebene hinab und griff das karthagische Heer an, von dem ein großer Teil ausgeschiedt war, um Futter zu holen. Dadurch wurde es ihm leichter, einige Vorteile zu gewinnen, und Hannibal sah sich genötigt, den Krieg ähnlich wie Fabius zu führen, seine Truppen zurückzuhalten und jedes größere Gefecht zu vermeiden.

Diese Erfolge des Reiterobersten wurden mit großer Übertreibung nach Rom gemeldet, wo man schon ohnehin über die angebliche Unthätigkeit des Fabius und über die von ihm zugelassenen Verwüstungen sehr aufgebracht war. Der Unwille wurde noch dadurch vermehrt, daß die Karthager auf Hannibals Befehl das Landgut des Fabius völlig verschonten, während sie alles ringsum dem Boden gleich machten. Denn diese Schonung schien der Lohn für ein geheimes Einverständnis zu sein. Bei einer so üblen Stimmung hatte Fabius im Senate und in der Volksversammlung einen harten Stand. Vor anderen suchte namentlich der gewesene Prätor Gajus Terentius Varro das Volk gegen ihn aufzuheizen. Derselbe soll der Sohn eines Fleischers gewesen sein. Infolge des ihm von seinem Vater hinterlassenen Wohlstandes aber war das ehrgeizige Streben nach einer Stellung im öffentlichen Leben in ihm erwacht. Um sich beim Volke beliebt zu machen, trat er den Vornehmen entgegen und nahm sich der Niedrigsten und Armsten an. Dadurch erwarb er sich die Zuneigung derselben in so hohem Grade, daß er zum Quästor, zum Ädil und zum Prätor gewählt wurde. Jetzt strebte er nach dem Konsulat und benutzte in schlauer Weise den Haß gegen den Diktator, um sich in der Gunst des Volkes noch mehr zu befestigen. Seinen Bemühungen gelang es, in der Tribusversammlung den Be-

schluß durchzusetzen, daß der Reiteroberst Minucius gleiche Macht mit dem Diktator haben sollte.

Diesem Beschlusse gemäß teilten die beiden Feldherren sich in das Heer, wie die Konsuln zu thun pflegten. Das Los gab dem Minucius die erste und vierte, dem Fabius die zweite und dritte Legion. Ebenso teilten sie auch zu gleichen Teilen die Reiterei und die Hilfstruppen der Latiner und der anderen Bundesgenossen. Minucius hielt es sogar für gut, sein eigenes Lager zu haben. Bald darauf kam es zwischen ihm und den Karthagern zu einem Kampfe, der mit einer gänzlichen Niederlage der Römer geendet hätte, wenn ihnen nicht Fabius rechtzeitig zu Hülfe gekommen wäre. Als Hannibal den Diktator herannahen sah, ließ er zum Rückzug blasen. Nachher soll er scherzend gesagt haben, endlich habe doch die Wolke, die so lange auf den Berghöhen gelegen, Sturm und Regen gebracht.

Minucius aber ließ in seinem Lager die Soldaten zusammenrufen und erklärte ihnen, daß er es für seine Pflicht halte, wieder zum Quintus Fabius zurückzukehren. Auf seinen Befehl brachen die Soldaten die Zelte ab, marschierten zum Lager des Fabius und pflanzten die Fahnen vor dem Feldherrnsitz desselben auf. Dann trat Minucius vor ihre Reihen, um dem Diktator und seinen Soldaten zu danken. „Ich und mein Heer,“ so sprach er, „kehren unter deinen alleinigen Oberbefehl zurück; ich bitte dich, uns zu verzeihen, mir mein Amt als Reiteroberst und jedem von diesen hier seine Stelle zu lassen.“ Fabius reichte ihm die Rechte; mit gastlicher Bewirtung wurden die Soldaten von ihren Kameraden empfangen, und fröhlich endete der Tag, der so traurig begonnen hatte.

Auch in Rom war, als die Nachricht von diesen Vorgängen eintraf, alles voll vom Lobe des Fabius. Als die Amtszeit desselben demnächst verstrichen war, übergab er sein Heer den beiden Konsuln, dem Markus Atilius, der an Stelle des Flaminius nachgewählt war, und dem Servilius, der inzwischen auf der Verfolgung der karthagischen Flotte Sardinien und Korsika umschiffte hatte, dann nach Afrika hinüber gesegelt war und hier einige Küstenstriche verwüstet hatte. Die Konsuln waren darüber einig, daß der Krieg nach der Weise des Fabius weiterzuführen sei. Sie vermieden deshalb einen allgemeinen Kampf und verschanzten sich im Winterlager.

Von der Schlacht bei Cannä.

I.

Während des Winters wurde in Rom kräftig gerüstet, um das Heer zu verstärken; denn jetzt, da durch den erfolgreichen Widerstand des Diktators der Mut gewachsen war, dachte man an völlige Beflegung des Feindes.

Auch die Bundesgenossen zeigten lebhaften Eifer. Von Pästum und von Neapolis kamen Gesandte und überreichten schwere goldene Schalen, um mit diesen Schätzen, die ihre Vorfahren ihnen zur Zierde der Tempel und zugleich als Rotpfennig hinterlassen hatten, das römische Volk zu unterstützen, da der Krieg nicht für Rom allein, sondern für ganz Italien geführt werde. Für diese freundliche Gesinnung sprach der Senat seinen Dank aus, nahm aber nur die kleinsten Schalen an. König Hieron schickte tausend Bogenschützen und Schleuderer, dazu große Vorräte an Getreide und zur guten Vorbedeutung eine goldene Siegesgöttin (Viktoria), 220 Pfund schwer, indem er zugleich erklären ließ, wenn der Senat weitere Zufuhr wünsche, so möge er befehlen, wohin sie geschickt werden solle. Mit großem Danke wurde diese Gabe des Königs angenommen; die Soldaten und das Getreide wurden in das Lager geschickt; die Siegesgöttin, welche man der Vorbedeutung wegen nicht zurückweisen konnte, wurde auf dem Kapitol im Jupitertempel aufgestellt.

Mitten unter diesen Vorbereitungen zum Kampfe erregte die Konsulwahl heftigen Streit, da die Plebejer den Barro wählen wollten, die Väter sich aber auf das eifrigste widersetzten. Dennoch wurde er gewählt, sein Amtsgenosse aber wurde Lucius Aemilius Paullus, der schon einmal Consul gewesen war, ein sehr angesehener, vornehmer Mann und ein abgefagter Feind der Plebejer. In leidenschaftlichen Reden prahlte Barro, der Krieg sei von den Vornehmen nach Italien gezogen worden und werde in den Eingeweiden des Staates wühlen, so lange man Männer wie Fabius zu Feldherren habe. Er selbst werde dem Kriege gleich an demselben Tage ein Ende machen, an dem er den Feind zu sehen bekomme. Aemilius Paullus hielt nur eine Rede, am Tage vor seinem Aufbruche aus der Stadt. Seine Worte entsprachen zwar der Wahrheit, fanden aber wenig Beifall bei der Menge. „Ich wundere mich,“ sagte er, „daß ein Feldherr, noch ehe er das Heer des Feindes und die Beschaffenheit der Gegend kennen gelernt hat, schon in

der Stadt bestimmen will, was er thun und an welchem Tage er eine Schlacht liefern wird. Ich selbst kann mich auf vorzeitige, unreife Pläne nicht einlassen, da ich mich mit meinen Entschlüssen nach den Umständen richten muß. Doch hoffe ich, daß der Erfolg nicht fehlen wird, wenn man vorsichtig und mit Überlegung zu Werke geht. Verwegenheit ist nicht nur thöricht, sondern hat auch bisher immer zum Unglück geführt.“ Soviel konnte man nach dieser Rede und nach seinem Charakter wissen, daß er sichere Maßregeln den raschen vorziehen werde, und Quintus Fabius suchte ihn durch eindringliche Ratschläge in dieser Besonnenheit noch zu bestärken. Als Amilius Paullus darauf die Stadt verließ, geleiteten ihn die vornehmsten Väter; dem plebejischen Konsul gaben seine Plebejer das Geleit, das sich zwar durch seine Größe auszeichnete, in dem aber die Männer von Ansehen fehlten. Dem Feinde gegenüber bezogen die Konsuln ein doppeltes Lager. In dem größeren blieben sie selbst mit der Hauptmacht; über das kleinere, das dem Feinde zunächst stand, setzten sie den bisherigen Konsul Servilius.

Wiewohl nun das römische Heer um die Hälfte verstärkt war, freute sich Hannibal doch über die Ankunft der Konsuln, da in seinem Lager die Lebensmittel zu Ende gingen und die Beschaffung neuer fast unmöglich war. Denn in der Gegend ringsumher hatten die Einwohner ihre Habe nach den Festungen geflüchtet, und das Getreide auf den Feldern war noch nicht reif. Des Mangels wegen dachten schon viele Soldaten, namentlich die Spanier, an Abzug und Übergang zum Feinde. Hannibal aber, der von dem Zwiespalt zwischen den beiden Konsuln vollkommen unterrichtet war, hielt es für leicht, den übermühtigen Varro in einen Hinterhalt zu locken und dadurch wieder in eine günstigere Lage zu kommen. Als dieser Versuch mißlang, entschloß er sich, nach den wärmeren und deshalb zu früherer Ernte geeigneten Gegenden Apuliens aufzubrechen und hierdurch zugleich den Wankelmühtigen in seinem Lager das Überlaufen zu erschweren. Während der Nacht führte er seine Truppen aus dem Lager, befahl aber, um die Römer zu täuschen, die Wachtfeuer anzuzünden und einige Zelte stehen zu lassen.

Am folgenden Morgen waren die Römer anfangs über die Stille im karthagischen Lager erstaunt, überzeugten sich aber bald, daß Hannibal abgezogen war. Sofort riefen die Konsuln den Kriegsrat zusammen und befragten ihn über die Verfolgung des Feindes. Da außer Amilius Paullus und Servilius alle für dieselbe stimmten, so folgte man den Karthagern in die Gegend von Kannä und schlug nicht weit von ihnen zwei Lager auf in derselben Entfernung von einander wie vorher, das kleinere unter Servilius am linken Ufer des

Aufidus, das größere unter den Konsuln am rechten Ufer, an dem auch Hannibals Lager stand. Beim Wasserholen trafen die Soldaten beider Teile am Flusse zusammen, wobei es zwischen den Karthagern und den Truppen aus dem größeren römischen Lager häufig zum Kampfe kam.

Jetzt, da die Römer ihm in die Ebenen Apuliens gefolgt waren, konnte Hannibal hoffen, daß es in diesen Gegenden, die für seine vortreffliche Reiterei wie geschaffen waren, zur Schlacht kommen werde. Deshalb stellte er seine Truppen in Schlachtordnung und ließ die Numidier vorsprengen, um den Feind zu reizen. Sogleich geriet das römische Lager in Bewegung. Stürmisch forderten die Soldaten den Kampf, die Konsuln aber stritten unter einander, indem Paullus dem Varro die Unbesonnenheit des Sempronius und Flaminius vorhielt, Varro dagegen den Fabius das Vorbild jedes feigen und unthätigen Feldherrn nannte. Dazu rief Varro Götter und Menschen als Zeugen an, daß er nicht schuld sei, wenn Italien gleichsam zu Hannibals Eigentum verjähre. Er selbst werde von seinem Mitkonsul wie ein Gebundener festgehalten, und den erbitterten und kampfbegierigen Soldaten würden die Waffen genommen. Paullus aber erklärte, wenn den in unvernünftiger und unvorsichtiger Schlacht preisgegebenen und hingeopferten Legionen ein Unglück zustoße, dann werde er frei sein von aller Schuld; das Schicksal der anderen aber werde er teilen. Er hoffe, daß die, welche jetzt eine so bereite und verwegene Zunge hätten, im Kampfe ebenso kräftige Arme zeigen würden. Unter solchem Hader der Konsuln verging die Zeit, und Hannibal zog, nachdem er lange gewartet hatte, den größten Teil seiner Truppen in das Lager zurück, während er zugleich die Numidier über den Fluß setzen ließ, um die Wasserholer aus dem kleineren römischen Lager anzugreifen. Die ungeordneten Haufen derselben flohen davon, und die Numidier verfolgten sie bis fast an das Lager. Daß ein bloßes Reitergeschwader es wage, ein römisches Lager in Schrecken zu setzen, schien den Soldaten schimpflich. Auf der Stelle wären sie über den Fluß gegangen und hätten sich in Schlachtordnung gestellt, wenn nicht an diesem Tage Amilius Paullus den Oberbefehl gehabt hätte. Derselbe wechselte aber täglich, und so ließ Varro am folgenden Tage, ohne vorher seinen Amtsgenossen zu fragen, das Zeichen zur Schlacht aufstecken und führte die Truppen in Schlachtordnung über den Fluß. Amilius Paullus folgte ihm, da er seine Hülfe nicht versagen konnte, obwohl er das Unternehmen mißbilligte. Jenseit des Flusses wurden noch die Truppen des kleineren Lagers herangezogen. Dann wurde die Linie so geordnet, daß auf den rechten Flügel nahe am Flusse die römische Reiterei zu stehen kam, neben sie das Fußvolk, und zwar in tieferer und gedrängterer Aufstellung als sonst. Den linken

Flügel bildete die Reiterei der Bundesgenossen, während die Wurfschützen und die übrigen Leichtbewaffneten im Vordertreffen standen. Die Konsuln übernahmen die Flügel, Varro den linken, Paullus den rechten; den Befehl über die Mitte erhielt Servilius.

Auch Hannibal ging mit Tagesanbruch über den Fluß und stellte die gallische und spanische Reiterei als linken Flügel der römischen Reiterei gegenüber neben dem Ufer auf; den rechten Flügel nahmen die Numidier ein; in die Mitte kam das Fußvolk, so daß die Afrikaner auf beiden Seiten, die Gallier und Spanier in der Mitte, aber ein gutes Stück weiter vorwärts standen. Die Afrikaner hätte man fast für Römer halten können, da sie mit den Waffen ausgerüstet waren, die an der Trebia und vornehmlich am trasimenischen See in ihre Hände gefallen waren. Gallier und Spanier hatten Schilde von fast gleicher Form; ihre Schwerter aber waren ganz verschieden, das der Gallier sehr lang und ohne Spitze, das der Spanier kurz und spitz, mehr zum Stoß als zum Hieb geeignet. Die Soldaten beider Völkerschaften boten durch ihre Körpergröße wie durch ihre ganze Erscheinung einen furchtbaren Anblick. Die Gallier trugen den Oberkörper nackt, die Spanier standen da in linnenen, mit Purpur verbräunten Rücken, deren Weiße wunderbar glänzte. Das gesamte Fußvolk, das hier in Linie stand, zählte 40 000 Mann, der Reiter waren 10 000. Auf dem linken Flügel befehligte Hasdrubal, auf dem rechten Maharbal, im Mitteltreffen hielt Hannibal selbst mit seinem Bruder Mago. Die Sonne stand beiden Teilen zur Seite, da die Römer gegen Mittag, die Karthager gegen Norden gerichtet waren; der Wind aber, den die Einwohner dieser besonders im Frühling und im Beginn des Sommers von ihm heimgesuchten Gegend Voltumnus nennen, war den Römern entgegen, wehte ihnen den Staub in das Gesicht und benahm ihnen die Ausflucht.

II.

Mit lautem Kampfgeschrei wurde die Schlacht von den Leichtbewaffneten eröffnet. Bald gerieten auch die gallischen und spanischen Reiter mit den römischen Rittern auf dem rechten Flügel aneinander; doch schon nach kurzem, wenn auch heftigem Widerstande wandten sich die römischen Ritter zur Flucht. Ein Teil derselben, an ihrer Spitze der Consul, schlossen sich dem Fußvolke an, das gegen die Mitte der karthagischen Stellung vorstürmte. Anfangs hielten hier die Gallier und Spanier stand; nach langer und wiederholter Anstrengung aber drangen die festgeschlossenen Legionen mitten in die Reihen der Feinde.

Diese wichen zurück bis neben die zu beiden Seiten aufgestellten Afrikaner, so daß jetzt das gesamte karthagische Fußvolk eine gerade Linie und dann, als die Gallier und Spanier noch weiter zurückgedrängt wurden, sogar einen Bogen bildete. Unvorsichtig ging das römische Fußvolk immer weiter vor, während die Afrikaner einschwenkten, das selbe allmählich völlig überflügelten und umschlossen. Jetzt mußten die Römer von der Verfolgung ablassen, um sich gegen die frische Kraft der Afrikaner zu wenden; umzingelt, wie sie waren, mußten sie sich nach allen Seiten hin wehren.

Inzwischen hatte auch auf dem linken Flügel der Römer, wo die Bundesgenossen gegen die Numidier standen, das Gefecht begonnen, jedoch anfangs nur in zögernder Weise. Als aber Hasdrubal nach seinem Siege auf dem anderen Flügel herzuellte, gab seine Ankunft den Numidiern das Übergewicht. Er überließ ihnen die Verfolgung und führte seine Reiter zur Unterstützung der Afrikaner in den Rücken des römischen Fußvolkes.

Dies stand noch immer, da Aemilius Paullus, miewohl er schon im Beginne des Kampfes durch einen Schleuderstein schwer verwundet worden war, immer aufs neue die Schlacht wiederherzustellen und geschlossene Reihen gegen Hannibal zu führen suchte. Rings um den Konsul kämpften die Ritter, viele derselben zu Fuß, da sie von ihren Pferden gestiegen waren, wie der Konsul, der infolge seiner Verwundung nicht mehr die Kraft hatte, das Pferd zu zügeln. Allmählich aber wurde die Flucht allgemein, und auch die Reiter suchten eilends wieder an ihre Pferde zu kommen. Einer ihrer Kriegstribunen sah im Vorbeireiten den Konsul, mit Blut bedeckt, auf einem Steine sitzen und bat ihn, mit auf das Pferd zu steigen und so zu entfliehen. Aemilius Paullus aber mahnte ihn, sich selbst zu retten und die Zeit zur Flucht nicht verstreichen zu lassen. „Gile,“ rief er, „und melde den Vätern, daß sie die Stadt besetzen und wohl verwahren, noch ehe der siegreiche Feind herankommt. Dem Quintus Fabius aber berichte, daß ich seinen Lehren treu geblieben bin bis zum Tode. Mich selbst laß hier unter meinen niedergestreckten Kriegern den Atem aushauchen, damit ich nicht nötig habe, gegen meinen Amtsgenossen als Kläger aufzutreten und durch Beschuldigung eines anderen meine eigene Unschuld zu beweisen.“ Noch während sie sprachen, stürmten Scharen von Flüchtigen vorüber, hinter ihnen her die Feinde, die den Konsul, ohne ihn zu erkennen, niederschossen. Den Kriegstribun rettete sein Pferd aus dem Getümmel.

7000 Mann erreichten das kleinere Lager, 10 000 das größere. Etwa 2000, die nach dem Flecken Kannä geflüchtet waren, wurden hier

von der Reiterei umzingelt. Der Konsul Varro, der sich, sei es zufällig oder aus Absicht, keinem Zuge der Fliehenden anschloß, rettete sich mit etwa siebzig Reitern nach Venusia, wo sich allmählich noch etwa 4500 Mann einfanden, die sich auf der Flucht zerstreut hatten. Vom Fußvolke sollen 45 500, von den Rittern 2700 gefallen sein, und zwar von Römern und Bundesgenossen ziemlich gleich viel, darunter beide Quästoren der Konsuln, 29 Kriegstribunen, von denen einige schon Konsuln, Prätores oder Abilen gewesen waren, und außer diesen noch 80 Senatoren, die zu freiwilligem Dienste in die Legionen getreten waren. 3000 Mann zu Fuß und 300 zu Pferde wurden während der Schlacht selbst zu Gefangenen gemacht. Vom karthagischen Heere sollen an 8000 Mann gefallen sein.

Dies ist die Schlacht bei Kannä, von ebenso traurigem Andenken wie die Niederlage an der Allia, zwar weniger schlimm in ihren Folgen, aber noch schwerer durch den ungeheuren Verlust an Menschen. Die Flucht an der Allia gab zwar die Stadt preis, doch rettete sie das Heer; bei Kannä aber folgten dem fliehenden Konsul kaum siebzig Mann, mit dem anderen fand fast das ganze Heer den Tod.

Obgleich nun die geflüchtete Menge in den beiden Lagern ohne Führer und nur zum Teil noch bewaffnet war, so schlugen die Beherztesten doch vor, man solle versuchen, sich durchzuschlagen und so der Gefangenschaft zu entgehen. Aus dem kleineren Lager gingen darauf etwa 600 während der Nacht über den Fluß nach dem größeren und gelangten von hier, wo größere Haufen sich ihnen anschlossen, glücklich nach Kanusium. Am nächsten Morgen folgten ihnen noch etwa 4000; der Rest mußte sich den Karthagern ergeben.

In Hannibals Umgebung waren gleich auf dem Schlachtfelde die Ansichten über die Benutzung des Sieges verschieden. Während viele den Feldherren glückwünschend umdrängten und ihn aufforderten, nach so großen Erfolgen sich selbst und dem ermüdeten Heere wenigstens eine kurze Ruhe zu gönnen, wollte Maharbal von keinem Aufschube wissen. „Um zu erkennen,“ rief er, „was du durch diese Schlacht gewonnen hast, mußt du in fünf Tagen auf dem Kapitole speisen. Laß mich mit der Reiterei vorausgehen und folge mit dem ganzen Heere, damit die Römer früher erfahren, daß du da bist, als daß du kommen werdest.“ Zu so raschem Entschlusse aber war Hannibal nicht geneigt. Da rief ihm Maharbal zu: „Zu siegen weißt du, Hannibal; den Sieg zu benutzen verstehst du nicht.“ Dennoch entschied sich Hannibal zu warten. Dieser Zögerung hatte, wie es scheint, Rom seine Rettung zu verdanken.

In Kanusium fanden sich inzwischen etwa 10000 Soldaten zusammen. Der Oberbefehl wurde, wenngleich ältere Kriegstribunen anwesend

waren, durch allgemeine Übereinstimmung dem jungen Kriegstribunen Publius Kornelius Scipio übertragen, einem Sohne des früheren Konsuls, der damals in Spanien gegen Hasdrubal stand. Als Scipio und einige von den anderen Führern eben zu einer Beratung versammelt waren, wurde ihnen berichtet, eine Anzahl junger Patricier, deren Haupt Lucius Cäcilius Metellus sei, habe die Absicht, Italien zu verlassen und über das Meer zu irgend einem Könige zu entfliehen. Starr vor Staunen saßen die Führer da, und einige rieten, schleunigst einen Kriegsrat zu berufen. Scipio aber sprang auf und sagte, bei solchem Unglück müsse man handeln und wagen, nicht beratschlagen. Wer die Erhaltung des Vaterlandes wünsche, möge ihm folgen. Von wenigen begleitet, ging er geradezu in des Metellus Quartier, und da er hier die jungen Männer, die ihm genannt waren, versammelt fand, rief er, das Schwert in der Hand: „Ehrlich und wahrhaftig schwöre ich, den römischen Staat nicht zu verlassen und nicht zuzugeben, daß ein anderer Bürger ihn verläßt. Breche ich wissentlich diesen Eid, dann mögest du, Bester und Mächtigster Jupiter, mich selbst, mein ganzes Geschlecht und alles, was mir zugehört, mit dem schrecklichsten Verderben heimsuchen. Diese Worte, Lucius Cäcilius, sollst du mir nachschwören, und ebenso ihr Übrigen alle, die ihr hier seid. Wer nicht schwören will, der wisse, daß dies Schwert gegen ihn gezückt ist.“ Zitternd, nicht anders, als ob sie den Sieger Hannibal vor sich sähen, schwuren sie alle und übergaben sich dem Scipio in Gewahrsam.

Sobald Scipio erfuhr, daß der Konsul in Venufia sei, schickte er zu ihm, um seine Befehle einzuholen und um ihm anzuzeigen, wieviel Leute zu Fuß und zu Pferde er bei sich habe. Darauf führte Varro seine Truppen gleichfalls nach Kanusium. So hatten sie wenigstens einigermaßen das Ansehen eines konsularischen Heeres und konnten sich, wenn auch nicht im offenen Felde, doch hinter den Mauern verteidigen.

In Rom wußte man zunächst noch nicht, daß dieser Rest des Heeres erhalten war, da die ersten Nachrichten gemeldet hatten, beide Konsuln und das ganze Heer seien niedergehauen. Schrecken und Verwirrung herrschten in der Stadt; niemand zweifelte, daß der Feind zum Angriffe auf Rom heranrücken würde. Die Prätores versammelten den Senat, und auf den Vorschlag des Quintus Fabius wurde beschlossen, Posten auszustellen und Boten auszusenden, um Erkundigungen einzuziehen. Außerdem wurde das Zusammenlaufen auf den Straßen verboten und den jammernden Frauen befohlen, innerhalb ihrer Häuser zu bleiben. So allgemein war die Trauer, daß man das Jahresfest der Ceres, an dessen Feier Leidtragende nicht teilnehmen durften, aussetzen

mußte, weil es in der ganzen Stadt keine Frau gab, die nicht einen Verlust zu beklagen gehabt hätte. Damit nicht auch noch andere Pflichten gegen die Götter aus demselben Grunde vernachlässigt würden, beschränkte ein Senatsbeschluß die Trauer auf dreißig Tage. Zugleich wurden die Truppen, die in Ostia standen, nach Rom gezogen, und Marcus Junius wurde zum Diktator ernannt. Er begann sofort mit neuen Rüstungen, indem er alle Dienstfähigen von 17 Jahren an und selbst manche noch jüngere in Pflicht nahm. So gelang es ihm, vier Legionen zu bilden und 1000 Reiter auszurüsten. Auch zu den Latinern und anderen Bundesgenossen wurde geschickt, um die vertragsmäßigen Hilfstruppen einzufordern. Neue Waffen aller Art wurden geschmiedet und die ehemals erbeuteten von den Wänden der Tempel herabgenommen. Da es an Männern fehlte, wurden außerdem noch unter den Sklaven 8000 kräftige Jünglinge ausgesucht und vom Staate angekauft, nachdem sie vorher gefragt worden waren, ob sie Kriegsdienste thun wollten. Man zog diese Art Soldaten vor, obgleich man um geringeren Preis die Gefangenen hätte loskaufen können.

Hannibal hatte nämlich, wie nach den Schlachten an der Trebia und am Trasimenischen See, die gefangenen Bundesgenossen der Römer unentgeltlich entlassen, diesmal aber auch die Römer in milder Weise angedeutet und ihnen erlaubt sich loszukaufen, den Rittern für je 500, den Fußgängern für je 300 Denare. Er ließ deshalb zehn von den Rittern nach Rom gehen, nachdem sie geschworen hatten, daß sie wiederkommen würden. Mit ihnen sandte er den Karthalo, einen vornehmen Karthager, der, wenn die Römer zum Frieden geneigt wären, die Bedingungen desselben vorlegen sollte. Als die Abgesandten das Lager verlassen hatten, kam einer von ihnen, ein Mensch ohne allen Römerfinn, wieder zurück, als ob er etwas vergessen hätte, um auf diese Weise seinen Eid zu erfüllen und nachher in Rom bleiben zu können. Von Rom aus aber wurde ihnen ein Viktor entgegengeschickt, um dem Karthalo im Namen des Diktators anzukündigen, daß er noch vor Nacht das römische Gebiet zu verlassen habe. Die Abgesandten der Gefangenen wurden zwar vor den Senat gelassen, die Auslösung aber wurde verweigert, so sehr sie selbst und ihre Verwandten dieselbe erbat. Sie mußten also zum Hannibal zurückkehren; und der, welcher durch jene List sich seines Eides entledigt zu haben glaubte, wurde mit einer Wache zurückgeschickt.

Wie groß aber die Niederlage war, zeigt sich auch darin, daß die bis dahin unerschütterte Treue der Bundesgenossen jetzt zu wanken begann, offenbar aus keiner anderen Ursache, als weil sie glaubten, daß die Herrschaft Roms zu Ende sei. Es traten nämlich auf die Seite der

Karthager die Metellanen, Kalatiner, Hirpiner, viele von den Apuliern, alle Samniten außer den Pentrern, alle Bruttier und Lukaner, außerdem fast alle griechischen Städte an der Südküste, namentlich Tarent, Metapontion, Kroton, Lokri und alle Gallier diesseit der Alpen. Dennoch konnte weder die Niederlage noch der Abfall so vieler Bundesgenossen bewirken, daß des Friedens von seiten der Römer nur Erwähnung geschehen wäre, so wenig vor der Ankunft des Konsuls in Rom, als nach seiner Rückkehr, durch welche die Erinnerung an die erlittene Niederlage erneuert wurde. Aber obgleich dieselbe vornehmlich durch ihn verschuldet worden war, so befehlte die Bürger doch ein so hoher Sinn, daß große Scharen aus allen Ständen dem Consul entgegenzogen und ihm Dank dafür sagten, daß er an der Rettung des Staates nicht verzweifelt habe.

55.

Wie Marcellus den Hannibal zum Weichen brachte und Syrakus eroberte.

Wider alle Erwartung zog Hannibal nach seinem Siege bei Cannä nicht gegen Rom, wahrscheinlich weil er den Widerstand fürchtete, den die große und stark besetzte Stadt ihm sicher geleistet hätte. Er wandte sich nach Kampanien und machte den Versuch, Neapolis einzunehmen. Auch hier ließ er sich durch den Anblick der schwer zu erstürmenden Mauern von einer Belagerung abschrecken, zog nach einigen unbedeutenden Gefechten wieder ab und führte sein Heer nach Kapua. Diese Stadt ergab sich ihm durch Vertrag, da ein großer Teil der Einwohner den Zeitpunkt für geeignet hielt, von Rom abzufallen und durch die Hilfe der Karthager die alte Unabhängigkeit wieder zu erlangen, vielleicht sogar die Herrschaft über Italien zu erwerben. Von hier rückte er gegen Nola, wo sich ihm gleichfalls eine große Partei anschließen wollte. Doch noch vor ihm gelang es einem römischen Heere unter dem Prätor Markus Klaudius Marcellus, Nola zu erreichen.

Dieser Marcellus hatte schon als Jüngling den Krieg auf Sicilien gegen Hamillkar mitgemacht, seine berühmteste That aber hatte er als Consul im 532. Jahre der Stadt verrichtet, indem er die Gallier bei Klastidium völlig geschlagen hatte. In dieser Schlacht hatte er den Gallierkönig Viridumarus mit eigener Hand getödet und ihm die Rüstung abgezogen, die er — der zweite seit König Romulus — als Feldherrn-

heute in den Jupitertempel gebracht hatte. Jetzt mußte er durch freundliches Entgegenkommen und durch Vorsicht die Nolaner vom offenen Übertritte zurückzuhalten und die Stadt zu verteidigen. Ja, als Hannibal zum Sturme gegen die Mauern rückte, stellte er sein Heer hinter den Thoren in Schlachtordnung, brach dann plötzlich hervor und warf den Feind zurück. Dies war der erste, wenn auch kleine Sieg, den die Römer über Hannibal davontrugen.

Die Karthager gingen darauf nach Kapua zurück, um daselbst ihr Winterquartier zu nehmen. Hier, in der üppigsten Stadt Italiens, deren verderbte Einwohner in Genüssen schwelgten, kamen sie für den größten Teil des Winters wieder unter Dach und Fach, nachdem sie gegen jede Art von Beschwerden durch viele und lange Mühsal abgehärtet, des Wohllebens aber ganz entwöhnt worden waren. Kein Druck der Not hatte sie überwältigen können; die gar zu guten Tage aber und die übermäßigen Vergnügungen wurden ihnen verderblich, und dies um so mehr, je gieriger sie sich nach der langen Entbehrung in dieselben hineinstürzten. Durch Schlaf, Wein, Gastereien, Bäder und durch die mit jedem Tage behaglichere Unthätigkeit wurden sie an Körper und Geist entnervt. Kenner der Kriegskunst bezeichnen deshalb diesen Aufenthalt in Kapua als den größten Fehler Hannibals.

Im nächsten Sommer, im 539. Jahre der Stadt, zog Hannibal ^{v. 215} _{v. Chr.} wieder gegen Nola und nahm sein Lager etwa tausend Schritte von der Stadt, während Marcellus sein Heer innerhalb der Mauern zusammenhielt. Auf den Feldern zwischen dem Lager und der Stadt kam es zur Schlacht, in welcher sich auch die Nolaner bemühten, die Römer zu unterstützen; so hatte sich ihre Gesinnung verändert. Marcellus stellte sie in den Rückhalt und befahl ihnen, die Verwundeten aus der Schlachtreihe zurückzutragen. Lange schwankte der Kampf; endlich aber wichen die Karthager und wurden in ihr Lager zurückgejagt. Über 5000 derselben fielen an diesem Tage, 600 wurden zu Gefangenen gemacht; von den Römern blieben nicht ganz tausend. Drei Tage darauf ging eine Schar numidischer und spanischer Reiter zum Marcellus über. Dieselben leisteten seitdem den Römern treue Dienste, und nach der Beendigung des Krieges wurden ihnen zur Belohnung ihrer Tapferkeit Grundstücke angewiesen, den Spaniern in Spanien, den Numidiern in Afrika. Nach dieser Niederlage zog Hannibal von Nola ab und wandte sich nach Apulien. Marcellus aber wurde für das nächste Jahr zum Consul gewählt. Auch jetzt, als die Sache der Römer wieder etwas günstiger stand, waren sie eifrig bedacht, ihr Heer zu verstärken, soviel sie nur konnten. Wegen des Mangels an Männern griffen sie sogar zu dem verzweifelten Mittel, den wegen schwerer Verbrechen Verurteilten

die Strafe zu erlassen, wenn sie Kriegsdienste thun wollten. Zugleich sorgten sie dafür, daß der Senat wieder ergänzt wurde, der durch die unglücklichen Schlachten der letzten Jahre viele Mitglieder verloren hatte. Zu diesem Zwecke wurde der älteste von den gewesenen Censoren, Marcus Fabius Buteo, zum Diktator ernannt. Dieser wählte unter allgemeiner Zustimmung 177 neue Väter, nämlich zuerst alle die, welche während der letzten fünf Jahre ein kurulisches Amt bekleidet hatten und noch nicht in den Senat aufgenommen waren, dann die, welche Abilen, Volkstribunen oder Quästoren gewesen waren, und zuletzt solche Bürger, die eine Waffenbeute in ihrem Hause aufgehängt oder eine Bürgerkrone erhalten hatten.

Auch Hannibal erkannte, wie sehr er der Verstärkung bedürfe, um den aus ihrer Bürgerchaft sich immer erneuernden Heeren Roms gewachsen zu sein. Bald nach der Schlacht bei Cannä hatte er deshalb seinen Bruder Mago nach Karthago geschickt, um von den errungenen Siegen zu berichten und um Unterstützung an Geld und Truppen zu verlangen. Vier römische Konsuln, rühmte Mago, seien von Hannibal besiegt, mehr als 200 000 Feinde seien getödet, über 50 000 gefangen; ein großer Teil der römischen Bundesgenossen habe bereits die Partei der Karthager ergriffen. Je näher die Aussicht sei, den Krieg beendigen zu können, um so kräftiger müsse Hannibal unterstützt werden, der fern von der Heimat Krieg führe, dessen Heer durch so viele Schlachten vermindert sei. Zur Bestätigung seines Berichtes ließ er in der Vorhalle des Rathhauses die goldenen Ringe ausschütten, die den gefallenen römischen Rittern abgezogen worden waren. Der Haufe derselben soll so groß gewesen sein, daß sie drei Modii füllten. Nun hatte zwar Hannibal viele Gegner in Karthago, die ihm gar keine Unterstützung schicken wollten und deshalb erklärten, nach solchen Siegen könne er derselben nicht bedürfen. Dennoch setzten seine Freunde durch, daß er Verstärkungen erhielt, freilich weit geringere, als er verlangt hatte.

Eben damals aber bot sich ihm von anderer Seite eine Aussicht auf Hülfe dar. König Hieron von Syrakus war gestorben, nachdem er funfzig Jahre lang an dem Bündnisse mit den Römern unverbrüchlich festgehalten hatte, und sein funfzehnjähriger Enkel Hieronymos, der ihm in der Regierung nachfolgte, trat zu den Karthagern über. Zwar machten sich Hieronymos und seine Vormünder durch ihren Übermut und durch ihre Laster bald so verhaßt, daß sie schon nach kurzer Regierung ermordet wurden, und viele von den Bürgern, namentlich von den angesehenen, waren gegen jeden Krieg mit den Römern; der großen Menge aber war alles, was römisch hieß, verhaßt. Durch die Gunst derselben wurden Hippokrates und Epithides zu Prätores gewählt, zwei

abgesagte Feinde der Römer. Gestützt auf den Gehorsam der Mietsoldaten und der zahlreichen römischen Überläufer, versuchten dieselben ihre Herrschaft durch Grausamkeit und Gewaltthätigkeit zu sichern, so daß viele, welche die Tyrannei derselben nicht ertragen mochten, aus der Stadt flüchteten.

Da also Gefahr drohte, Sicilien an die Karthager zu verlieren, so schickten die Römer den Consul Marcellus dahin. Dieser stürmte zuerst Leontini, das eine große Schar römischer Überläufer aufgenommen und die benachbarten Gebiete des römischen Siciliens feindlich behandelt hatte. Dann zog er vor Syrakus und griff dasselbe zugleich vom Lande und von der See aus an. Er zweifelte nicht, daß es ihm gelingen werde, in die weit ausgedehnte Stadt auf irgend einer Seite einzudringen, und setzte alle zum Sturm auf Städte erforderlichen Werkzeuge gegen die Mauern in Bewegung.

Die mit so großem Eifer begonnene Unternehmung würde auch sicher Erfolg gehabt haben, wenn nicht die Kunst des Archimedes entgegengearbeitet hätte. Dieser Mann, der damals in Syrakus lebte, war nämlich ein ganz vorzüglicher Beobachter des Himmels und der Gestirne; noch bewunderungswürdiger aber war er als Erfinder und Verrichtiger von Geschützen und Kriegswerkzeugen, durch die er mit geringem Aufwande an Kraft alle noch so großen Anstrengungen der Feinde vereitelte. Zunächst besetzte er die Mauern mit Wurfgeschützen, so wie sie ihm für jede Stelle geeignet schienen. Denn die Mauern von Syrakus waren über eine Kette von Hügeln geführt, meist hoch und unzugänglich; an einigen Stellen aber standen sie in der Tiefe, so daß man von den Thalebeneben aus herankommen konnte. Nun bestürmte aber Marcellus den am Meere gelegenen Teil der Mauern mit 60 Fünfruderern. Auf einem Teile derselben befanden sich die Bogenschützen und Schleuderer, deren Geschosse nicht leicht jemand auf der Mauer ohne Wunde stehen ließen. Von acht anderen Fünfruderern aber hatte man je zwei so mit einander verbunden, daß sie Bord an Bord lagen und von den Rudern an beiden Außenseiten wie ein Schiff fortbewegt wurden. Auf diesen vier Doppelschiffen standen große Türme mit mehreren Stockwerken und die zur Erschütterung der Mauern nötigen Werkzeuge. Gegen solche Anstalten von der Seeseite stellte nun Archimedes Wurfgeschütze verschiedener Art auf die Mauern. Auf die entfernteren Schiffe schleuderte er Steine von ungeheurem Gewichte; auf die näheren warf er kleinere, aber um so dichtere Geschosse. Dann brach er eine Menge Schießscharten durch die Mauer, nach innen $1\frac{1}{2}$ Fuß, nach außen eine Hand breit, so daß die Seinigen, ohne selbst verwundet zu werden, den Feind mit Pfeilen und Skorpionen beschießen konnten. Wagten sich

[214
v. Chr.]

nun einige Schiffe dicht an die Mauer, um unter den Schuß zu kommen, so faßte man das Borderteil derselben mit eisernen Zangen, die mittelst starker Ketten an einem auf der Mauer liegenden Schwebebalken befestigt waren. Hierauf zog man das andere, mit großen Bleigewichten beschwerte Ende des Schwebebalkens zur Erde herab und hob dadurch das Borderteil des Schiffes hoch in die Luft; dann ließ man es plötzlich zurückschnellen, so daß die Seeleute durch einander geschleudert wurden und das Schiff durch seinen starken Prall auf die Wogen, selbst wenn es wieder gerade zu stehen kam, zum mindesten viel Wasser schöpfte. Auf solche Weise wurde der Angriff von der Seeseite abgewehrt, und die Römer mußten alle Hoffnung auf den Sturm zu Lande setzen. Hier aber waren die Mauern ebenfalls überall mit Wurfgeschützen besetzt, die König Hieron schon seit vielen Jahren durch Archimedes hatte aufstellen lassen. Auch die Steilheit des Felsens, auf dem die Mauern standen, kam der Verteidigung zu statten, so daß alle Versuche der Römer scheiterten. Sie beschloßen deshalb in einem Kriegsrate, von der Bestürmung abzustehen und nur durch Einschließung zu Lande und zur See der Stadt die Zufuhr abzuschneiden.

Zu diesem Zwecke blieb die Hauptmacht des römischen Heeres vor Syrakus, während Marcellus mit etwa dem dritten Teile seiner Streitmacht aufbrach, um mehrere zu den Karthagern abgefallene Städte wieder zu unterwerfen. Einzelne derselben, die er mit Sturm nahm, ließ er zerstören, um durch solche Bestrafung die übrigen abzuschrecken. Seine Maßregel hatte aber den entgegengesetzten Erfolg; die Grausamkeit der Römer bewirkte vielmehr eine so große Erbitterung, daß auch die Städte, welche bis dahin geschwankt hatten, zu den Karthagern übertraten. Diese glaubten, jezt sei die Zeit zur Wiedereroberung Siciliens gekommen, und schickten deshalb Heere und Flotten, um den aufgestandenen Städten beizustehen. Nun mußte Marcellus fast ohne Unterbrechung im Innern der Insel und zur See mit den Städten und mit den Karthagern kämpfen, war aber nicht imstande, die so vielfach unterstützten Syrakusaner völlig einzuschließen, so daß dieselben namentlich zur See von Karthago her ausreichende Zufuhr erhielten.

Infolge dessen zog sich die Belagerung sehr in die Länge. Sie dauerte schon in das dritte Jahr, als ein Zufall es den Römern ermöglichte, Epipolä, den höchstgelegenen westlichen Stadtteil einzunehmen. Als nämlich über die Auswechslung eines vornehmen Gefangenen unterhandelt wurde, nahm einer der römischen Abgesandten die Gelegenheit wahr, die Mauern in der Nähe zu mustern und entdeckte eine Stelle, die nicht schwer zu ersteigen war. In der Nacht nach dem Dianafeste, als die Römer annehmen konnten, daß die Bürger nach den voraus-

gegangenen Gastereien in festem Schlafe lägen, mußten dann etwa tausend Soldaten an dieser ausgespähten Stelle die Mauer ersteigen und den übrigen die Thore öffnen. So wurde Epipolä nach geringem Kampfe eingenommen, und nun mußten Tycha und Neapolis, die beiden östlich an Epipolä stoßenden, tiefer gelegenen Stadttheile, jeder so groß wie eine Stadt, sich den Römern ergeben. Marcellus überließ sie den Soldaten zur Plünderung; doch befahl er ihnen, das Leben aller Freigeborenen zu schonen. Des Mordens mußten sie sich also enthalten; des Raubens aber war kein Ende, bis sie alle während eines vieljährigen Wohlstandes in den Häusern aufgehäuften Güter herausgeholt hatten.

Der große Stadtteil Akhradina aber und die feste Insel Ortygia widerstanden noch lange den Römern, unterstützt durch ein Heer von Karthagern und Sicilianern, das am Hafen lagerte. Die Römer gerieten dadurch in nicht geringe Bedrängnis, zumal als im Herbst eine schreckliche Pest beide Heere heimsuchte. Doch litten sie noch weniger davon als ihre Feinde. Denn als Marcellus seine kranken Truppen in die Häuser der eroberten Stadttheile legte, stellten der Schatten und der Schutz der Dächer dieselben bald wieder her. Das Heer der Karthager dagegen, das in der Tiefe stand, ging fast völlig zu Grunde, während die Sicilianer nach ihren Städten auseinanderliefen, um der Krankheit zu entgehen. Auch Hippokrates wurde von der Pest hinweggerafft, und Epithes, der den baldigen Untergang von Syrakus voraussah, machte sich davon, um in Akragas abzuwarten, was geschehen werde.

Nach seinem Abzuge kam es zu Unterhandlungen zwischen Marcellus und den Bürgern. Die Söldner aber und die römischen Überläufer wollten von Übergabe der Stadt nichts wissen. Sie griffen zu den Waffen, stießen die Magistratspersonen nieder und stürmten dann mordend und plündernd durch die Straßen der Stadt. Um indes nicht ohne Anführer zu sein, wählten sie sechs Obersten, drei für Akhradina und drei für die Insel.

Einer von den für Akhradina gewählten Obersten war ein Spanier Namens Mörikus. An diesen wandte sich einer von den Spaniern, die im Heere des Marcellus dienten, und setzte ihm auseinander, daß ganz Spanien den Karthagern entrisen sei und jetzt den römischen Waffen gehorche. Wenn er in sein Vaterland zurückkehren und dort etwas gelten wolle, müsse er auf römischer Seite kämpfen. Mörikus ließ sich gewinnen und schickte seinen Bruder an den Marcellus, um mit demselben zu beraten, wie er ihm die Stadt in die Hand liefern könne. Der Verabredung gemäß ließ dann Marcellus einen Teil seines Heeres gegen Akhradina stürmen, während die übrigen Soldaten sich in den

Schiffen zum Kampfe bereit halten mußten. Mörkus schloß sich mit seinen Truppen den Römern an und überlieferte ihnen den Theil der Stadt, der seinem Befehle anvertraut war. Sonst aber wurde die Stadt hartnäckig verteidigt; auch von der Insel eilten die Soldaten scharenweise herbei, um den Angriff der Feinde zurückzuschlagen. Unterdessen landeten die übrigen römischen Truppen auf der von Verteidigern fast entblößten Insel und eroberten sie ohne großen Kampf. Jetzt ließ Marcellus zum Rückzuge blasen, um, ehe es zur Plünderung käme, die berühmten königlichen Schätze zu sichern, die noch aus Hierons Zeit stammten.

Durch diese Unterbrechung des Kampfes erhielten die Überläufer Zeit zur Flucht; die endlich von ihrer Furcht erlöst Syrakusaner aber schickten Gesandte an den Marcellus und baten um Schonung ihres Lebens. Dieser ließ Wachen ausstellen, um die königlichen Schätze und die Häuser derer zu schützen, welche ihre Zuflucht zu den Römern genommen hatten; darauf gab er die Stadt der Plünderung preis. Zu den mancherlei Greueln, die hier aus Wut und Raubsucht begangen wurden, gehört auch die Tötung des Archimedes. Derselbe wurde, wie erzählt wird, von einem Soldaten, der ihn nicht kannte, niedergestoßen, als er trotz des Getümmels, wie es der Schrecken über die Eroberung der Stadt und das Umherstürmen der plündernden Soldaten erzeugen mußten, ganz vertieft in die Figuren war, die er in den Sand gezeichnet hatte. Marcellus soll hierüber sehr betrübt gewesen sein und deshalb für die Bestattung des Archimedes gesorgt, auch seine Verwandten aufgesucht haben, denen so der Ruhm seines Namens Ehre und Schutz brachte.

²¹²
n. Chr.

Auf diese Art wurde die Stadt Syrakus erobert, in der sich soviel Beute fand, wie kaum die Eroberung Karthagos ergeben haben würde.

Nach und nach wurden nun auch die übrigen Städte auf Sicilien wieder erobert, und die Karthager mußten ganz von der Insel weichen. Zwei Jahre nach der Einnahme von Syrakus wurde Akragas, ihr letzter Zufluchtsort, von den Römern besetzt. Kurz vorher hatte Marcellus Sicilien verlassen, da er für dieses Jahr zum Konsul gewählt worden war. Seitdem stand er wieder in Süditalien dem Hannibal gegenüber, bis er zwei Jahre darauf, während seines vierten Konsulates, nicht weit von Venusia in einen Hinterhalt fiel, als er mit geringer Bedeckung ausgeritten war, um die Stellung der Feinde zu erkunden. Tapfer wehrte sich Marcellus, wiewohl er schon über sechzig Jahr alt war, bis er sterbend vom Pferde sank. Seinen Leichnam ließ Hannibal ehrenvoll bestatten.

Wie die Karthager bei Jama besetzt wurden und Frieden schließen mußten.

I.

Schon nach der Schlacht bei Kannä hatte Hannibal erkannt, daß es ihm trotz der errungenen Siege nicht möglich sein würde, mit seinem durch Schlachten und Krankheiten verminderten Heere Rom zu erobern. Er hatte deshalb, wie vorher erzählt worden ist, durch seinen Bruder Mago in Karthago um Verstärkung gebeten. Nun war freilich, was ihm von dorthier geschickt wurde, keineswegs ausreichend; doch konnte er auf Unterstützungen von anderer Seite rechnen: von den sicilischen Städten, vom Könige Philipp von Makedonien und von seinem Bruder Hasdrubal in Spanien. Seine Hoffnungen auf Sicilien waren dann durch die Siege des Marcellus vereitelt worden. König Philipp hatte mit Hannibal ein Bündnis geschlossen; den Römern aber war es gelungen, die Griechen gegen ihn aufzureizen, so daß er im eigenen Lande genug zu schaffen hatte und außerstande war, Truppen nach Italien zu schicken. Anders war es in Spanien gegangen. Hier hatten der Prokonsul Publius Scipio und sein Bruder Gnaeus mit wechselndem Glücke gegen Hasdrubal gekämpft, zuletzt aber, im 542. Jahre der Stadt, fielen beide Feldherren, und ihre Heere wurden fast gänzlich aufgerieben. Als dies in Rom bekannt wurde, soll anfangs niemand den Mut gehabt haben, sich um den Oberbefehl in Spanien zu bewerben, bis Publius Kornelius, der vierundzwanzigjährige Sohn des gefallenen Prokonsuls, der schon an der Trebia und nach der Schlacht bei Kannä sich so rühmlich ausgezeichnet hatte, dies Amt für sich erbat. Unter Freudengeschrei und Beifallruf wurde er einstimmig gewählt und mit frischen Truppen nach Spanien geschickt. Hier gelang es ihm, den Hasdrubal zu schlagen; er konnte aber nicht verhindern, daß derselbe mit dem größten Teile seines Heeres Spanien verließ. Glücklicherweise gelangte Hasdrubal über die Pyrenäen und Alpen nach Italien; doch ehe er sich mit seinem Bruder vereinigen konnte, wurde sein Heer nicht weit von Sena, beim Übergange über den Metaurus von den Römern angegriffen und beinahe völlig aufgerieben. Hasdrubal selbst fiel in dieser Schlacht. Seinen Kopf ließ der Konsul den Vorposten vom Heere Hannibals zuwerfen. Auf diese Weise erhielt Hannibal die erste Kunde von der Niederlage seines Bruders. Von solchem Unglücke seines Vater-

212
v. Chr.

207
v. Chr.

landes und seiner Familie zugleich betroffen, soll er ausgerufen haben, jetzt erkenne er Karthagos Geschick. Er blieb seitdem auf einige Gegenden Süditaliens beschränkt und war nicht mehr imstande, alle zu ihm übergetretenen Städte zu behaupten; doch gab er den Kampf noch nicht auf.

Für den Krieg in Spanien hatte indes Hasdrubals Abzug die Folge, daß es dem Scipio allmählich gelang, die Karthager ganz hinauszutreiben. Darauf kehrte er nach Rom zurück und bewarb sich um das Konsulat. Alle Centurien ohne Ausnahme gaben ihm ihre Stimmen. Alsdann erbat er sich die Verwaltung der Provinz Sicilien und die Erlaubnis, den Krieg nach Afrika hinüberzutragen.

Die Väter waren nun zwar mit den kühnen Plänen des jungen Konsuls nicht recht einverstanden, vom Volke aber wurde derselbe ganz außerordentlich bewundert. Dies verdankte er nicht allein seinen wirklichen Vorzügen, sondern auch einer gewissen Geschicklichkeit, dieselben zur Schau zu tragen. Wenn er vor dem Volke auftrat, pflegte er sich auf Erscheinungen im Traume oder auf andere göttliche Eingebungen zu berufen, sei es daß er selbst von frommer Einbildung nicht frei war, sei es daß er glaubte, seine Vorschläge würden deshalb, gleichwie Aussprüche eines Orakels, um so besser befolgt werden. Um damit leichter Glauben zu finden, ging er, seitdem er die männliche Toga angelegt hatte, jeden Tag auf das Kapitol in den Tempel des Jupiter, ehe er irgend ein öffentliches Geschäft oder eine persönliche Angelegenheit vornahm. Dort setzte er sich nieder und verweilte meist allein einige Zeit an verborgener Stelle. Diese Gewohnheit, die er sein ganzes Leben hindurch beibehielt, bewirkte, daß viele meinten, er sei von göttlicher Abstammung, und daß über seine Geburt mancherlei wunderbare Geschichten erzählt wurden. Solchem Glauben trat er niemals entgegen, bestärkte ihn vielmehr dadurch, daß er es in geschickter Weise vermied, sowohl solchen Gerüchten zu widersprechen, als auch sie geradezu zu bestätigen. Allerlei dergleichen, teils Wahres, teils Erdichtetes, steigerte die Bewunderung für ihn so hoch, daß viele ihn wie eine Art übermenschliches Wesen betrachteten. Hierauf vertraute die Bürgerschaft, als sie seinem noch keineswegs reifen Alter eine solche Last von Geschäften und so wichtige Feldherrnstellen übertrug.

Die Väter freilich bewilligten ihm nur wenige Truppen; doch boten ihm viele Freiwillige aus allen Teilen Italiens ihre Dienste an, so daß er deren etwa 7000 in sein Heer einreihen konnte. Ferner bildete er zwei Legionen aus den Soldaten, die sich bei Cannä und aus anderen unglücklichen Schlachten durch die Flucht gerettet hatten. Alle diese Soldaten hatte der Senat nach Sicilien geschickt, mit der Bestimmung, daß

sie vor Beendigung des Krieges nicht nach Italien zurückkehren, daß sie keine Stadt betreten dürften und im Winter wie im Sommer mindestens 10 000 Schritt von einer solchen entfernt lagern mußten. Vergeblich hatten dieselben schon den Prokonsul Marcellus gebeten, sie wieder im regelmäßigen Kriegsdienste zu verwenden und ihnen Gelegenheit zu geben, im Kampfe zu sühnen, was ihnen vorgeworfen werde. Damals hatte der Senat erklärt: er halte es nicht für gut, das Wohl des Staates Soldaten anzuvertrauen, die ihre kämpfenden Kameraden im Stiche gelassen hätten; doch stehe es dem Prokonsul frei, zu handeln, wie er es nach seiner eigenen Gewissenhaftigkeit für das Wohl des Staates am besten halte; nur dürfe keiner von diesen Soldaten eine kriegerische Belohnung erhalten noch nach Italien zurückkehren, so lange der Feind daselbst stehe. Dem Scipio waren Soldaten dieser Art nicht unwillkommen, da er wußte, daß die Niederlage bei Cannä nicht durch Feigheit von ihrer Seite verschuldet war, da es ferner im ganzen römischen Heere keine Soldaten gab, die so lange gedient hatten, und da er voraussetzen konnte, daß sie sich bemühen würden, durch ausgezeichnete Tapferkeit die Befreiung von ihrem schimpflichen Dienste zu erlangen. Für sein auf solche Weise zusammengesetztes Heer brachte Scipio 400 Transportschiffe zusammen, indem er die Städte in Etrurien und Sicilien zur freiwilligen Stellung derselben veranlaßte; 20 Kriegsschiffe hatte ihm der Senat bewilligt. So ging er im Frühlinge des Jahres 550 nach Afrika hinüber und begann Utika zu belagern.

204
v. Chr.

Gleich nach seiner Ankunft kam Massinissa, der Sohn des Massinierkönigs Gala, der über den östlichen Teil Numidiens geherrscht hatte, in das römische Lager. Nach dem Tode seines Vaters war er von dem mit den Karthagern verbündeten Könige Syphax, der über die Massinier im westlichen Teile Numidiens herrschte, aus seinem Reiche vertrieben worden, und alle Anstrengungen des jungen Fürsten, den Thron seines Vaters wiederzuerobern, waren vergeblich gewesen. Wiewohl er nun landflüchtig und nur von wenigen Reitern begleitet in das römische Lager kam, so erregte seine Ankunft doch große Freude.

Inzwischen rüsteten die Karthager ein großes Heer und stellten es unter den Befehl des Hasdrubal, Gisgons Sohn, der schon in Spanien gegen Scipio gekämpft hatte. Ein zweites Heer führte König Syphax herbei, der Hasdrubals Tochter Sophoniba zur Gemahlin hatte, und um deswillen ein Bundesgenosse der Karthager geworden war. Als diese beiden Heere heranrückten, gab Scipio die Belagerung von Utika auf und verschanzte sich auf einer weit in das Meer vorspringenden Landzunge. Von hier aus knüpfte er während des Winters Unterhandlungen an und schloß für die Dauer derselben Waffenstillstand. Seine

Gesandten aber ließ er nicht von Dienern, sondern von erfahrenen Hauptleuten in Sklavenkleidung begleiten, die während der Beratungen alle Einzelheiten der feindlichen Stellung ausspähen sollten. Hierzu hatten sie reichliche Muße, da die Unterhandlungen fast den ganzen Winter hindurch dauerten. Als der Frühling nahte, brach Scipio dieselben ab und rüstete sich zu einem Überfalle.

In der Stille der Nacht führte er sein Heer in zwei Abteilungen gegen die beiden feindlichen Lager und befahl, das des Syphax in Brand zu stecken. Rasch ergriff das Feuer die hölzernen Hütten und verbreitete sich halb über das ganze Lager. Aus dem Schlafe aufgeschreckt, dachten die Numidier nicht daran sich zu waffnen, sondern eilten den Brand zu löschen, fielen aber den bewaffneten Feinden in die Hände. Als die Karthager das benachbarte Lager brennen sahen, stürmten sie aus allen Thoren herbei, ohne eine Kriegslist zu vermuten, und waren daher nur mit Werkzeugen ausgerüstet, die zum Löschen dienen konnten. Nun ließ Scipio auch das karthagische Lager anzünden. Unaufhaltsam loderte die Flamme auf und verschlang alles in allgemeinem Brande. Bald stopften halbverbrannte Menschen und Tiere die Wege, und was vom Feuer verschont wurde, fiel durch das Schwert. So wurden beide Lager in einer einzigen unglücklichen Nacht vernichtet. Doch retteten sich die Feldherren mit kleinen Haufen ihrer meist verwundeten, halbbewaffneten Soldaten. Gegen 40 000 fanden theils im Kampfe, theils in den Flammen ihren Tod, über 5000 wurden gefangen, darunter viele vornehme Karthager und elf Senatoren. 174 Fahnen, fast 3000 numidische Pferde und sechs Elefanten wurden erbeutet, acht andere waren in den Flammen umgekommen.

Nach dieser furchtbaren Niederlage wurde im karthagischen Senate die Meinung laut, man müsse die Römer um den Frieden bitten. Dieser Vorschlag wurde verworfen. Mit derselben Standhaftigkeit im Unglück, wie vorher die Römer, beschloßen die Karthager den Krieg fortzusetzen und mit aller Kraft zu rüsten. Bald stand ein neues Heer dem Scipio gegenüber; auch Syphax führte neue Reitercharen heran. Nicht weit von Utika kam es zur offenen Feldschlacht, in der auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit bis in die Nacht gekämpft wurde. Wieder wurden die Karthager völlig geschlagen. Die Nacht hinderte zwar ihre rasche Verfolgung, am nächsten Tage aber brach Scipio auf und unterwarf zunächst die benachbarten Städte. Bald gelang es einer Abteilung seines Heeres, den König Syphax gefangen zu nehmen, und nun traten die Massylter mit Freuden zum Massinissa als zu ihrem lange ersehnten Könige über. Dann eilte Massinissa nach Cirta, der Hauptstadt des Syphax, rief die angesehensten Einwohner zusammen,

zeigte ihnen ihren gefesselten König und zwang sie, ihm die Stadt zu übergeben. In raschen Zügen eroberten die Römer nun alle von Syphax mit Besatzungen belegten Städte. Sophoniba, die Gemahlin des Königs, warf sich dem Massinissa zu Füßen und bat ihn, sie nicht den Römern auszuliefern. Weil sie noch in jugendlichem Alter und von außerordentlicher Schönheit war, so wurde Massinissa nicht nur von Mitleid, sondern auch von Liebe zu ihr ergriffen; er reichete ihr seine Rechte zum Zeichen, daß er ihre Bitte gewähre. Dann ging er in den Palast, und da er kein anderes Mittel sah, sein Versprechen zu erfüllen, so feierte er auf der Stelle seine Vermählung mit ihr in der Hoffnung, Scipio werde die Gemahlin des Massinissa nicht als Gefangene behandeln wollen. Scipio indessen mißbilligte ganz entschieden die rasche Handlung des Königs und erklärte ihm, Sophoniba sei wie alles andere, was dem Syphax gehört habe, Eigentum des römischen Volkes geworden. Da rief Massinissa einen vertrauten Sklaven, der für unvorhergesehene Fälle Gift mit sich führte, und befahl ihm: „Bringe der Königin einen Becher dieses Giftes und sage ihr, ich würde gern gegen sie so gehandelt haben, wie ich als Gatte meiner Gattin schuldig bin. Weil aber die, welche die Macht in Händen haben, mich daran verhindern, so halte ich wenigstens mein Versprechen, sie nicht lebendig in römische Gewalt kommen zu lassen. Wenn sie ihres Vaters, ihres Vaterlandes und der beiden Könige gedenkt, deren Gemahlin sie gewesen ist, so wird sie selbst wissen, welcher Rat und Entschluß ihr allein übrig bleibt.“ Als Sophoniba mit dieser Botschaft zugleich den Giftbecher empfing, sagte sie: „Ich nehme ihn als das Hochzeitsgeschenk meines Gatten an, das mir nicht unwillkommen ist, wenn er seiner Gattin nichts Größeres erwirken konnte. Das aber sage ihm: ich würde ehrenvoller gestorben sein, wenn ich mich nicht am Rande des Grabes noch einmal vermählt hätte.“ Nachdem sie diese Worte völlig gelassen gesprochen hatte, trank sie furchtlos, ohne zu zittern, den Becher aus. Bei der Nachricht davon besorgte Scipio, daß sich Massinissa in seiner leidenschaftlichen Aufregung ein Leid anthun könne. Er ließ ihn deshalb zu sich rufen, tröstete ihn und verwies ihm mit Sanftmut, daß er eine Unbesonnenheit durch eine zweite habe gut machen wollen. Am folgenden Tage aber rief er das Heer zur Versammlung, redete öffentlich den Massinissa zum ersten Mal als König an und beschenkte ihn mit einem goldenen Kranze, kuruksischem Stuhle, elfenbeinernem Stabe und gesticktem Ober- und Unterkleide, wie es die römischen Feldherren beim Triumph zu tragen pflegten. Diese Ehrenbezeugungen beruhigten das Herz des Königs und erhoben ihn zu der Hoffnung, er werde bald ganz Numidien besitzen.

II.

In ihrer Not beschloffen jetzt die Karthager den Hannibal zurückzurufen. In seinem Schmerze soll Hannibal sich kaum der Thränen enthalten haben, als ihm dies gemeldet wurde. „Jetzt also,“ sagte er, „rufen sie mich zurück, nachdem sie durch Verweigerung von Truppen und Geld mich um die Frucht meiner Siege gebracht haben. Hannibals Besieger sind nicht die Römer, die er so oft zusammengehauen und verfolgt hat, sondern der karthagische Senat in seiner Mißgunst und seinem Haß. Über diesen meinen schimpflichen Abzug wird Scipio nicht lauter frohlocken als Hanno, der meine Familie, da er sie auf andere Weise nicht vernichten kann, unter den Trümmern Karthagos begräbt.“ In der Voraussicht, daß es so kommen würde, hatte er die Schiffe schon bereit gehalten. Er schickte nun die weniger guten Truppen als Besatzungen in die bruttischen Städte, die noch zu seiner Partei hielten. Den Kern des Heeres schiffte er ein; viele von seinen italischen Soldaten aber, die sich weigerten ihm zu folgen, ließ er niederstoßen. Noch vom Meere aus soll er unter Klagen über Götter und Menschen oft zurückgeblückt haben nach der Küste Italiens, das er sechzehn Jahre lang mit feindlichem Heere durchzogen hatte, indem er auf sich selbst schalt, daß er nicht sein Heer unmittelbar von Kannä gegen Rom geführt habe.

Gleichzeitig mit Hannibal schiffte sich auch sein Bruder Mago ein, der nicht lange vorher bei Genua gelandet war, um die Gallier von neuem unter die Waffen zu rufen. Noch kurz vor seiner Abberufung war er von den Römern geschlagen worden; schwer verwundet bestieg er das Schiff und starb während der Überfahrt.

202
v. Chr.

Von Hadrumetum aus zog Hannibal in Eilmärschen gegen Scipio, der bei Zama, fünf Tagereisen südlich von Karthago, stand. In der Hoffnung, jetzt günstigere Friedensbedingungen erhalten zu können als nach einer Niederlage, ließ Hannibal den römischen Feldherrn um eine Unterredung bitten, und da Scipio dieselbe nicht ausschlug, wählten sie in der Mitte zwischen beiden Lagern einen Platz, den man von beiden Seiten übersehen konnte, so daß keiner einen Hinterhalt zu besorgen hatte. Hier trafen die beiden Feldherren zusammen, jeder nur von einem Dolmetscher begleitet. So sehr aber Hannibal den Frieden wünschte, so glaubte er doch die Bedingungen Scipios nicht annehmen zu können. Ohne den Frieden geschlossen zu haben, kehrten sie in ihre Lager zurück und befahlen ihren Truppen, sich zum letzten Kampfe zu rüsten, aus dem sie, wenn das Glück ihnen beistände, nicht nur für einen Tag, sondern für immer als Sieger hervorgehen würden. Ob Rom oder

Karthago den Völkern Befehle geben sollte, werde am folgenden Tage entschieden werden. Denn nicht Afrika, nicht Italien, sondern der Erdkreis werde der Preis des Siegers sein, aber diesem Preise entsprechend auch die Gefahr derer, für welche die Schlacht unglücklich ablaufe. Und in der That stand den Römern in dem fremden, unbekanntem Lande kein Weg zur Flucht offen; Karthago aber sah, wenn auch seine letzte Kraft noch verbraucht wurde, der Zerstörung entgegen. Da eine Entscheidung von solcher Bedeutung bevorstand, so suchten beide Feldherren den Mut ihrer Truppen aufs höchste anzufeuern. Hannibal rief seinen Soldaten die seit sechzehn Jahren auf italischem Boden erfochtenen Siege in das Gedächtnis, in denen sie so viele römische Feldherren getödet und ihre Heere vernichtet hatten. Wo er an Krieger kam, die in irgend einer Schlacht sich ausgezeichnet hatten, nannte er jedem einzelnen seine Ehrenthat. Scipio dagegen erinnerte die Römer an ihre Kämpfe in Spanien, an die neulichen Schlachten in Afrika und an das eigene Geständnis der Feinde, die ja aus Furcht hätten um Frieden bitten müssen. Er verkündigte, die Auspicien seien jetzt dieselben gewesen wie die, unter welchen einst ihre Väter bei den ägatischen Inseln gekämpft hätten. Das Ende des Krieges und der Anstrengungen sei da; die Beute Karthagos, die Rückkehr in das Vaterland, zu ihren Eltern, Kindern, Gattinnen und Benaten sei ihnen schon gewiß. Dies sprach er mit so erhabener Sicherheit und so froher Miene, daß man hätte glauben können, er habe den Sieg schon errungen.

Darauf ordnete er die Hastaten, Principes und Triarier so in drei Treffen, daß die Abteilungen nicht dicht aneinander traten, sondern kleine Strecken dazwischen frei blieben, damit die eindringenden Elefanten die Ordnung der Glieder nicht stören könnten. Auf den rechten Flügel stellte er die numidischen Reiter unter Massinissa, auf den linken die von Lilius befehligten italischen Reiter. In die Lücken zwischen die Abteilungen der beiden ersten Glieder ließ er die leichten Truppen treten mit dem Befehle, beim Ansturm der Elefanten hinter die Glieder zu flüchten und von der Seite auf die Elefanten zu schießen.

Hannibal stellte die Elefanten, deren er achtzig hatte, an die Spitze, hinter sie die gallischen Hilfstruppen, an welche sich die Balearen und Mauren angeschlossen. Das zweite Treffen bildeten die Karthager und eine makedonische Legion. Durch einen mäßigen Zwischenraum von denselben getrennt, standen dahinter die italischen Truppen, denen er nicht recht traute, da sie ihm mehr aus Zwang als aus Neigung gefolgt waren. Die Reiterei kam gleichfalls auf die Flügel, die Karthager auf den rechten, die Numidier auf den linken.

Noch sprachen die karthagischen Heerführer zu ihren Truppen, als

die Römer schon Trompeten und Hörner erschallen ließen und ein so fürchterliches Geschrei erhoben, daß die erschreckten Elefanten sich gegen den linken Flügel des eigenen Heeres wandten. Massinissas Angriff vermehrte die Bestürzung, so daß die karthagische Linie auf dieser Seite von Reiterei entblößt ward. Einige Elefanten aber, die, ohne scheu zu werden, auf den Feind getrieben wurden, richteten anfangs unter den Leichtbewaffneten eine große Niederlage an, obgleich sie selbst viele Wunden empfangen, sobald sie in die Lücken der römischen Linie eingebrungen waren. Von beiden Seiten wurden sie mit Geschossen überschüttet, bis sie endlich davonliefen und nunmehr die Reiter des karthagischen rechten Flügels in Verwirrung brachten. Sobald Lilius dies sah, stürzte er sich auf dieselben und jagte sie in die Flucht.

So war auf beiden Flügeln der karthagischen Linie die Reiterei schon besiegt, als ihr Fußvolk erst zum Kampfe kam, das jetzt dem Feinde an Zutrauen und Stärke nicht mehr gleich war. Bald wandten sich die Gallier zur Flucht; die Karthager aber ließen sie nicht in ihre Glieder hinein, sondern drängten sie auf die Flügel und in das umliegende freie Feld hinaus, um ihre zum Angriff vorgehende, noch unverkehrte Linie nicht mit Leuten zu vermischen, die durch Flucht und Wunden bereits eingeschüchtert waren. Ihr Angriff brachte das erste Treffen der Römer in Unordnung. Da ließ ihm Scipio schnell das Zeichen zum Rückzug geben und befahl dem zweiten und dritten Treffen, auf die Flügel zu treten, damit die so in die Mitte genommenen Hastaten mehr Sicherheit und Kraft gewinnen. Dann begann die Schlacht von neuem, und die Römer trafen jetzt auf ihre eigentlichen Feinde, die an Waffen, an Kriegserfahrung, an Thatenruf ihnen gleich waren und von der Entscheidung ebensoviel wie sie selbst zu hoffen oder zu fürchten hatten. Doch durch Zahl und Mut waren die Römer im Vorteil, weil sie schon die Reiterei und die Elefanten in die Flucht getrieben hatten und nach Befiegung der ersten Linie bereits gegen die zweite fochten. Auch kehrten Lilius und Massinissa, die der geschlagenen Reiterei ziemlich weit gefolgt waren, zu rechter Zeit zurück und fielen der feindlichen Linie in den Rücken. Dieser Reiterangriff warf endlich den Feind. Viele wurden auf dem Schlachtfelde umringt und niedergehauen, andere, die über das offene Feld zu fliehen versuchten, fanden zerstreut ihren Tod von der nach allen Seiten hinsprengenden Reiterei. Von den Karthagern und ihren Verbündeten blieben an diesem Tage über 20 000 und fast eben so viele gerieten in Gefangenschaft; außerdem wurden 132 Fahnen und 11 Elefanten erbeutet. Von den Siegern fielen etwa 1500.

Hannibal selbst flüchtete mit wenigen Reitern nach Hadrumetum, nachdem er vor und während der Schlacht alles, was in seinen Kräften

stand, gethan und nach dem Geständnisse des Scipio wie aller Kriegsvverständigen auch in dieser Schlacht sich als ein vorzüglicher Feldherr gezeigt hatte. Von Hadrumetum ging er nach Karthago. Als Knabe hatte er seine Vaterstadt verlassen; nach einer Abwesenheit von 36 Jahren, nachdem er ganz Spanien, Gallien jenseit und diesseit der Alpen und Italien von den Alpen bis zur Meerenge siegreich durchzogen hatte, kam er als Besiegter zurück. Dem Senate erklärte er, daß nicht nur die Schlacht, sondern der Krieg verloren sei und daß die Stadt nur durch den Abschluß des Friedens gerettet werden könne.

So sahen die Karthager sich also gezwungen, die Bedingungen des Siegers anzunehmen. Scipio war zum Frieden bereit, da er bedachte, wie schwer und langwierig es sein würde, das feste und starke Karthago zu belagern, und da er fürchtete, daß ein Nachfolger ankommen und ihm den Ruhm, diesen Krieg beendigt zu haben, aus der Hand winden könnte. Mit Genehmigung des Gesamtvolfes verlangte er deshalb von den Karthagern, daß sie ihre Kriegsschiffe bis auf zehn Dreiruderer, die zahmen Elefanten, die Überläufer, die entlaufenen Sklaven und die römischen Gefangenen, deren sie an viertausend hatten, ausliefern sollten. Dann mußten sie sich verpflichten, keine Elefanten mehr zu zähmen, ohne Erlaubnis der Römer keinen Krieg zu führen, 50 Jahre lang je 200 Silbertalente zu zahlen und 100 von Scipio auszuwählende Geiseln zu stellen, nicht jünger als vierzehn, nicht älter als dreißig Jahre.

Auf diese Bedingungen hin wurde im siebzehnten Jahre der Krieg ²⁰¹ beendigt. Die Schiffe — es sollen ihrer fünfhundert von allen Arten ^{v. Chr.} gewesen sein — ließ Scipio auf die hohe See hinausfahren und verbrennen. Den Massinissa beschenkte er vor versammeltem Heere mit der Stadt Cirta und mit allen Städten und Landschaften, die früher dem Syphax gehört hatten. Dann kehrte er nach Rom zurück. Bei seinem Zuge durch die Städte Italiens strömten die Städtebewohner zusammen zu seinem ehrenvollen Empfange. Scharen von Landleuten besetzten die Heerstraße. In den Staatskass' lieferte er 123 000 Pfund Silber, jedem seiner Soldaten gab er als Anteil an der Beute 400 As. Zum Andenken an diesen glücklichen Feldzug erhielt er den Beinamen Africanus.

200-197
v. Chr.**Vom Kriege mit König Philipp von Makedonien.**

I.

200
v. Chr.

An den Frieden mit den Karthagern reihte sich sogleich der Krieg mit König Philipp von Makedonien, weil derselbe die griechischen Bundesgenossen der Römer bedrängte, die, wie vorher erzählt worden ist, während des punischen Krieges den König angegriffen und dadurch verhindert hatten, zur Unterstützung Hannibals ein Heer nach Italien zu führen. Während ein Teil des makedonischen Heeres die Marnanen bei einem Angriffe auf Athen unterstützte, zog der König selbst an den Hellespont, besetzte Anos, Gläos, Sestos und belagerte dann Abydos, das sich tapfer verteidigte.

Als endlich ein Teil der Mauer in Trümmern lag und der Feind sich bereits durch Erdgänge der inneren, eilends erbauten zweiten Mauer näherte, schickten die Abydener Gesandte an den König, um mit ihm die Bedingungen der Übergabe zu verhandeln. Sie verlangten, daß die von den Rhobiern und vom Könige Attalos von Pergamon gesendeten Hilfstruppen abziehen und daß alle Einwohner, jeder nur mit einem Rocke bekleidet, die Stadt verlassen dürften. Da der König aber darauf bestand, daß ihm alles überlassen werde, so wurden die Einwohner von ebenso großer Verzweiflung ergriffen wie einst die Saguntiner. Sie brachten die Frauen in den Dianatempel, schlossen die freigebornen Knaben und Mädchen, selbst die Säuglinge mit ihren Ammen in die Ringschule ein, schleppten Gold und Silber auf den Marktplatz zusammen und trugen die anderen Kostbarkeiten auf die Schiffe im Hafen. Dann holten sie Priester und Opfertiere herbei und errichteten Altäre. Vor diesen wurden zuerst funfzig schon bejahrtere Männer zu dem Zwecke erwählt, sofort, wenn die letzten Verteidiger der Stadt vor der zertrümmerten Mauer gefallen seien, alle Weiber und Kinder zu töten, alles Gold und Silber in das Meer zu werfen, die Schiffe aber und die Stadt in Brand zu stecken. Dies zu thun, mußten sie nach einer von den Priestern vorgeschprochenen Verfluchungsformel in feierlicher Weise schwören. Dann schwuren auch die unter den Waffen Stehenden, daß keiner lebend in die Stadt zurückkehren werde, wenn es ihnen nicht gelinge, den Feind zu besiegen. Diesem Schwure treu fochten sie mit so großer Erbitterung, daß der König dadurch in

Schrecken gesetzt wurde und den Kampf abbrach. Als aber die Greise, welche den gräßlicheren Teil des Schwures auszuführen hatten, sahen, wie wenige aus der Schlacht zurückkehrten und daß auch diese durch ihre Wunden und durch Ermüdung entkräftet waren, da schickten sie bei Tagesanbruch die Priester im heiligen Schmucke zu dem Könige, um ihm die Stadt zu übergeben.

Noch vor der Übergabe traf der römische Gesandte Markus Amilius im Lager ein und verlangte von dem Könige, daß er den Angriff gegen die griechischen Städte aufgebe und wegen des den Rhodiern und dem Könige Attalos zugefügten Schadens sich einem Schiedsgericht unterwerfe. Der König antwortete, die Rhodier hätten ihn zuerst gereizt, Amilius aber unterbrach ihn: „Und was haben die Athener, was jetzt die Abydener gethan? wer von diesen hat den Streit angefangen?“ Da sagte der König: „Um dreier Ursachen willen verzeihe ich dir, daß du in so stolzem und herausforderndem Tone zu mir sprichst, erstens weil du jung und in den Geschäften noch unerfahren bist, zweitens weil du an Schönheit alle Altersgenossen übertriffst, am meisten aber weil du ein Römer bist. Ich habe zwar den Wunsch, daß ihr unserem Vertrage gemäß Frieden mit mir haltet, wenn ihr aber den Krieg wollt, so werde ich euch beweisen, daß der makedonische Name nicht weniger ruhmwürdig ist als der römische.“

So entließ Philipp den Gesandten und nahm dann das in Haufen vor ihn gebrachte Gold und Silber entgegen. Der Gefangenen aber ging er verlustig. Denn die Abydener waren von so großer Wut ergriffen, daß sie unter heftigen Vorwürfen gegen die Priester, welche sie zum Tode geweiht und dann doch lebend in die Gewalt der Feinde übergeben hätten, auseinander liefen, um zuerst die Frauen und Kinder und dann sich selbst zu töten. Voll Entsetzen über diese Leidenschaft hielt der König seine Truppen vom Eindringen in die Stadt zurück und sagte, er gebe den Abydnern drei Tage Zeit zum Sterben. Während dieser Zeit übten die Besiegten mehr Unthaten gegen sich selbst aus, als die erbitterten Sieger gethan haben würden, und es kam kein einziger lebend in feindliche Gewalt, außer solchen, die durch Ketten oder anderen Zwang behindert waren. Philipp legte eine Besatzung in die Stadt und ging dann in sein Reich zurück. Denn er wußte, daß ihm jetzt ein Krieg mit den Römern bevorstand.

Nun waren die Römer freilich von dem langen, schweren Kriege ermüdet, der Not und der Gefahren überdrüssig. Der Volkstribun Quintus Babijs schmähete deshalb auf die Väter und warf ihnen vor, sie ließen aus den Kriegen immer neue Kriege erwachsen, damit der

Bürger niemals des Friedens froh werden könne. So geschah es, daß die vom Konsul Sulpicius gestellte Frage:

Ob das Gesamtvolk wolle und befehle, daß dem Könige Philipp und seinen Unterthanen, den Makedoniern, wegen der Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten gegen Bundesgenossen des römischen Volkes der Krieg erklärt werde?

von den Centurien verworfen wurde. Auf den Beschluß des Senates aber berief der Konsul die Centurien zu nochmaliger Abstimmung und stellte ihnen die Notwendigkeit des Krieges vor Augen. „Die Frage kann nicht mehr sein,“ sagte er, „ob wir Krieg oder Frieden haben wollen, denn darüber läßt uns Philipp keine Wahl, der einen gewaltigen Krieg zu Wasser und zu Lande vorbereitet, sondern ob wir die Legionen nach Makedonien schicken oder den Feind in Italien erwarten wollen. Was für einen Unterschied das macht, haben wir im letzten punischen Kriege erfahren. Wenn wir den belagerten Saguntinern, die flehentlich unsere Bundeshülfe erbaten, dieselbe ohne zu zögern geleistet hätten, so würden wir den ganzen Krieg nach Spanien abgewendet haben, während das Zaudern ihn zu unserem größten Schaden nach Italien gezogen hat. Wenn wir der Erstürmung von Athen träge zusehen wie der Erstürmung von Sagunt, so wird Philipp nicht in fünf Monaten, wie Hannibal von Sagunt aus, sondern fünf Tage nach seiner Abfahrt von Korinth in Italien eintreffen.“

Herbst
200
v. Chr.

Seiner Ermahnung entsprechend beschloßen die Centurien den Krieg, und Sulpicius setzte mit zwei Legionen, den von den italischen Bundesgenossen gestellten Hilfstruppen und 1000 numidischen Reitern, die König Massinissa geschickt hatte, von Brundisium nach Syrien über. Er überwinterte in der Gegend von Apollonia, schickte aber einen Teil der Flotte unter Gajus Klaudius den Athenern zu Hülfe. Als die römischen Dreiruderer nach Peiræus kamen, erregten sie bei den schon verzagenden Bundesgenossen die größte Hoffnung. Denn jetzt hörten nicht nur die Streifzüge auf, welche die makedonische Besatzung von Korinth zu Lande unternahm, sondern auch die Kaperschiffe, die von Chalkis aus das Meer und die ganze Seeküste Attikas unsicher machten, wagten sich gar nicht mehr aus dem Euripos hinaus in das offene Meer. Nun kamen noch drei rhodische Viereruderer dazu, auch drei ungedeckte attische Schiffe waren da, die zum Schutz der Küste ausgerüstet waren. So glaubte Klaudius zum Schutze Athens stark genug zu sein; doch bot sich ihm die Gelegenheit, noch mehr zu thun.

Flüchtlinge aus Chalkis, die von den Makedoniern vertrieben worden waren, sagten ihm, Chalkis könne ohne Kampf genommen werden: denn die Makedonier schweiften, weil kein Feind in der Nähe

zu fürchten sei, nach allen Seiten umher; die Einwohner aber verließen sich auf die makedonische Besatzung und dächten nicht daran, die Stadt zu bewachen. Daraufhin brach Klaudius auf, und obgleich er so zeitig bei Sunion ankam, daß er noch bei Tage bis zum Eingange der Meerenge von Subva hätte weitersegeln können, so ließ er doch, um nicht bemerkt zu werden, wenn er um das Vorgebirge herumkäme, die Schiffe vor Anker gehen. Sobald es dunkel wurde, fuhr er wieder ab und kam kurz vor Tagesanbruch nach Chalkis. Eine kleine Anzahl Soldaten konnte an der am wenigsten bewohnten Seite der Stadt den nächsten Turm und einen Teil der Mauern mit Sturmleitern ersteigen, weil einige Stellen unbesezt gefunden wurden, an anderen die Wachen im Schlafe lagen. Als sie von hier aus in eine bewohntere Gegend kamen, stießen sie die Wachen nieder, erbrachen ein Thor und ließen die anderen Truppen ein. Jetzt zerstreuten sich die Römer durch die ganze Stadt, die in die größte Bewegung geriet, um so mehr da die Häuser am Markt in Brand gesteckt wurden. Die königlichen Kornkammern und das Zeughaus mit einem großen Vorrat von Maschinen und Geschützen gingen in Flammen auf. Inzwischen begann das Gemetzel, und die Fliehenden wurden ebenso niedergehauen, wie die, welche sich verteidigten. Als alles, was die Waffen tragen konnte, niedergehauen oder in die Flucht geschlagen war, brachte man die ganze Beute auf die Schiffe. Die Rhodier erbrachen auch das Gefängnis und ließen die Gefangenen frei, welche Philipp hier am sichersten untergebracht zu haben glaubte. Dann wurden noch die Bildsäulen des Königs umgestürzt und verstümmelt. Hierauf fuhr man wieder nach Peiræus zurück. Hätten die Römer Truppen genug gehabt, um Chalkis zu besetzen, ohne doch die Beschützung Athens aufzugeben, so wäre gleich im Beginne des Krieges etwas Großes erreicht worden: Chalkis und der Euripos wären dem Könige entriffen gewesen; wie nämlich der Engpaß von Thermophlä zu Lande, so schließt der Euripos Griechenland zur See.

Philipp war damals zu Demetrias. Als hier die Nachricht von dem Unglück seiner Bundesstadt eintraf, brach er mit 5000 Mann leichter Truppen und 300 Reitern eilends auf, in der sicheren Hoffnung, die Römer überraschen zu können und wenigstens Rache zu nehmen, wenn es zur Hülfe zu spät sei. Seine Hoffnung schlug fehl, und er hatte nur den kläglichen Anblick der halbzerstörten und noch rauchenden Bundesstadt, in der kaum Menschen genug übrig geblieben waren, um die Toten zu beerdigen. Er ging nun ebenso schnell wie er gekommen war, über die Brücke des Euripos und zog durch Böotien gegen Athen, das er während der Nacht zu überrumpeln dachte. Die Athener aber wurden durch einen Schnellläufer gewarnt. So mißlang sein Anschlag,

und auch der am Morgen unternommene Sturm hatte keinen Erfolg trotz aller Kühnheit des Königs, der sich, ohne die Gefahr zu scheuen, weit unter die Feinde vorwagte. Er schlug sein Lager am Rhnosarges auf und ließ von hier aus die Tempel und die Haine in der Umgebung Athens in Brand stecken. Nicht allein die Gebäude, auch die Grabmäler wurden zerstört, und die zügellose Wut schonte weder das, was den Göttern, noch das, was den Menschen gehörte. Als aber am folgenden Tage die Truppen des Königs Attalos von Agina aus, das zu seinem Reiche gehörte, und die Römer von Peiräeus aus den Athenern zu Hülfe kamen, sah er sich genötigt, sein Lager 3000 Schritt rückwärts zu verlegen. Er machte dann noch den Versuch, Eleusis zu überraschen, und als ihm auch dies mißlang, verließ er Attika und zog mit seinen Truppen nach Korinth. Von hier aus bemühte er sich vergebens, die Achäer dazu zu bestimmen, daß sie sich mit ihm gegen die Römer verbündeten. Dann zog er noch einmal plündernd durch Attika und kehrte endlich, als hier außerhalb der festen Städte nichts mehr vorhanden war, das er seiner Rache hätte opfern können, nach dem Norden zurück.

199
v. Chr.

Im Frühjahr rückte Sulpicius in das südliche Makedonien vor. Der König stellte sich ihm entgegen, hielt sich aber vorsichtig im Lager zurück, da er erkannte, daß sich die Römer aus Mangel an Lebensmitteln hier nicht lange würden halten können. So kam es wohl zu einigen blutigen Gefechten, aber zu keiner entscheidenden Schlacht, und dem Konsul blieb nichts übrig, als zuletzt wieder über das Gebirge nach Apollonia zurückzugehen. Dann wendete sich der König gegen die Atolexer und die Athamanen, die in Thessalien eingefallen waren, und trieb sie mit leichter Mühe aus diesem Lande.

II.

198
v. Chr.

Im folgenden Jahre ging Philipp selbst den Römern entgegen und verschanzte sich nicht weit von Apollonia in den Engpässen des Aooß. Bei den Römern hatte soeben der neue Konsul Titus Quintinius Flamininus, der mit 8000 Mann frischer Truppen aus Italien gekommen war, den Oberbefehl übernommen. Er beriet mit seinem Kriegsrate, ob es besser sei, geradezu das königliche Lager anzugreifen oder an demselben vorbei nach Makedonien zu ziehen. Beides erschien bedenklich, und so stand man 40 Tage unthätig einander gegenüber. Da erbot sich ein epeirotischer Hirt, der sonst in diesen Gegenden die Kühe weidete und daher Weg und Steg kannte, die Römer auf geheimen Pfaden zu den Anhöhen hinter dem feindlichen Lager zu führen. Der Konsul beschloß darauf einzugehen. Er befahl einem Kriegstribunen

mit 4000 auserlesenen Leuten dem Wegweiser, den er ihm gebunden übergab, zu folgen. Bei Nacht sollten sie marschieren, am Tage sich ausruhen. Damit aber die Makedonier nicht Verdacht schöpften, ließ er sie während der nächsten beiden Tage fortwährend durch Angriffe auf verschiedene Punkte ihrer Aufstellung beunruhigen. Am dritten Tage gab die ausgesendete Abteilung durch Rauch das verabredete Zeichen, daß sie den Gipfel besetzt habe. Sogleich ordnete der Konsul seine Truppen in drei Abteilungen. Mit dem Kern seiner Leute rückte er in der Mitte des Thales heran, während die Flügel das Lager von rechts und links angriffen. Die Makedonier gingen ihnen tapfer entgegen. Aber der Angriff im Rücken brachte Schreck und Verwirrung in ihre Reihen, und sie suchten nach allen Seiten hin zu entfliehen. Das ganze Heer hätte vernichtet werden können, wenn nicht die Reiter durch die Enge und die Unebenheit der Wege, die Fußsoldaten durch die Schwere ihrer Waffen in der Verfolgung behindert gewesen wären.

Philipp entschloß sich nach Makedonien zurückzukehren. Zunächst aber stieg er über die Berge nach Thessalien hinunter und zündete die Städte an, die er in der Eile erreichen konnte. Die Einwohner wurden nach Makedonien getrieben; von ihrer Habe durften sie so viel mitnehmen, wie sie tragen konnten; das übrige mußten sie den Soldaten als Beute überlassen. Selbst von den Feinden hätten sie keine Schlimmere Behandlung erleiden können, als sie jetzt von ihren Bundesgenossen erfuhren. Dies war freilich für Philipp selbst schmerzlich, aber er wollte in dem Lande, das bald den Feinden gehören mußte, diesen wenigstens die Personen seiner Bundesgenossen entziehen.

Auf die Nachricht von seiner Niederlage fielen die Atoler und die Athamanen wieder in Thessalien ein, auch der Konsul rückte dahin vor, so daß das Land von drei Heeren zugleich verwüstet wurde. Von Thessalien ging Flaminius nach Phokis, besetzte die festen Plätze und zog dann nach Süden, um Korinth zu Wasser und zu Lande anzugreifen und so dem Könige diesen starken Waffenplatz zu entreißen. Das gelang ihm nun zwar nicht, aber sein rasches Vorgehen hatte den Erfolg, daß viele griechische Völkerschaften, die bisher unschlüssig gewesen waren, ob sie es mit dem Könige oder mit den Römern halten sollten, namentlich die Akhäer, die Spartaner und die Böoter, sich jetzt mit den Römern verbündeten.

Während des Winters verhandelte Philipp mit dem Konsul und mit dem römischen Senate. Da er sich aber nicht entschließen konnte, alle Besitzungen außerhalb Makedoniens aufzugeben und seine Truppen aus allen noch von ihm besetzten griechischen Städten zurückzuziehen, so kam es nicht zum Frieden. Er rüstete deshalb von neuem und hob in

197
u. Chr.

allen Städten seines Reiches Truppen aus. Doch fehlte es an Dienstfähigen, da die seit vielen Menschenaltern fortbauernenden Kriege die Makedonier dahingerafft hatten. Er stellte also auch junge Leute von sechzehn Jahren ein, und manche, die schon über die Dienstjahre hinaus waren, wurden, wenn sie noch einige Körperkraft besaßen, wieder zu den Fahnen gerufen. Auf diese Weise ergänzte er sein Heer, zog nach dem Frühlingsäquinoktium alle Truppen bei Dion zusammen, schulte sie hier in täglichen Übungen und führte sie dann nach Thessalien.

Auch der Konsul rückte in Thessalien ein, nachdem er die Hülfstruppen der griechischen Bundesgenossen mit seinem Heer vereinigt hatte. Bei dichtem Nebel stießen die Vortruppen beider Heere an den Hügeln, welche Kynoskephalä, d. h. die Hundsköpfe, genannt werden, aufeinander. Anfangs war das Gefecht nur eine Neckerei einiger Vorsprengenden, dann wurde es durch die, welche den Zurückgetriebenen Hülfe brachten, allgemeiner. Die Römer waren dem Feinde nicht gewachsen und ließen ihrem Feldherrn durch Boten über Boten sagen, daß sie in Not seien. Er schickte ihnen sogleich 500 ätolische Reiter und 2000 Mann zu Fuß unter der Führung von zwei Kriegstribunen zu Hülfe. Jetzt wendete sich das Glück, die Makedonier gerieten in Bedrängnis und mußten den König um Unterstützung bitten. Dieser war anfangs nicht dazu geneigt, denn da er bei dem starken Nebel an diesem Tage nichts weniger als ein Treffen erwartete, so hatte er einen großen Teil seiner Truppen zum Futterholen ausgeschiedt. Als die Höhen aber vom Nebel frei wurden und er sah, wie die Makedonier auf den höchsten der Hügel gedrängt waren und nur noch mit Mühe standhielten, wollte er sie nicht preisgeben und schickte die von Athenagoras befehligten Soldtruppen nebst der makedonischen und thessalischen Reiterei zu ihrer Unterstützung. Durch den kräftigen Angriff dieser Truppen wurden die Römer wieder von den Höhen hinuntergetrieben und wären völlig auseinander gesprengt worden, wenn nicht die Tapferkeit der ätolischen Reiter den Feind aufgehalten hätte. Unter diesen Umständen hielt es Flamininus für notwendig, das ganze Heer aus dem Lager zu führen und in Schlachtordnung aufzustellen.

Während dies geschah, wurde dem Könige der errungene Erfolg in sehr übertreibender Weise gemeldet. „Die Feinde fliehen,“ rief man ihm zu, „die Barbaren vermögen nicht, uns standzuhalten! Dein ist dieser Tag, dein die günstigste Gelegenheit!“ Dennoch zauderte der König, da ihm weder Ort noch Zeit recht gefielen, ließ sich aber zuletzt durch das Drängen der Seinigen bestimmen, mit allen Truppen zur Schlacht auszurücken.

Inzwischen hatte Flamininus sein Heer geordnet. Den rechten

Flügel hielt er als Reserve zurück und stellte vor den Fahnen desselben die Elefanten auf — in diesem Kriege nämlich gebrauchten die Römer zum ersten Male die Elefanten, deren sie mehrere im punischen Kriege erbeutet hatten. Dem linken Flügel befahl er gegen den Feind vorzugehen, dessen leichte Truppen schon bis nahe an das römische Lager vorgebrungen waren. Sie konnten diesem Angriff nicht widerstehen, wichen zurück und stießen auf den König, der mit einem Teile seiner Phalanx eben auf die Höhen kam. Seine anderen Truppen waren noch zurück, und der König hätte deshalb gern das Gefecht abgebrochen und die Truppen in das Lager zurückgeführt. Aber der Feind war schon zu nahe, und der König erkannte, daß er gezwungen sei, alles zu wagen. Er stellte die Reiter und die Leichtbewaffneten, die schon im Kampfe gewesen waren, auf den rechten Flügel, der Phalanx aber befahl er, die Glieder fest aneinander zu schließen, so daß Mann an Mann und Waffe an Waffe stieß. So führte er sie von der Höhe herunter gegen den linken römischen Flügel und warf denselben zurück. Während dieses Kampfes erreichte auch die andere Hälfte der Phalanx in eiligem Marsche die Anhöhen, noch mehr zum Marsche als zur Schlacht geordnet. Sobald Quinktius dies bemerkte, griff er mit seinem rechten Flügel und den Elefanten die noch Ungeordneten an. Schon im ersten Schreden vor den Untieren wendeten sie den Rücken. Auf dieser Seite konnte also der Sieg nicht mehr zweifelhaft sein, hier handelte es sich nur noch darum, den geschlagenen Feind zu verfolgen; auf dem linken Flügel aber waren die Römer besiegt. Mit raschem Entschlusse führte deshalb ein Kriegstribun zwanzig Fähnlein von dem rechten römischen Flügel, auf dem sie nicht mehr nötig waren, fort und in den Rücken des rechten makedonischen Flügels, der bei der Verfolgung des Feindes weit in die Ebene vorgerückt war. Jede Schlachttlinie wäre durch solchen Angriff in Verwirrung geraten. Hier kam noch hinzu, daß die schwere und unbewegliche Phalanx nicht schwenken konnte, um so weniger da auch die flüchtigen Römer vor ihr jetzt umwendeten und von neuem vordrängen. So wurde die Phalanx umzingelt, viele wurden niedergehauen, die anderen suchten zu entfliehen.

Auf dem rechten Flügel verfolgte inzwischen der Konsul die weichende Phalanx. Plötzlich sah er, daß die Makedonier ihre Lanzen emporrichteten, mußte aber nicht, was dies zu bedeuten habe. Als er erfuhr, daß dies bei den Makedoniern das Zeichen der Ergebung sei, war es seine Absicht, die Besiegten zu schonen. Die Soldaten aber, welche gleichfalls nicht wußten, daß die Feinde den Kampf aufgeben wollten, fielen über sie her. Nachdem die vordersten niedergehauen waren, liefen die anderen

in wilder Flucht davon. 8000 Feinde fielen in dieser Schlacht, 5000 wurden gefangen; die Sieger verloren etwa 700 Mann.

Philipp sammelte die zerstreuten Mannschaften und führte sie nach Makedonien zurück, nachdem er Befehl gegeben hatte, die in Larissa befindlichen königlichen Brieffschaften zu verbrennen, damit sie nicht in die Hand des Feindes fielen. Auf seinen Wunsch kam der Konsul im Thal Tempe mit ihm zu einer Besprechung zusammen. Hier erklärte sich Philipp bereit, die früher von den Römern gestellten Bedingungen anzunehmen. Er stellte seinen Sohn Demetrios als Geisel und schickte Gesandte nach Rom. Der Senat schickte darauf zehn Gesandte, welche dem Könige den Frieden unter folgenden Bedingungen gewährten:

Philipp räumt die griechischen Städte, die bisher unter seiner Botmäßigkeit gestanden haben, und übergibt sie den Römern; alle anderen griechischen Städte in Europa und Asien sollen frei sein und nach eigenen Gesetzen leben; die Gefangenen und Überläufer giebt Philipp den Römern zurück, ebenso liefert er alle gedeckten Schiffe aus mit Ausnahme von fünf und dem königlichen Sechzehnruderer; er verpflichtet sich, keine Elefanten und nicht mehr als 5000 Bewaffnete zu halten; er darf ohne Erlaubnis des Senates keinen Krieg außerhalb der Grenzen Makedoniens führen; er zahlt dem römischen Volke 1000 Talente, die Hälfte sofort, die andere Hälfte in zehn jährlichen Raten.

Ebendamals war der für die istsmischen Spiele bestimmte Tag herangekommen. Noch zahlreicher als sonst waren die angesehensten Männer der griechischen Staaten herbeigeeilt, weil alle in Aufregung und Erwartung waren, wie künftig der Zustand Griechenlands und ihr eigenes Geschick sich gestalten würden. Alle erschöpften sich in Mutmaßungen über die Absichten der Römer, kaum einer glaubte, daß sie ganz Griechenland räumen würden. Als man sich zum Schauspiele niedergesetzt hatte, trat der Herold mit einem Trompeter der Sitte gemäß in die Mitte des Kampfplatzes, von wo die Spiele angekündigt werden, und verkündigte, nachdem mit der Trompete Stille geboten war:

„Der römische Senat und der Oberfeldherr Titus Quintius erklären nach der Besiegung des Königs Philipp und der Makedonier für frei, niemandem steuerpflichtig und nur ihren eigenen Gesetzen unterworfen: die Korinther, Phokier, alle Lokrer, die Insel Euböa, die Magneten, Thessaler, Perrhäber und die phytiotischen Achäer.“

So hatte er alle Völkerschaften genannt, die unter König Philipps Botmäßigkeit gestanden hatten. Die Freude und das Erstaunen über

diese Verkündigung waren so groß, daß die Hörer sich nicht gleich zu fassen vermochten. Kaum glaubte man, dies wirklich gehört zu haben, einer sah den andern an, und weil jeder den eigenen Ohren nicht vollständig traute, so befragte er die Nächsten. Der Herold wurde zurückgerufen und verkündigte dasselbe noch einmal. Bei dieser Bergewisserung der Freude wurden das Geschrei und das Beifallklatschen so groß und so oft wiederholt, daß man erkennen konnte, von allen Gütern sei dem Volke die Freiheit am liebsten. Die Spiele wurden dann in der Eile abgemacht, und niemand achtete auf dieselben, da aller Gedanken von der einen großen Freude ganz in Anspruch genommen waren.

Nach Beendigung der Spiele stürzte alles zu dem römischen Feldherrn, so daß dieser in Gefahr geriet durch die Menge der Menschen, die alle zugleich ihm nahen, ihm die Hand reichen wollten, die ihm Kränze und Bänder zuwarfen. Aber er war ein Mann von 33 Jahren, mit jugendlicher Kraft und in der Freude über seinen Ruhm bestand er auch diesen Sturm.

Im Auftrage des Senates blieb Flamininus noch in Griechenland, um die neuen Verhältnisse zu ordnen und die vielfachen Streitigkeiten zwischen den Aetolern, den Achaern, den Spartanern und den anderen Völkerschaften zu schlichten, die um vieler alten und neuen Ursachen willen fortdauernd unter einander haderten. Jetzt handelte es sich namentlich um die Größe des Gebietes der einzelnen Staaten und darum, welchem Staate oder welcher Bundesgenossenschaft die kleineren Landschaften sich anschließen sollten, die nicht stark genug waren, um allein ihre Selbständigkeit zu behaupten. Als er alles in Ordnung gebracht zu haben glaubte, berief er die Abgesandten aller griechischen Städte nach Korinth zu einer Versammlung und erklärte ihnen, während der nächsten Tage werde er die Besatzungen aus Demetrias, Chalkis und Akrokorinth, den einzigen festen Plätzen, die noch von den Römern besetzt waren, abführen und mit denselben nach Italien zurückkehren. Er ermahnte sie, sie möchten von ihrer Freiheit maßvollen Gebrauch machen. „Verständig benützt, ist sie den Einzelnen wie den Staaten heilsam, ihre Übertreibung aber führt zur Zügellosigkeit und ist für alle gefährlich. Vor allem müßt ihr die Eintracht aufrecht halten, und dafür müssen die Behörden und die Stände unter einander und alle Staaten gemeinschaftlich sorgen. Wenn ihr einträchtig seid, wird kein König und kein Tyrann euch gewachsen sein, Zwietracht und Trennung aber kommen immer dem auswärtigen Feinde zu statten. Durch fremde Waffen ist eure Freiheit gewonnen, sie zu erhalten muß jetzt eure eigene Sorge sein, damit das römische Volk erkennt, daß es Würdigen die Freiheit verliehen und sein Geschenk in gute Hände gelegt hat.“ Als Zeichen ihrer

Dankbarkeit, hat er, möchten sie die römischen Bürger, die bei ihnen als Sklaven lebten, auffuchen und ihm zusenden. Es waren dies vornehmlich Gefangene aus dem punischen Kriege, die Hannibal, weil sie von den Thyrigen nicht ausgelöst wurden, als Sklaven verkauft hatte. Die Zahl derselben muß sehr bedeutend gewesen sein. Die Achäer gaben hundert Talente dafür aus, und da die Entschädigung, welche für jeden Sklaven dem Eigentümer gezahlt wurde, 500 Denare betrug, so müssen allein in Achaja ihrer 1200 gewesen sein.

Die aus den Festungen abziehenden Truppen sammelte Flamininus in Orikos und setzte dann nach Brundisium über. Von hier zogen sie durch ganz Italien bis zur Stadt fast wie im Triumphe. Noch feierlicher war der vom Senate mit Freuden bewilligte, wohlverdiente Triumph, der drei Tage in Anspruch nahm. Am ersten Tage wurden die erbeuteten Waffen, die Rüstungen und die ehernen und marmornen Denkmäler aufgeführt, am zweiten Tage Gold und Silber, rohes, gemünztes und verarbeitetes, darunter viele Gefäße aller Art, die meisten in getriebener Arbeit, manche ausgezeichnete Kunstwerke. Am dritten Tage kamen die von den griechischen Städten dem Flamininus geschenkten goldenen Kränze, 114 an Zahl, dann folgten die Opfertiere. Dem Triumphwagen vorauf gingen viele vornehme Gefangene und Geiseln, darunter König Philipps Sohn Demetrios. Dem Wagen folgten die Soldaten. Jeder derselben erhielt 250 Kupferas, die Centurionen das doppelte, die Ritter das dreifache. Den Schluß des Zuges bildeten die aus der Sklaverei Befreiten, die alle als Zeichen ihrer bisherigen Dienstbarkeit das Haupt geschoren trugen.

58.

192-189
v. Chr.

Vom Kriege mit König Antiochos von Syrien.

I.

Raum waren die griechischen Städte in Asien von der Herrschaft der Makedonier befreit, so machte König Antiochos III. von Syrien, von seinen Untertanen der Große genannt, den Versuch dieselben zu unterwerfen. Die Römer nahmen sich dieser Städte an, Antiochos aber schickte Gesandte nach Rom, die beweisen sollten, daß er ein Recht auf die Städte habe, weil sie einst von seinem Ahnherrn Seleukos erobert worden seien. Auf diese Auseinandersetzung antwortete Flamininus den Gesandten: „Wenn Antiochos glaubt, daß es ihm zukomme, die von

seinem Vorfahren nach Kriegerrecht gewonnenen Städte, die aber sein Vater und sein Großvater nicht mehr beherrscht haben, wieder zur Unterwerfung zu bringen, so glaubt andererseits das römische Volk, daß es seiner Treue und Standhaftigkeit gezieme, den von ihm übernommenen Schutz der griechischen Freiheit nicht aufzugeben. Wie es Griechenland von Philipp befreit hat, so ist es auch gewillt, die griechischen Städte in Asien gegen Antiochos zu schützen.“

Bald erfuhr man, daß Antiochos große Vorbereitungen zum Kriege gegen Rom treffe und daß Hannibal bei ihm sei. Hannibal hatte nach der Beendigung des für Karthago so unglücklichen Krieges sich bemüht, die Verfassung und Verwaltung seiner Vaterstadt neu zu ordnen, um dadurch die Kräfte derselben wieder zu vermehren und dereinst den Krieg gegen Rom von neuem beginnen zu können. Um dies zu verhindern, hatten die Römer seine Auslieferung gefordert. Da flüchtete Hannibal zum Könige Antiochos und wurde freudig von ihm aufgenommen. Er riet dem Könige, alle Völker des Mittelmeeres zu einem großen Bunde gegen Rom zu vereinigen und nach Griechenland überzusetzen, wo viele Völkerschaften mit den von Flamininus getroffenen Einrichtungen unzufrieden waren. Namentlich waren die Atoles darüber erbittert, daß die Römer alle früher dem König Philipp unterthänigen Städte für frei erklärt hatten, während die Atoles gewünscht hatten, dieselben ihrer eigenen Herrschaft zu unterwerfen. Anfangs schien Antiochos sich nach den Ratschlägen Hannibals richten zu wollen, bei seinem großen Selbstgefühl wurde ihm aber die Überlegenheit des Puniers bald lästig; er hörte lieber auf die Reden der Schmeichler als auf die Warnungen und Mahnungen Hannibals und hat deshalb von den Diensten desselben nur wenig Nutzen gehabt.

In soweit aber folgte er zunächst seinem Rate, daß er die Karthager, die Rhodier, König Philipp von Makedonien und König Eumenes von Pergamon, den Sohn und Nachfolger des Attalos, auffordern ließ, ihn gegen Rom zu unterstützen. Eumenes und die Rhodier, die schon lange Bundesgenossen der Römer waren, hatten nicht Lust, sich von ihnen zu trennen. In Karthago, wo jetzt Hannibals Gegner die Regierung führten, ging man auf die Wünsche des Königs nicht ein und bot sogar den Römern an, sie durch Getreidelieferungen zu unterstützen und das Geld, das in jährlichen Raten noch auf lange Zeit zu zahlen war, jetzt auf einmal baar auszuzahlen. Der Senat erwiderte ihnen, das Getreide sei willkommen, wenn sie Bezahlung dafür annehmen wollten, das Geld aber werde nur zu den festgesetzten Terminen angenommen. Auch König Philipp, der bei seinem Kriege auf die Unterstützung des Antiochos ge-

rechnet hatte, von demselben aber im Stiche gelassen worden war, hielt es jetzt für vorteilhafter, mit den Römern zu gehen.

192
v. Chr. Sehr eifrig waren dagegen die Mtoler. Sie luden den Antiochos ein, nach Griechenland zu kommen, und versicherten ihm, ganz Griechenland sei bereit, sich ihm anzuschließen. Durch ihre Großsprechereien bewogen, fuhr der König, noch ehe seine Rüstungen beendet waren, mit einem Teile seines Heeres hinüber. Es gelang ihm, Chalkis auf Euböa in seine Gewalt zu bringen, während die Mtoler sich durch List der Stadt Demetrias bemächtigten. Gemeinschaftlich versuchten sie, die übrigen Griechen zu gewinnen, hatten aber nur bei wenigen Völkerschaften Erfolg. Die meisten ließen sich durch das Ansehen des Flamininus, der im Auftrage des Senates durch die griechischen Städte reiste, bestimmen, an dem Bunde mit Rom festzuhalten.

Ohne bis dahin viel ausgerichtet zu haben, nahm Antiochos sein Winterquartier in Chalkis. Hier wurde er von Liebe zu einer Chalkidischen Jungfrau ergriffen, und als er die Zustimmung des Vaters derselben, der nur ungern in eine so ungleiche Verbindung willigte, endlich erlangt hatte, feierte er seine Hochzeit wie mitten im Frieden und verbrachte den ganzen Rest des Winters, um alles Übrige unbekümmert, in Gastereien und Vergnügungen. In die gleiche Schwelgerei verfielen alle Unterkeldherren des Königs, die an verschiedenen Orten, namentlich in Böotien, mit ihren Truppen die Winterquartiere bezogen hatten. Die Soldaten folgten diesem Beispiel, keiner legte die Rüstung an, kümmerte sich um Wachen und Posten oder um irgend eine andere dienstliche Pflicht. Im Frühjahr versammelte der König bei Chäroneia seine Truppen, denen es sehr anzusehen war, daß sie während des Winters keine strengere Zucht beobachtet hatten, als ihr Oberfeldherr.

191
v. Chr.

Ebendamals war der Konsul Manius Acilius Glabrio mit 20 000 Mann zu Fuß, 2000 Reitern und funfzehn Elefanten über das Meer gekommen und hatte sich in Thessalien mit den Truppen König Philipps vereinigt. Antiochos zog ihm entgegen nach dem Engpasse von Thermopylä und suchte denselben durch Verschanzungen noch unwegsamer zu machen. Er befestigte alles durch einen doppelten Wall und Graben, und wo es nötig schien, auch mit einer Mauer aus den zerstreut umherliegenden Steinen. So vertraute er darauf, daß das römische Heer hier niemals einen Sturm wagen werde, und schickte von den 4000 Mtolern — denn mehr waren nicht gekommen — einen Teil zur Besetzung von Herakleia, welches dicht vor dem Passe liegt, die übrigen nach Hypata. Trotzdem verwüstete der Konsul das Gebiet beider Städte, ohne daß die Mtoler dies hinderten. Sie gaben sogar Hypata auf und schlossen sich in Herakleia ein. Der Konsul aber

rückte in den Paß ein und nahm nahe bei den heißen Quellen, dem Könige gegenüber sein Lager.

So lange Antiochos den Feind nicht sah, hatte er geglaubt, alles hinlänglich besetzt und durch Posten gesperret zu haben. Jetzt befahl ihn die Furcht, daß die Römer auf Fußpfaden die Anhöhen übersteigen könnten. Hatte er doch gehört, daß einst auf solche Weise die Lakädamonier von den Persern umgangen worden wären, und noch kürzlich Philipp von den Römern. Er schickte deshalb einen Boten nach Herakleia zu den Atolern und ließ ihnen sagen, sie möchten ihm in diesem Kriege doch wenigstens den einen Dienst leisten, daß sie die Berghöhen besetzten und bewachten, so daß die Römer sie nicht überschreiten könnten. Die Atoler waren indessen hierüber verschiedener Meinung. Die einen hielten es für richtig, dem Könige Folge zu leisten und hinzuziehen. Die anderen meinten, man müsse sich hier in Herakleia auf beide Fälle bereit halten: ihren Städten Hilfe zu bringen, wenn der König geschlagen werde; wenn er aber siege, die flüchtenden Römer zu verfolgen. Beide Teile beharrten bei ihrem Entschlusse und brachten ihn zur Ausführung. 2000 blieben in Herakleia, 2000 verteilten sich auf die Anhöhen.

Als der Consul sah, daß die Anhöhen von den Atolern besetzt waren, schickte er seine Legaten Markus Porcius Kato und Lucius Valerius Flaccus, die beide bereits Consuln gewesen waren, jeden mit 2000 auserlesenen Leuten vom Fußvolk gegen die Befestigungen der Atoler und führte dann bei Tagesanbruch seine Truppen mit schmaler Front, wie es der Beschaffenheit und Enge des Ortes angemessen war, gegen den Feind.

Auch der König führte seine Truppen heraus, sobald er die feindlichen Fahnen erblickte. Einen Teil seiner Leichtbewaffneten stellte er vor dem Walle in die erste Linie, dahinter den Kern seiner Truppen, die Makedonier — so nämlich wurden die Lanzenträger genannt. Auf dem linken Flügel derselben ließ er die Schleuderer und Bogenschützen sich am Abhange des Berges aufstellen, um so von ihrer höheren Stellung aus die ungedeckte Seite des Feindes zu treffen. Rechts von der Phalanx am Ende der Verschanzungen, wo bis zum Meere hin Moräste und Abgründe den Weg sperren, stellte er die Elefanten mit ihrer gewöhnlichen Bedeckung auf, dahinter die Reiterei, dann in mäßiger Entfernung die übrigen Truppen als zweites Treffen.

Die vor dem Walle aufgestellte Phalanx hielt anfangs die anstürmenden Römer mit leichter Mühe zurück, denn sie hatte eine große Unterstützung an denen, die von der höheren Stellung aus einen förm-

lichen Hagel von Steinen, Pfeilen und Wurffpießen herunterschleuderten. Als nachher der Feind mit größerer, schon nicht mehr abzuwehrender Gewalt andrang, wurde sie aus ihrer Stellung gedrängt und zog sich rückwärts schreitend langsam an die Befestigungen zurück. Dann auf den Wall tretend bildete sie mit den vorgestreckten Lanzen gleichsam einen zweiten Wall. Denn der Wall hatte eine so mäßige Höhe, daß er den Verteidigern zwar eine höhere Stellung im Kampfe gewährte, ihnen aber doch ermöglichte, mit ihren langen Lanzen den unten stehenden Feind zu treffen. Von den Römern wurden viele, weil sie sich zu dreist heranwagten, durchbohrt, und sie hätten von ihrem vergeblichen Angriffe absehen müssen, wenn nicht Markus Porcius, der die Atoler von der Höhe des Kallidromon verjagt und viele von ihnen niedergehauen hatte — denn sie waren so unvorsichtig gewesen, daß sie meist im Schlafe überrascht wurden — auf einem das Lager überragenden Hügel erschienen wäre. Flaccus hatte nicht das gleiche Glück gehabt, es war ihm nicht gelungen, an die Bergfestungen heranzukommen.

Die königlichen Truppen glaubten zuerst, als der Zug erst in der Ferne sichtbar war, die Atoler kämen ihnen zu Hülfe. Sobald sie aber die Fahnen und die Waffen erkannten, wurden sie von so großer Furcht ergriffen, daß sie ihre Waffen fortwarfen und entflohen. Den Verfolgern waren die Verschanzungen und die Enge des Weges hinderlich, mehr noch, daß die Elefanten den Schluß des Zuges bildeten, an denen die Fußsoldaten nur mit Mühe, die Reiter gar nicht vorüber konnten, weil die Pferde sich scheuten und noch unruhiger wurden als sonst in der Schlacht. Auch die Plünderung des Lagers nahm eine ziemliche Zeit in Anspruch. Dennoch wurde der Feind an diesem Tage bis Skarphæa verfolgt.

Am anderen Tage wurde die Verfolgung fortgesetzt. Doch hatte der König einen ziemlichen Vorsprung, da er in raschem Laufe bis Clatea geeilt war. Hier sammelte er die nächsten von den Flüchtigen, führte seinen kleinen Haufen halbbewaffneter Leute — es sollen nur fünfhundert gewesen sein — nach Chalkis und fuhr von dort nach Ephesos hinüber. Seine griechischen Bundesgenossen mußten sich den Römern unterwerfen.

II.

In Ephesos war Antiochos völlig sorglos in Betreff des Krieges mit den Römern, da er nicht glaubte, daß dieselben nach Asien hinüberkommen würden. In dieser Meinung bestärkten ihn die meisten seiner Vertrauten, die einen, weil sie in demselben Irrtum befangen waren,

die anderen, weil sie nicht wagten, dem Könige zu widersprechen. Hannibal allein sagte, er zweifle nicht, daß die Römer kommen würden, wundere sich vielmehr, daß sie nicht bereits da wären. Er riet deshalb dem Könige, seine nichtigen Friedenshoffnungen aufzugeben. „Binnen kurzem mußt du in Asien und um den Besitz Asiens mit den Römern kämpfen und ihnen entweder die Herrschaft über den Erdrkreis entreißen, oder dein eigenes Reich verlieren.“

In der That beschloßen die Römer, den Krieg fortzusetzen. Der Konsul Lucius Kornelius Scipio erhielt den Auftrag, mit 8000 Mann frischer Truppen das in Griechenland stehende Heer zu verstärken und von dort, wenn er es für zweckmäßig halte, nach Asien zu gehen. Sein Bruder Publius Scipio Afrikanus erklärte, daß er ihn als Legat begleiten werde. Infolge dessen meldeten sich 5000 Freiwillige, die bereits unter dem Oberbefehl des Publius Scipio gedient hatten, und traten von neuem in Dienst.

Nachdem der Konsul das Heer von Acilius Glabrio übernommen hatte, zog er durch Makedonien, wo König Philipp Vorräte für das Heer bereit gestellt, Brücken über die Ströme geschlagen und die Wege an schwierigen Stellen gangbar gemacht hatte, nach Thracien. Inzwischen war auch die römische Flotte im ägäischen Meere erschienen. Des Königs Flotte ging ihr entgegen, wurde aber von den Römern und den Rhodiern zu wiederholten Malen geschlagen und mußte sich in die Häfen zurückziehen.

So von dem Meere verdrängt, glaubte Antiochos die entfernteren Punkte nicht mehr behaupten zu können und gab den Befehl, daß die Besatzung von Hyfmacheia abziehen sollte, damit sie nicht in römische Gefangenschaft gerate. Dies war unklug, denn es konnte leicht geschehen, daß Hyfmacheia sich nicht nur gegen den ersten Angriff behauptete, sondern den ganzen Winter hindurch die Belagerung aushielt und den Belagerer selbst in große Not brachte, und daß sich dadurch die Aussicht geboten hätte, von den Römern günstige Friedensbedingungen zu erhalten. Als die Römer erfuhren, daß Hyfmacheia geräumt war, freuten sie sich darüber noch mehr als über den Sieg zur See, da sie sich schon auf die äußerste Not und Anstrengung bei der Belagerung gefaßt gemacht hatten, und ihre Freude steigerte sich noch, als sie in die Stadt hinein kamen, die voll von Vorräten aller Art war. Sie rasteten hier einige Tage, damit das Gepäck und die Kranken nachkommen könnten, die in den thrakischen Städten zurückgeblieben waren. Nachdem sie alle an sich gezogen hatten, machten sie sich wieder auf den Weg und zogen durch den Oerfonnes an den Hellespont, über den sie, da König Cumenes alles zum Übergange vorbereitet hatte, ohne jede

190
p. 64r.

Gefahr hinüberfahren. Sie hatten hier einen harten Kampf erwartet. Daß die Feinde aber nicht einmal den Versuch machten, ihnen den Übergang nach Asien zu wehren, erhöhte ihre Siegeszuversicht noch mehr.

Als die Römer den Hellespont bereits überschritten hatten, erschien ein Gesandter des Königs mit der Erklärung, daß Antiochos außer den von ihm bereits geräumten Besitzungen in Europa auch diejenigen griechischen Städte in Asien, welche Bundesgenossen der Römer seien, freigeben und dem römischen Volke die Hälfte der Kriegskosten ersetzen wolle. Diese Anerbietungen erschienen den Römern zu geringfügig. Sie glaubten, daß der König die gesamten Kriegskosten tragen müsse, da er den Krieg verursacht habe, und daß auch in Asien alle griechischen Städte frei werden müßten. Um dies zu erreichen, forderten sie, daß der König seinen ganzen Besitz in Kleinasien diesseit des Taurus abtrete.

Nachdem der Gesandte mit diesem Bescheide vom Consul entlassen war, hatte er auf seinen Wunsch noch eine besondere Unterredung mit dem Publius Scipio und erklärte diesem, daß der König ihm seinen, durch Zufall in Gefangenschaft geratenen Sohn ohne Lösegeld zurückgebe, zugleich bot er ihm eine ungeheure Geldsumme an, wenn der König durch ihn den Frieden erlange. Scipio erwiderte ihm: „Daß du die Römer insgesamt und daß du mich, an den du abgeschickt bist, nicht besser kennst, wundert mich nicht, da du ja selbst die Lage dessen, von dem du kommst, nicht kennst. Wenn ihr mit uns über den Frieden unterhandeln wolltet, so hättet ihr das thun müssen, so lange wir noch über den Ausgang des Krieges besorgt sein konnten; ihr hättet Ophismacheia halten müssen, um uns nicht in den Therfonnes eindringen zu lassen; ihr hättet uns am Hellespont entgegentreten und uns verhindern müssen, denselben zu überschreiten. Nachdem ihr uns aber habt nach Asien hinüberkommen lassen, so daß euch nicht nur der Zügel, sondern schon das Joch aufgelegt ist, kann nicht mehr wie zwischen zwei gleichen Parteien unterhandelt werden, jetzt müßt ihr euch unsere Bedingungen gefallen lassen.“ Das Geld des Königs wies er zurück, die Freiheit seines Sohnes aber nahm er als ein köstliches Geschenk an. „Für dieses große Geschenk werde ich dem Könige dankbar sein, wenn ihm an der Dankbarkeit eines Privatmannes für die einem Privatmanne erwiesene Wohlthat gelegen ist; in Angelegenheiten des Staates kann ich ihm nichts geben und nichts von ihm annehmen. Was ich ihm geben kann, ist ein aufrichtiger Rat. Gehe und sage ihm in meinem Namen, daß er vom Kriege abstehe und keine einzige Friedensbedingung verweigere.“

Als die Römer bei ihrem weiteren Vormarsche in die Nähe von Nlion kamen, schlugen sie ihr Lager in der Ebene vor dieser Stadt auf und gaben ihre Freude darüber zu erkennen, daß sie den Ort erreicht hatten, von dem sie abstammten, und auch die Nlier bemühten sich, in Worten und in Thaten die Römer als Stammesgenossen zu feiern. Der Konsul aber stieg zur Burg hinauf, um der Minerva, als der Schutzgöttin der Stadt, ein Opfer darzubringen.

Antiochos hatte in dieser Zeit sein Lager in Thateira. Als er hörte, daß die Römer gegen ihn vorrückten, ging er mit seinem Heere von 60 000 Mann zu Fuß und mehr als 12 000 Reitern über den Pthrygios zurück und nahm sein Lager bei Magnesia, das am Berge Siphlos liegt. Damit die Römer seinen Lagerwall nicht angreifen könnten, führte er rings um denselben einen Graben von sechs Ellen Tiefe und zwölf Ellen Breite; den Graben umgab er von außen mit einem doppelten Walle, an der inneren Seite baute er eine Mauer mit vielen Thürmen, um von oben herab dem Feinde den Übergang über den Graben zu verwehren.

Nicht weit davon schlug der Konsul das Lager auf. Sein Bruder Publius hatte einer Krankheit wegen in Gläa zurückbleiben müssen. Da aber der Winter herannahte, wünschte der Konsul eine Entscheidung herbeizuführen und stellte sein Heer in Schlachtordnung. Auch Antiochos glaubte den Kampf nicht länger verweigern zu dürfen und führte gleichfalls sein Heer aus dem Lager.

Die römische Schlachtordnung war ziemlich einförmig. Sie umfaßte zwei Legionen Römer und zwei Legionen Latiner, jede zu 5400 Mann; in der Mitte standen die Römer, auf beiden Flügeln die Latiner. Rechts daneben stellte der Konsul die mit den beschildeten Achäern gemischten Hilfstruppen des Gumenes, etwa 3000 Mann, noch weiter rechts die Reiterei, nicht ganz 3000 Mann, darunter die 800 Reiter des Gumenes, auf den äußersten rechten Flügel die Traller und Kreter, etwa 500 Mann. Der linke Flügel schien eines gleichen Schutzes nicht zu bedürfen, weil er durch den Fluß und dessen abschüssige Ufer gedeckt wurde; dennoch wurden hier vier Reitergeschwader aufgestellt. Dies war alles, was die Römer an Truppen hatten. Dazu kamen noch 2000 Makedonier und Thrakier, die sich freiwillig angeschlossen hatten; dieselben wurden als Befahrung im Lager zurückgelassen. Sechzehn Elefanten bekamen ihren Platz als Rückhalt hinter den Triariern, weil sie der großen Zahl der königlichen Elefanten — es waren ihrer 54 — doch nicht hätten widerstehen können, um so weniger da selbst bei gleicher Anzahl die afrikanischen Elefanten den

indischen nicht gewachsen sind, die sehr viel größer und auch wohl kräftiger und mutiger sind.

Die Linie des Königs war mit ihren vielen Völkerschaften und der Verschiedenheit ihrer Waffen sehr viel bunter. Die Phalanx von 16 000 Mann war makedonisch bewaffnet. Sie stand in der Mitte und war in zehn Züge geteilt, jeder 50 Mann breit und 32 tief, in den Zwischenräumen der Züge und an den beiden Flügeln standen je zwei Elefanten. Dies war der Kern des königlichen Heeres, und er gewährte mit den aus den Reihen der Bewaffneten hervorragenden Elefanten einen fürchterlichen Anblick, wie eine Mauer mit ihren Thürmen. Die Elefanten waren sehr groß und sahen noch größer aus durch ihren Stirnschmuck mit dem Federbusch, durch den Turm auf dem Rücken und durch die vier Bewaffneten, die mit dem Lenker auf dem Turme standen. Rechts von der Phalanx standen die Galater, dann 3000 Panzerreiter, dann eine auserlesene Schar von medischen Reitern. Hinter den Reitern standen als Rückhalt sechzehn Elefanten. Rechts von den Reitern, weiter nach vorn aufgestellt, folgten die Soldaten der königlichen Kohorte, die nach ihrer Rüstung die Silberschildner genannt wurden; dann die Daher, berittene Bogenschützen; dann 3000 Leichtbewaffnete, Kreter und Traller, denen noch 2500 Bogenschützen aus Mysien zugesellt waren. Den äußersten Flügel bildeten, untereinander aufgestellt, 4000 klytäische Schleuderer und elymäische Bogenschützen.

Links von der Phalanx standen 1500 Galater, dann 2000 Kappadokier, die von Ariarathes dem Könige geschickt waren, dann 2700 Mann Hilfstruppen verschiedener Art und 3000 Panzerreiter, dann das königliche Geschwader von 1000 Reitern in ähnlicher Rüstung, nur daß Pferde und Reiter leichtere Panzer hatten. Vor dieser Reiterei standen die vierspännigen Sichelwagen und die arabischen Bogenschützen, die auf Dromedaren ritten und große Gewandtheit darin besaßen, ihre Pfeile aus der Ferne zu schießen, im Nahkampfe aber sich schmaler, vier Ellen langer Schwerter bedienten, um von ihrem hohen Sitze aus den Feind treffen zu können. Hieran schloß sich die übrige Menge, der gleich, die auf dem rechten Flügel war, zuerst die leichtbewaffneten Reiter, welche Tarentiner genannt werden, dann die galatischen Reiter, ferner 1000 Kreter und mit diesen in gleicher Rüstung 1500 Karier und Cilicier, ebenso viele Traller, dann 3000 mit dem Rundschild aus Pisidien, Pamphylien und Lykien, zuletzt ebenso viele klytäische und elymäische Hilfsvölker wie auf dem rechten Flügel und in einiger Entfernung 16 Elefanten.

Wegen des Morgennebels war die Luft trübe, was den Römern nicht schadete, den Feinden aber sehr nachtheilig war. Denn bei der

mäßig ausgedehnten römischen Linie wurde dadurch die Übersicht über alle Teile nicht gehindert, bei der langen Linie der Königlichen aber konnte man nicht einmal vom Mittelpunkte aus die Flügel, noch viel weniger von den beiden Flügeln aus sich gegenseitig erkennen.

Gleich im Beginne des Kampfes brachten die Sichelwagen, durch welche Antiochos geglaubt hatte, die feindliche Schlachtordnung zu verwirren, den Schrecken über sein eigenes Heer. König Eumenes, der diese Art des Kampfes kannte, ließ die kretischen Bogenschützen, die Schleuderer und die berittenen Wurfschützen nicht zusammengeschlossen, sondern so vereinzelt wie möglich ausschwärmen und von allen Seiten zugleich auf die Pferde schießen. Durch die Wunden und das wilde Geschrei wurden diese scheu und stoben plötzlich nach allen Richtungen auseinander. Die römischen Reiter, die flinken Schleuderer und die behenden Kreter mußten ihnen auszuweichen. Die Dromedare aber und die zunächst stehenden Hilfstruppen des Antiochos, selbst die Panzerreiter, die wegen der Schwere ihrer Rüstung die Sicheln nicht leicht vermeiden konnten, gerieten in Verwirrung. Durch das furchtbare Geschrei wurde dieselbe noch vermehrt. Die Hilfsvölker des linken Flügels flohen davon. Die römische Reiterei setzte ihnen nach und wendete sich dann gegen die Panzerreiter, die schon in Verwirrung waren und beim ersten Ansturm geworfen wurden. Ebenso wurden die zwischen den Reitern und der Phalanx aufgestellten Hilfsvölker geschlagen.

So war die Phalanx auf der Seite entblößt. Sie öffnete ihre Glieder, um die flüchtenden Leichtbewaffneten hineinzulassen und schloß sich dann wieder zusammen. Unterdes zogen die römischen Reiter und Leichtbewaffneten heran und schossen auf die Phalanx. Diese bildete ein Viereck, streckte nach allen Seiten die Sarissen vor und rief den Römern zu, sie sollten herankommen. Aber die Römer kamen nicht näher, sie schleuderten nur ihre Wurfspieße und Pfeile in die dichtgedrängten Reihen, wo kein Schuß das Ziel verfehlte. Viele wurden verwundet, und die Phalanx begann langsam zurückzweichen. Doch hielten sie dabei ihre Reihen so festgeschlossen, daß die Römer auch jetzt noch nicht wagten, heranzugehen, sondern nur von der Ferne aus sie bedrängten. Als aber zuletzt die Elefanten, welche zwischen den Zügen der Phalanx standen, wild wurden und ihren Führern nicht mehr gehorchten, floh alles auseinander.

Inzwischen hatte Antiochos mit dem rechten Flügel seines Heeres die vier Geschwader Reiterei, welche den linken römischen Flügel bildeten, und die zunächst stehenden Teile des römischen Fußvolkes geschlagen und nach dem Lager zu getrieben. Der Kriegstribun Markus Amilius, der im Lager befehligte, führte die ganze Befahrung heraus,

ließ sie auf die Flüchtigen einhauen und zwang sie so, sich wieder gegen den Feind zu wenden. Mit seinen 2000 Mann trat er gleichfalls dem Könige nachdrücklich entgegen. Auch Uttalos, des Gumenes Bruder, eilte vom rechten Flügel mit einer Reiterabteilung herbei. Als Antiochos sah, wie die, deren Rücken er eben gesehen hatte, den Kampf erneuerten, wie ein anderer Haufe aus dem Lager und noch ein anderer aus der Schlachtlinie dazukam, wendete er sich zur Flucht.

So waren die Römer auf der ganzen Linie siegreich und zogen über die Haufen von Leichen, die namentlich in der Mitte der Schlachtlinie am dichtesten lagen, nach dem Lager, um es zu plündern. Die Reiterei, die des Gumenes allen voran, verfolgte überall auf dem weiten Felde den fliehenden Feind und hieb nieder, was sie erreichen konnte. Zu noch größerem Verderben aber gereichte den Fliehenden ihr eigenes Gewühl und das Durcheinander von Menschen, Pferden, Sichelwagen, Elefanten und Dromedaren, da alles wie blind und ohne Ordnung vorwärts stürmte, so daß viele von den Tieren zertreten wurden. Auch im Lager fand noch ein großes Gemekel statt, fast größer als in der Schlacht. Vom Heere des Antiochos sollen an diesem Tage 50 000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter gefallen sein; gefangen wurden 1400 Mann und 15 Elefanten mit ihren Lenkern. Von den Römern sind nur 300 Mann zu Fuß und 24 Reiter gefallen, von des Gumenes Heer 25.

Antiochos flüchtete eilends nach dem Osten. Die Städte Kleinasiens erbaten den Schutz des Konsuls; in Sardes empfing derselbe die Gesandten des Königs, die um Frieden baten. Der Friede wurde unter denselben Bedingungen gewährt, die Scipio schon am Hellespont gestellt hatte. Antiochos mußte ganz Kleinasien diesseit des Taurus und des Halys abtreten und 15 000 Talente Kriegskosten zahlen; außerdem sollte er den Hannibal ausliefern. In dem abgetretenen Gebiet wurden alle griechischen Städte, soweit sie nicht früher zum Reich des Gumenes gehört hatten, für frei erklärt, Lykien und Karien wurde den Rhodiern, alles übrige dem König Gumenes gegeben.

Hannibal entzog sich der Auslieferung, indem er zum Könige Prusias von Bithynien flüchtete, dem er noch mehrere Jahre hindurch in verschiedenen Kriegen gegen andere asiatische Fürsten die größten Dienste leistete. Aber auch hier verfolgte ihn der Haß der Römer, und sie verlangten seine Auslieferung. Prusias wollte ihn zwar nicht selbst ausliefern, um sich aber den Römern gefällig zu erweisen, erlaubte er ihren Soldaten, Hannibals Aufenthalt auszuspähen und sich seiner zu bemächtigen. Längst hatte Hannibal einem solchen Ausgang entgegen gesehen, da er den unveröhnlichen Haß der Römer kannte und auf die

Zuverlässigkeit der Großen gar nicht baute. Als er sein Haus umstellt sah, versuchte er zuerst zu entfliehen. Da dies nicht möglich war, nahm er Gift, um so, wie er sagte, die Römer von ihrer Furcht zu erlösen, denen es zu lange währe, den Tod eines Greises abzuwarten. Über sechzig Jahre ist er alt geworden, fast fünfzig Jahre lang hat er gegen die Römer gekämpft und so den Schwur treu gehalten, den er als Knabe geleistet hatte. 183
v. Chr.

59.

Vom Kriege mit König Perseus von Makedonien. 171-168 v. Chr.

I.

Daß die Römer nach dem Kriege gegen Antiochos den König Eumenes so mächtig gemacht hatten, war für Philipp von Makedonien, den langjährigen Feind des Reiches von Pergamon, sehr schmerzlich, um so mehr als er selbst nur wenig Lohn für die Dienste erhielt, die er während dieses Krieges den Römern geleistet hatte. Seitdem richtete er alle seine Pläne darauf, Makedonien wieder zu kräftigen, um in künftigen Zeiten den Krieg gegen Rom von neuem beginnen zu können. Nun hatte Philipp zwei Söhne, der ältere, Perseus, stammte aus ungleicher Ehe, war aber dennoch zum Nachfolger des Vaters bestimmt worden; der jüngere, Demetrios, der längere Zeit als Geisel in Rom gelebt und sich daselbst viele Freunde erworben hatte, war schöner, kriegerischer und leutseliger als sein Bruder und infolge dessen bei den Makedoniern angesehenener und beliebter. Perseus glaubte deshalb, sich die Hoffnung auf den Thron nur durch eine Frevelthat erhalten zu können. Er suchte seinen Bruder als Freund und Bundesgenossen der Römer bei dem Vater zu verdächtigen. „Was hilft das alles,“ sagte er, als Philipp sich bemühte, auswärtige Verbindungen zu gewinnen, „wir haben von auswärtiger Hülfe bei weitem nicht so viel Schutz als Gefahr von den Ränken im Innern. Einen Verräter — oder wenn das zuviel gesagt ist, einen Späher nähren wir am Busen; nur seinen Körper haben uns die Römer zurückgegeben, seine ganze Seele haben sie noch. Fast alle Makedonier richten ihre Blicke auf ihn und erwarten in Zukunft keinen anderen König, als den ihnen die Römer geben werden.“ Solche Reden ließen in dem schon wunden Herzen des Greises ihre Stacheln zurück und machten auf ihn einen tieferen Eindruck, als seine Miene merken ließ.

Auf Anstiften des Perseus und seiner Freunde umgab er den

Demetrios mit Aufpassern, die seine Reden und Handlungen beobachten sollten. Unter dem Scheine der Freundschaft brachten sie den arglosen Jüngling auf römische Einrichtungen und auf seine Freunde in Rom zu sprechen, um dann das, was er sagte, in entstellter Weise dem Könige zu hinterbringen. Schon mißtraute der König seinem Sohne so, daß er ihn von allen Beratungen fern hielt, da brachten die Verleumder dem Könige einen untergeschobenen Brief des Titus Quintius mit dessen nachgemachtem Pestschafte versiegelt. In diesem Briefe bat Flamininus den König, dem Jüngling zu verzeihen, daß er, verleitet durch die Begierde auf den Thron zu gelangen, sich zu diesem Zwecke an ihn gewendet habe, und er versicherte ihn, daß er niemals das Geringste gegen einen der Seinigen unternehmen werde; er sei überhaupt nicht der Mann, von dem man annehmen könne, daß er solche gehässigen Pläne billige. Durch diesen Brief fanden die Verleumdungen Glauben. Aus Rücksicht auf die Römer aber und um seine Pläne gegen dieselben nicht aufzudecken, wollte Philipp es vermeiden, seinen Sohn förmlich zu verurteilen und öffentlich hinrichten zu lassen. Er gab deshalb den Befehl, ihn in der Stille zu töten.

Nach einiger Zeit wurde der Verrat offenbar. Der Schreiber, welcher die Handschrift und das Siegel nachgemacht hatte, wurde entdeckt und mußte sein Verbrechen gestehen. Perseus war damals fern. Philipps Trauer aber erneuerte und verdoppelte sich, und er erklärte das Unglück, welches er an seinen Kindern erlebe, darum für um so viel härter, weil gerade der Sohn noch lebe, durch dessen Bosheit der andere seinen Tod gefunden habe. Bald darauf fiel er in schwere Krankheit. Er litt mehr am Gemüte als am Körper, so daß er vor Gram und Schlaflosigkeit, weil ihn immer wieder die Gestalt und der Schatten seines unschuldig hingerichteten Sohnes beunruhigten, unter schrecklichen Verwünschungen des anderen erlag.

179
v. Chr.

Perseus betrieb nunmehr die Rüstungen noch eifriger als vorher sein Vater und bemühte sich, auch die Rhodier und die griechischen Städte sowie die Könige von Syrien und Bithynien für sein Unternehmen zu gewinnen, indem er seine Schwester mit dem Könige Prusias von Bithynien vermählte und selbst die Tochter des Königs Seleukos heiratete, der seit dem Tode seines Vaters Antiochos in Syrien regierte. Seine Vorbereitungen blieben den Römern nicht verborgen, namentlich bemühte sich König Cumeses, sie davon in Kenntnis zu setzen. Er kam zu diesem Zwecke nach Rom und berichtete dem Senat, was er von den Rüstungen des Perseus und von den Erfolgen seiner Unterhandlungen wußte. „Für Perseus,“ sagte er, „ist der vom Vater ererbte und ihm zugleich mit der Regierung hinterlassene Krieg gegen Rom das vor-

172
v. Chr.

nehmste Geschäft und der Gegenstand aller seiner Pläne. Er hat Überfluß an Mannschafft durch den Zuwachs während des langen Friedens, er hat Überfluß an Hülfsmitteln und steht in der Blüte des Alters. Mit einem gesunden und kräftigen Körper verbindet er einen durch tägliche Übung und durch Kriegserfahrung gestählten Mut. Schon als Knabe hat er mit dem Vater das Zelt geteilt, er hat nicht nur den Krieg mit den Nachbarn sondern auch mit den Römern kennen gelernt und ist vom Vater oft zu den verschiedensten selbständigen Unternehmungen ausgesendet worden. Er hat 30 000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter; Getreide hat er für zehn Jahre im voraus aufgesammelt, und er hat soviel Geld zusammengebracht, daß er auf ebenso viele Jahre außer seinen makedonischen Truppen noch 10 000 Söldner bezahlen kann.“ Gumenes sprach dann weiter von den Partekämpfen in den griechischen Städten und erzählte, wie Perseus sich in dieselben einmische und sich mit Erfolg bemühe, überall Anhänger und Freunde zu gewinnen. „Dies alles thut er, während ihr ihm die Sicherheit des Friedens gewährt. Da er sieht, daß ihr ruhig bleibt und ihm Griechenland vollständig überlaßt, so hält er auch für sicher, daß ihm niemand mit den Waffen entgegen treten wird, ehe er nicht in Italien steht.“

Über die Reise des Gumenes nach Rom und über sein Auftreten im Senate war Perseus sehr erbittert. Als Gumenes auf der Rückreise Delphi besuchen wollte und die zum Tempel führende Höhe hinaufstieg, wurde er von Leuten, die Perseus zu diesem Zwecke geschickt hatte, überfallen und schwer verwundet, durch seine herzueilenden Diener indessen noch errettet.

Der Senat hielt es für angemessen, zunächst Gesandte an Perseus zu schicken und ihn über seine Absichten zu befragen. Sie wurden übel empfangen und mußten lange warten, ehe sie vor den König gelassen wurden. Dann erhielten sie von ihm den Bescheid: „Das mit meinem Vater abgeschlossene Bündnis geht mich nichts an. Ich habe dasselbe zwar erneuert, obgleich ich es nicht billigte, weil ich im Anfange meiner Regierung nicht gut anders konnte und mir vieles gefallen lassen mußte. Jetzt aber liegt die Sache anders. Wenn ihr ein neues Bündnis mit mir schließen wollt, so müssen wir uns zuerst über die Bedingungen einigen. Aber ihr könnt überzeugt sein, daß ich dabei meinen Vorteil ebenso im Auge haben werde, wie ihr den euren.“ Die Gesandten kündigten ihm hierauf Freundschaft und Bündnis auf, er aber befahl ihnen, binnen drei Tagen sein Reich zu verlassen.

Jetzt beschloß Senat und Volk den Krieg. Der Consul Publius Licinius Crassus ging mit einem Heere nach Apollonia und rückte von dort nach Theffalien. Es kam indessen nur zu unbedeutenden Gefechten.

Perseus, der ebenfalls in Thessalien einrückte, wurde wieder zurückgedrängt; die Römer bemächtigten sich einiger thessalischen Städte, die sich dem Könige angeschlossen hatten, und strafften sie dadurch, daß sie die Einwohner als Sklaven verkauften. In Makedonien einzudringen gelang weder dem Krassus noch seinem Nachfolger Aulus Hostilius, der im zweiten Jahre des Krieges den Oberbefehl führte. Etwas mehr Erfolg hatte im dritten Jahre des Krieges der Konsul Quintus Marcus Philippus. Er eroberte die Stadt Tempe an dem Pässe, der von Thessalien nach Makedonien führt, und schlug sein Lager bei Phila auf. Mehr konnte er aber auch nicht erreichen, da der König nicht weit davon am Flusse Enipeus eine stark befestigte Stellung eingenommen hatte.

Die Bürger überlegten deshalb in eifrigen Gesprächen, was für Männer sie zu Konsuln für das nächste Jahr wählen sollten, um endlich mit diesem Kriege fertig zu werden. Ihre Wahl fiel auf Gajus Licinius Krassus und auf Lucius Aemilius Paullus, der jetzt zum zweiten Male Konsul wurde, vierzehn Jahre nach seinem ersten Konsulate, ein Sohn des Konsuls, der bei Kannä gefallen war. Es wurde bestimmt, daß Licinius die Geschäfte in Italien, Aemilius den Krieg in Makedonien führen solle.

Während dies in Italien vorging, bot sich dem König Gelegenheit, Bundesgenossen zu gewinnen. König Genthios von Syrien nämlich, der es bis dahin nicht gewagt hatte, sich an dem Kriege gegen Rom zu beteiligen, erklärte sich jetzt dazu bereit, wenn Perseus ihm 300 Talente zahle. Perseus schickte deshalb einen seiner Vertrauten, den Pantauchos, nach Syrien. Diesem leistete Genthios den Bundeseid und gab ihm Geiseln. Auch Genthios schickte Gesandte, denen Perseus den Eid leisten, Geiseln und das Geld übergeben sollte. Perseus empfing die Gesandten in Dion, wohin er sich von seinem Lager am Enipeus mit der ganzen Reiterei begeben hatte. In der Mitte eines von den Reitern gebildeten Kreises wurde der Vertrag feierlich abgeschlossen — denn Perseus hatte gewünscht, daß sie dabei zugegen wären, weil er glaubte, daß dies zur Erhöhung ihres Mutes nicht wenig beitragen werde — die Geiseln wurden vor aller Augen übergeben und angenommen, dann wurden die Gesandten nach der königlichen Schatzkammer in Bessa geschickt. Hier wurde das Geld aufgezählt und ihnen gestattet, dasselbe einzustiegeln. Zehn Talente davon schickte Perseus an den Pantauchos, um sie sogleich an den König abzuliefern. Mit dem übrigen Gelde sollten die Fuhrleute nach Perseus' ausdrücklichem Befehle in kurzen Tagereisen bis zur makedonischen Grenze fahren und hier auf seine weiteren Befehle warten. Pantauchos übergab dem Könige die zehn Talente und drang in ihn,

durch eine feindliche That die Römer zu beleidigen. Genthios folgte diesem Räte und warf die römischen Gesandten, die eben zu ihm gekommen waren, ins Gefängnis. Als Perseus dies erfuhr, ließ er das Geld wieder zurückbringen, denn jetzt, meinte er, habe sich Genthios selbst in die Nothwendigkeit versetzt, mit den Römern Krieg führen zu müssen.

Den selben Geiz zeigte er auch in seinen Verhandlungen mit einem Schwarme von Galliern, die gerade damals in das nördliche Makedonien eingefallen waren. Es waren 10 000 Reiter und ebenso viele Mann zu Fuß, die geübt waren mit den Pferden Schritt zu halten und während des Kampfes anstelle der gefallenen Reiter sich auf die ledigen Pferde zu schwingen. Sie waren bereit, den König zu unterstützen, verlangten aber, daß er jedem Reiter zehn, jedem Fußgänger fünf und dem Anführer 1000 Goldstücke sogleich baar auszahle. Dies war dem Könige zuviel. Er unterhandelte mit ihnen, indem er glaubte, sie durch Geschenke und Versprechungen gewinnen zu können. Davon wollten die Gallier nichts hören, sie drangen vielmehr darauf, daß der König sich mit der Auszahlung beile. Zuletzt erklärte Perseus, der ganze Schwarm sei ihm zu groß, er brauche nur 5000 Reiter. Als er aber auch jetzt noch mit der Auszahlung zögerte, zogen die Gallier wieder an die Donau zurück, nachdem sie das Land weithin verheert hatten. Wenn diese Gallier in Thessalien eingefallen wären, so hätten sie nicht nur die Äcker verwüsten und den Römern die Zufuhr abschneiden, sondern selbst die Städte zerstören können, während Perseus die Römer am Enipeus festhielt und sie verhinderte, ihren Bundesgenossen Hülfe zu bringen. Die Römer wären dadurch in eine sehr bedrängte Lage gebracht worden. Sie hätten nach dem Verluste Thessaliens in ihrer Stellung bei Phila nicht bleiben, aber auch wegen des ihnen gegenüberstehenden feindlichen Heeres nicht in Makedonien eindringen können.

Übrigens war der König in großer Aufregung, sowohl weil er der Ankunft des neuen Konsuls entgegen sah, von dem man Großes erwartete, als auch weil die römische Flotte sich an der makedonischen Küste zeigte. Er schickte Truppen nach Thessalonich und anderen Küstenstädten, um den Römern entgegenzutreten, wenn dieselben versuchen sollten zu landen, außerdem schickte er 5000 Mann in das Gebirge nach Pythion und Petra. Dann machte er sich daran, an den Stellen des Enipeus, die man bei niedrigem Wasserstande durchwaten konnte, die Verschanzungen noch zu verstärken.

Im Beginn des Frühlings fuhr Amilius nach Griechenland hinüber. Gleichzeitig ging der Prätor Lucius Anicius nach Syrien und rückte sogleich gegen die Hauptstadt Skodra vor. Hier trat ihm Gen-

thios entgegen, wurde aber besiegt. Sofort unterwarfen sich alle Städte des Landes, auch Genthios bat fußfällig um Gnade. Als Überbringer der Siegesbotschaft schickte der Prätor die aus der Gefangenschaft befreiten Gesandten nach Rom. Wenige Tage darauf folgten König Genthios mit seiner ganzen Familie und die vornehmsten Männer Illyriens als Gefangene. Dies ist der einzige Krieg, bei dem die Nachricht von seiner Beendigung früher nach Rom kam als die Meldung von seinem Beginne.

II.

Als der Konsul Amilius im Lager bei Phila das Kommando übernahm, war er mit der Kriegszucht im Lager nicht zufrieden. Er änderte den Wachtdienst, ließ die dem Feinde zunächst stehenden Abteilungen in kürzeren Fristen ablösen, damit sie nicht ermüdeten, und traf noch andere Anordnungen, die ihm notwendig schienen, um pünktlichen und genauen Gehorsam ohne allen Lärm und alles unnütze Reden zu erzielen. Nachdem er diese Anordnungen in einer Heeresversammlung bekannt gemacht hatte, fügte er hinzu: „Nur der Feldherr hat das, was geschehen soll, vorzubereiten und zu beraten, entweder allein oder mit denen, die er zum Kriegsrate beruft. Die er nicht beruft, haben weder öffentlich noch insgeheim mit ihren Ansichten großzuthun. Der Soldat hat nur für folgende drei Dinge zu sorgen: daß sein Körper so rüstig und so behende als möglich ist, daß seine Waffen in gutem Zustande sind und daß er sich mit seiner Kost auf den Fall eines unerwarteten Befehls bereit hält. Für alles Übrige hat er die unsterblichen Götter und seinen Feldherrn sorgen zu lassen. Wenn in einem Heere die Soldaten mitreden und der Feldherr sich nach ihren Meinungen richtet, so kann nichts Gutes dabei herauskommen. Ich werde nach meiner Feldherrnpflicht dafür sorgen, daß der richtige Augenblick zum Handeln benützt wird. Ihr habt gar nicht darnach zu fragen, was geschehen wird, aber wenn euch das Zeichen gegeben wird, dann ist es an euch, alle Kraft für eure Kriegspflicht einzusetzen.“ Nach diesen Belehrungen entließ er die Versammlung. Selbst die Vetexanen gestanden durchgängig, heute hätten sie, wie Rekruten, zum ersten Male gehört, worauf es beim Kriegsdienste ankomme. Aber nicht nur durch ihre Reden zeigten sie, welchen Eindruck die Worte des Konsuls gemacht hatten. Bald sah man keinen müßig. Die einen schärften ihre Schwerter, andere beschäftigten sich mit Helm und Schild, zogen die Rüstung an und prüften in derselben die Geschmeidigkeit ihrer

Glieder oder übten sich im Gebrauche des Wurfspießes und des Schwertes.

Von Phila rückte der Konsul näher an den Feind heran und nahm sein Lager demselben gegenüber am anderen Ufer des Enipeus. Hier wurde der Mut der Römer noch erhöht durch die Botschaft von der raschen Befiegung des Königs Genthios. In denselben Tagen kamen Gesandte der Rhodier, die bereits in Rom gewesen waren, in das Lager, um dem Konsul die gleiche Mitteilung zu machen, wie vorher dem Senate: die Rhodier hätten nicht Lust noch länger die Störungen zu dulden, welche der schon in das vierte Jahr dauernde Krieg verursache; sie hätten deshalb gleichzeitig nach Makedonien und nach Rom Gesandte geschickt, um den Frieden zu vermitteln, und würden Maßregeln gegen den ergreifen, durch dessen Schuld die Herstellung des Friedens vereitelt würde. Vom Senate waren sie abgewiesen worden; der Konsul erklärte ihnen, er werde ihnen nach funfzehn Tagen seine Antwort geben.

Insgesheim ließ er zwei perrhäbische Kaufleute, die ihm als treue und einsichtige Männer bekannt waren, zu sich rufen und befragte sie nach Wegen, die über das Gebirge in den Rücken der makedonischen Stellung führten. Sie sagten ihm, ein solcher Weg sei ihnen bekannt, aber er sei von königlichen Truppen besetzt. Der Konsul glaubte, daß es möglich sein werde, die Posten aus ihren Stellungen zu werfen, wenn man sie in der Nacht unvermutet mit starker Mannschaft überfalle. Er entschloß sich also, diese Männer als Führer zu benutzen, und befahl dem Publius Scipio Nasika denselben mit 5000 auserlesenen Leuten zu folgen und sich so einzurichten, daß er am dritten Tage zur Zeit der vierten Nachtwache Pythion überfalle. Um aber die Aufmerksamkeit des Königs abzuziehen, ließ ihn der Konsul während der nächsten beiden Tage von den leichten Truppen an verschiedenen Stellen angreifen. Inzwischen führte Nasika seine Soldaten in aller Stille gegen Pythion. Die makedonische Besatzung war so völlig sorglos, daß sie das Herannahen der Römer nicht bemerkte. Sie wurde im Schlafe überfallen und ohne große Mühe von der Höhe vertrieben.

Jetzt war Perseus in Gefahr umgangen zu werden. Er verließ deshalb seine Stellung und ging bis Bydna zurück. Der Konsul folgte ihm und schlug dem Feinde gegenüber sein Lager auf. Als das Lager besetzt war, wurden die Soldaten zusammenberufen, und der Kriegstribun Gajus Sulpicius Gallus, der im vorhergehenden Jahre Prätor gewesen war, erklärte ihnen mit Erlaubnis des Konsuls, damit dies niemand für ein böses Vorzeichen halte, daß in der nächsten Nacht zwischen 2 und 4 Uhr eine Verfinsternung des Mondes eintreten werde.

„Da dies nach der natürlichen Ordnung der Dinge und zu bestimmten Zeiten geschieht, so kann man es vorher wissen und berechnen. Ihr braucht euch also darüber ebenso wenig zu wundern, wie über die regelmäßige Abnahme und Zunahme des Mondes, und es ist gar keine Veranlassung, dies als ein Wunderzeichen zu betrachten.“ Als dann in der Nacht zu der angegebenen Stunde die Verfinsternung eintrat, staunten die römischen Soldaten über die Weisheit des Gallus, die Makedonier aber wurden tief erschüttert wie durch ein trübes Vorzeichen, das den Untergang des Reiches und das Verderben des Volkes bedeute; Geschrei und Geheul ertönte in ihrem Lager so lange, bis der Mond wieder sein Licht erlangt hatte.

Schon nach wenigen Tagen nahm ein Gefecht der Vorposten so große Verhältnisse an, daß beide Feldherren ihre Truppen zur Schlacht heranzführten. Kaum hatte Amilius Zeit, sein Heer aufzustellen, als schon die Phalanx im Anmarsche war. Es war ein schrecklicher Anblick, und der Konsul selbst hat später oftmals erzählt, einen wie furchtbaren Eindruck dies damals auf ihn gemacht hat. Den Soldaten aber zeigte er ein heiteres Antlitz, indem er ohne Helm und Panzer durch ihre Reihen ritt. Die hohe Würde des Feldherrnammes, sein Ruhm und mehr noch sein Alter machten Eindruck auf die Soldaten. Er war nämlich schon über sechzig Jahre alt, aber da, wo Arbeit und Gefahr am größten waren, nahm er die Pflichten der Jünglinge auf sich.

Schon waren die vordersten Reihen mit der Phalanx zusammengestoßen. Da sie nirgend eindringen konnten, warf der Führer der Peligner die Fahne mitten unter die Feinde, und es entstand nun ein wüthender Kampf um die Fahne. Die Peligner suchten die Sarissen mit ihren Schwertern zu zerbrechen, mit den Schilden herunterzudrücken, mit den Händen auf die Seite zu schieben. Die Makedonier aber faßten die Sarissen mit beiden Händen, durchbohrten Waffen und Körper der Angreifer, da weder Schild noch Panzer die Gewalt des Stoßes zu brechen vermochte, und schleuderten die aufgespießten Körper über ihre Köpfe hinweg. So wurde die erste Reihe der Römer niedergestoßen, und auch die nächsten Reihen begannen zu weichen. Da der Kampf aber auf unebenem Boden geführt wurde und die Phalanx eine sehr lange Linie bildete, konnte sie die Geschlossenheit ihrer Glieder nicht vollständig bewahren, sondern während des Vordringens entstanden viele Öffnungen und Lücken. Sowie Amilius dies bemerkte, befahl er den Kohorten, sich in diese Zwischenräume hineinzudrängen, nicht die ganze Phalanx, sondern an vielen Stellen zugleich die einzelnen Teile anzugreifen. Dieser Befehl wurde von einem Führer dem anderen weitergegeben und lief durch das ganze Heer. Bald entstehen überall

Treffen, die Phalanx beginnt unruhig zu werden, gerät in Verwirrung und wird zuletzt ganz auseinander gerissen. Denn so lange die Phalanx im Schluß steht und von vorgestreckten Lanzen starret, ist ihre Kraft unwiderstehlich. Sie gerät aber in Gefahr, wenn die Leute durch zerstreuten Angriff gezwungen werden, mit der durch Länge und Gewicht schwerfälligen Lanze sich umzuwenden, und sie geht in Trümmer, wenn sie auch noch in der Flanke und im Rücken angegriffen wird. Jetzt mußte sie sich nach allen Seiten hin gegen die truppweise eindringenden Römer wenden, die überall, wo Zwischenräume entstanden, ihre Reihen hineinschoben. In solchem Nahkampf waren die Makedonier schlimm daran. Mit dem kleinen Dolch vermochten sie gegen die festen Schilde der Römer nichts auszurichten, während ihre leichtere Rüstung dem wuchtigen Schwert und seinen gewaltigen Schlägen nicht widerstehen konnte. Ein furchtbares Gemetzel entstand. Der Kern der Phalanx, 3000 auserlesene Leute, wich nicht vom Platze. Sie wurden sämtlich niedergehauen. Die übrigen wurden meist auf der Flucht erschlagen. Viele flohen dem Meere zu, gingen in das Wasser hinein und streckten mit flehentlicher Bitte um ihr Leben den Leuten auf der Flotte die Hände entgegen. Da sie sahen, daß von der Flotte aus die Boote auf sie zu ruderten, so glaubten sie, man wolle sie aufnehmen, um sie zu Gefangenen zu machen, und wagten sich noch weiter in das Wasser hinein. Als man aber von den Booten aus auf sie einhieb, suchten die, welche es konnten, wieder das Ufer zu erreichen und fanden hier einen noch kläglichern Tod, da die Elefanten auf sie zugetrieben und sie von diesen zertreten oder zerdrückt wurden. Gegen 20 000 Makedonier wurden getödtet, gegen 6000, die sich nach Bydna geflüchtet hatten, kamen lebendig in die Hände der Römer, von den auf der Flucht Zerstreuten wurden nachher noch 5000 gefangen genommen.

Während das Fußvolk niedergehauen wurde, entkam die Reiterei fast ohne Verlust. An ihrer Spitze flüchtete der König. Er nahm seinen Weg zunächst nach Pella. Von hier flüchtete er mit seinen Schätzen und in der Begleitung von wenigen Getreuen eilends weiter über den Fluß Axios nach dem Strymon zu. Als er diesen erreicht hatte, ließ er sein Gold und Silber auf Schiffe bringen und fuhr damit nach Samothrake.

Nach der Flucht des Königs ergaben sich die Städte Makedoniens, so daß der Konsul, funfzehn Tage nachdem er das Kommando angetreten hatte, ganz Makedonien in seiner Gewalt sah. Im Lager bei Cirra empfing er einen Brief des Königs. Wie er die drei armseligen Leute erblickte, die als Gesandte des Königs zu ihm kamen, soll er über den Wechsel des menschlichen Geschickes geweint haben: der Fürst, der

noch vor kurzem sich mit dem makedonischen Königreich nicht begnügt hatte, war nach dem Verluste seines Heeres, aus seinem Lande vertrieben, auf eine kleine Insel geflüchtet, wo ihn nur die Heiligkeit des Tempels, nicht seine Macht schützte. Als Amilius aber die Aufschrift las: „König Perseus dem Consul Paullus Gruß“, da verdrängte der Unwille über die Thorheit des Mannes, der seine Lage nicht verstand, das Mitleid. Die Gesandten wurden ohne alle Antwort entlassen. Perseus begriff, welchen Namen er als Besiegter vergessen müsse. Er schickte einen zweiten Brief, in welchem er den Königstitel fortließ, und bat den Consul, Abgesandte zu ihm zu schicken, mit denen er sich über seine Lage und sein künftiges Geschick besprechen könne. Der Consul willfahrte diesem Wunsche, doch wurde durch diese Gesandtschaft nichts erreicht, da Perseus es ablehnte, sich der Gnade des römischen Volkes zu übergeben.

Als hierauf die römische Flotte vor Samothrake erschien, dachte Perseus nach Thracien überzusetzen. Er beauftragte den Kreter Droandes das Gold und Silber in aller Stille auf Schiffe zu bringen. Dieser aber nahm die Gelegenheit wahr, mit einem Teil der Schätze zu entfliehen. Da ergab sich Perseus mit seinen Söhnen dem Befehlshaber der Flotte, der ihn und den Rest der königlichen Schätze auf das Admiralschiff bringen ließ und ihn dann zum Consul schickte.

Auf die Nachricht hiervon ließ Paullus, der darin mit Recht einen neuen Sieg erblickte, Opfertiere schlachten und empfing dann in seinem Feldherrnzelte den letzten Nachfolger Philipps und Alexanders, die einst den Makedoniern die Herrschaft über den Erdkreis erobert hatten. Er ging dem Eintretenden entgegen, reichte ihm die Rechte, hob ihn auf, als er sich ihm zu Füßen werfen wollte, und führte ihn zu einem Sitze. Da der König mit zur Erde gewendetem Blick schweigend weinte und auf die Fragen des Konsuls nicht antwortete, so sagte dieser: „Gleichviel ob du durch menschlichen Irrtum, durch Zufall, oder durch das Schicksal in diese Lage gekommen bist, habe guten Mut. Die Milde, welche das römische Volk schon gegen so viele Könige und Völker bewährt hat, giebt dir nicht nur die Hoffnung, sondern fast die Gewißheit, daß dein Leben erhalten bleibt.“ Dies sagte er zu Perseus in griechischer Sprache, zu den Seinen gewendet, fügte er lateinisch hinzu: „Hier seht ihr ein auffallendes Beispiel von dem Wechsel der menschlichen Dinge. Namentlich euch, ihr Jünglinge, sage ich dies. Darum muß man niemals andere mit Übermut oder Härte behandeln, noch dem Glücke trauen, da es immer ungewiß ist, was der Abend bringen wird. Nur der ist ein Mann, der im Glück sich nicht überhebt und durch das Unglück nicht gebeugt wird.“

Die rasche Beendigung des Krieges erregte bei den Rhodiern große Bestürzung. Sie fürchteten von dem römischen Volke wegen ihres Verhaltens bestraft zu werden. Das Volk war deshalb gegen diejenigen erbittert, die zur Absendung der Friedensgesandtschaft geraten hatten, und faßte den Beschluß: alle diejenigen, welche überführt würden, zu Gunsten des Perseus und zum Nachteile der Römer gesprochen oder gehandelt zu haben, sollten mit dem Tode bestraft werden. Einige von den Schuldigen waren schon vorher entflohen, die anderen nahmen sich infolge dieses Beschlusses selbst das Leben.

Auch bei den anderen Völkern war der Eindruck, den die Schlacht bei Pydna und die vollständige Befiegung des makedonischen Reiches gemacht hatten, ein gewaltiger. Am auffallendsten zeigte sich dies in dem Verhalten des Königs Antiochos IV. von Syrien, der seinem Bruder Seleukos in der Herrschaft gefolgt war. Er hatte den Versuch gemacht, Ägypten zu erobern, ein Teil des Landes war bereits von ihm besetzt, und er marschierte gegen die Hauptstadt. Auf diesem Marsche, 4000 Schritt vor Alexandria, trafen ihn die römischen Gesandten, die ihm ein Schreiben des Senates überbrachten, in dem der König aufgefordert wurde, das eroberte Gebiet zurückzugeben und Ägypten innerhalb bestimmter Frist zu räumen. Er begrüßte die Ankommenden und wollte dem Popilius Lanas, dem Führer der Gesandtschaft, die Hand reichen. Dieser aber gab ihm das Schreiben und forderte ihn auf, zuerst dasselbe zu lesen. Der König las es und sagte, er werde mit seinen Räten überlegen, was er zu thun habe. Da zog Popilius in seiner barschen Weise mit dem Stäbe, den er in der Hand trug, einen Kreis um den König und sagte: „Geh du aus diesem Kreise trittst, antworte mir, was ich dem Senate berichten soll.“ Über diese gebieterische Zumutung betroffen, zauderte der König einen Augenblick, dann antwortete er: „Ich werde thun, was der Senat verlangt.“ Jetzt erst reichte Popilius dem Könige die Hand als einem Bundesgenossen und Freunde. Der König aber führte sofort seine Truppen zurück und räumte Ägypten auf den vom Senate bestimmten Tag.

Hinsichtlich Makedoniens und Syriens wurde beschlossen, daß die Völker beider Länder frei sein und daß zu diesem Zwecke die Syrier drei, die Makedonier vier Bundesgenossenschaften bilden sollten. König Perseus und seine Kinder wurden nach Rom gebracht und mußten in Ketten dem Triumphwagen des Konsuls vorausgehen. Perseus hatte den Konsul bitten lassen, daß ihm dies erlassen werde. Amilius aber, der seine unmännliche Furcht vor dem Tode verachtete, gab zur Antwort: „Das steht in seiner eigenen Macht.“ Er wollte ihm damit zu verstehen geben, daß er den Tod der Schmach vorziehen könne. Dazu

aber mochte Perseus sich nicht entschließen. Er wurde nach der Beendigung des Triumphes in Alba gefangen gehalten und ist hier nicht lange darauf gestorben. Sein Sohn soll sich später in derselben Stadt als Schreiber ernährt haben.

60.

Von der Eroberung und Zerstörung Karthagos.

I.

Durch die Befiegung Karthagos, Makedoniens und Syriens war der ganze Kreis der Länder um das Mittelmeer abhängig geworden von dem Willen der Römer; die bedeutendsten Staaten in Afrika und in Asien verdankten ihre Macht der Gunst Roms und waren bemüht, sich dieselbe durch Dienstbeflissenheit zu erhalten; nirgends war eine Macht, die es mit Aussicht auf Erfolg hätte wagen können, sich dem Gebote der römischen Volksversammlung zu widersetzen.

Während die Macht Roms sich immer weiter ausdehnte, genoß Karthago eines langen, ununterbrochenen Friedens und erholte sich von der Ohnmacht, in die es durch den zweiten Krieg mit den Römern versetzt war. Die Fruchtbarkeit seines Gebietes und seine vorteilhafte Lage am Meere ließen es von neuem zu großem Wohlstande und zu zahlreicher Bevölkerung gelangen. Die alte Macht freilich war dahin, und keine Aussicht war vorhanden, sie wiederzugewinnen. Dennoch erregte der stets wachsende Wohlstand den Neid und die Besorgnis der Römer. Deshalb begünstigten sie den Massinissa, der ja mit römischer Hülfe sein väterliches Reich wiedererobert und das des Syphax dazu erhalten hatte.

Seitdem war Massinissa bemüht gewesen, das wilde Reitervolk der Numidier an den Ackerbau zu gewöhnen, und weite Strecken seines Landes waren urbar gemacht worden. Er selbst war von gewaltigem Körper und kräftig bis in sein hohes Alter. Bis kurz vor seinem Tode versuchte er sich im Kampfe, stieg ohne Hülfe eines Reitknechtes auf sein Pferd und ritt es ohne Sattel, wie die Numidier thun. Überhaupt gehören die Numidier zu den Menschen, die am längsten leben und am meisten Kraft besitzen, vielleicht deshalb, weil bei ihnen der Winter nicht kalt und der Sommer nicht so heiß ist, wie bei den Äthiopiern und Indern, aber auch aus dem Grunde, weil sie meist unter freiem Himmel und in steter Thätigkeit leben, nur wenig Wein haben und in ihrer Nahrung einfach und mäßig sind.

Fast unablässig bedrängte Massinissa die Karthager und entriß ihnen wiederholt die fruchtbarsten Strecken ihres Gebietes, so daß sie in Rom um Hülfe bitten mußten, da sie sich dem Friedensvertrage nach nicht selbst verteidigen durften. Die römischen Gesandten aber, welche, um diese Streitigkeiten zu schlichten, nach Afrika geschickt wurden, entschieden jedesmal zu Gunsten des Massinissa. Als dieser sah, daß seine Unternehmungen so gut gelangen, griff er weiter um sich. Er zwang die Städte des fruchtbaren Gebietes Emporia an der kleinen Syrte, ihm den Zins zu zahlen, den sie bis dahin den Karthagern entrichtet hatten. Eine dieser Städte war Leptis, das allein den Karthagern täglich ein Talent gezahlt hatte. Wieder erschien eine römische Gesandtschaft und sprach die streitigen Städte dem Massinissa zu. Nicht lange darauf bemächtigte er sich der Stadt Tuzka und der sogenannten Großen Ebenen am oberen Bagradas. Abermals mußten die Karthager den Schiedspruch der Römer erbitten; doch erst nach langem Zögern wurden Gesandte geschickt, an deren Spitze Markus Porcius Kato stand.

Dies war ein Mann, der sich aus häuerlichem Stande durch eigene Kraft zu den höchsten Ehrenstellen emporgearbeitet hatte. Als Jüngling hatte er die Feldzüge gegen Hannibal mitgemacht; dann hatte er als Quästor den Publius Scipio nach Afrika begleitet; nachher war er zum Abil, zum Prätor, zum Konsul erwählt worden und war dann als Prokonsul nach Spanien gegangen, hatte den hier ausgebrochenen Aufstand niedergeschlagen und die Verwaltung der Provinz neu geordnet. Einige Jahre später war er mit Aelius Glabrio als dessen Unterfeldherr nach Griechenland gegangen und hatte sich dadurch ausgezeichnet, daß er während der Schlacht im Engpasse von Thermopylä die Höhe des Kallidromon erstürmte und dem Heere des Antiochos in den Rücken fiel. Seitdem hatte er auch noch das Censoramt verwaltet und sich durch die dabei bewiesene ungewöhnliche Strenge und Härte einen sehr gefürchteten Namen gemacht. Jeder Stellung, die er einnahm, war er so vollständig gewachsen, daß man hätte sagen mögen, er sei einzig für das geboren, was er jedesmal betrieb. Als Soldat wie als Feldherr, als Rechtskundiger wie als Redner hat er sich ausgezeichnet; auf die Geschäfte in der Stadt verstand er sich ebenso gut wie auf die Verwaltung seines Landgutes. Seine Härte zog ihm viele Feinde zu, die ihn heftig verfolgten, wie er sie, so daß es schwer zu sagen ist, ob die Vornehmen ihn mehr gehaßt, oder er selbst die Vornehmen ärger bedrängt hat. Unstreitig war er harten Sinnes, seine Sprache freimütig und scharf ohne Maß; aber keine Begierde hatte Macht über ihn, seine Rechtschaffenheit war unbeugsam, Gunst und Reichthum verachtete er. In seiner Sparsamkeit zeigte er dieselbe Ausdauer wie bei Anstrengungen

und Entbehrungen, sein Körper und sein Geist waren wie von Eisen. Auch das Alter konnte ihn nicht beugen; noch in seinem 86. Jahre verteidigte er sich selbst, noch als Neunzigjähriger zog er den Servius Galba vor das Volksgericht.

Als Kato jetzt mit den anderen Gesandten nach Afrika kam, erklärte Massinissa von vornherein, daß er sich ihrem Ausspruche willig unterwerfen werde. Die Karthager aber, welche die früheren Gesandten als ungerechte Richter kennen gelernt hatten, wollten eine solche Erklärung nicht ohne Vorbehalt abgeben. Namentlich verlangten sie, die Entscheidung der Gesandten dürfe sich nicht auf Gebiete erstrecken, über die schon in dem mit Scipio abgeschlossenen Friedensvertrage eine Bestimmung getroffen sei. Unwillig hierüber kehrten die Gesandten zurück, ohne die Sache weiter zu untersuchen. So war Kato bereits gegen die Karthager erbittert; als er aber erkannte, wie sorgfältig angebaut und wie fruchtbar ihr Gebiet war, und wie sehr die Stadt seit den von Scipio erlittenen Niederlagen an Wohlstand und an Bevölkerung zugenommen hatte, da erwachte in ihm die Beforgnis, daß die Gefahren sich wiederholen könnten, von denen er als Jüngling Rom bedrängt gesehen hatte. Nach seiner Rückkehr schilderte er im Senate die wieder aufblühende Größe Karthagos und erklärte, ehe nicht diese Stadt vom Erdboden vertilgt sei, könne er die Macht, ja die Freiheit Roms nicht für sicher halten. Seitdem trat er niemals im Senate auf, ohne seiner Rede, wovon sie auch immer handeln mochte, die Worte hinzuzufügen: „Übrigens bin ich der Überzeugung, daß Karthago zerstört werden muß.“ Auch brachte er eines Tages eine frühreife Feige von der großen afrikanischen Art in die Kuria, zeigte sie den Vätern und fragte: „Wann glaubt ihr wohl, daß diese Frucht vom Baume gebrochen ist?“ Alle stimmten darin überein, daß sie frisch gepflückt sein müsse, er aber sagte: „Vor drei Tagen ist sie in Karthago gepflückt worden, so nahe ist der Feind unsern Mauern.“

Da die Karthager nun von Rom nicht geschützt wurden, so griffen sie endlich selbst zu den Waffen und schickten ihren Feldherrn Hasdrubal gegen Massinissa. Der entscheidenden Schlacht in diesem Kriege wohnte Scipio Amilianus als Zuschauer bei, der bereits als siebzehnjähriger Jüngling seinen Vater Amilius Paullus in dem Feldzuge gegen König Perseus begleitet hatte. Schon damals hatte er sich sowohl in der Schlacht bei Pydna, als namentlich bei der raschen Verfolgung des Feindes ausgezeichnet. Nachher hatte ihn des Scipio Afrikanus kinderloser Sohn Publius Kornelius Scipio an Kindesstatt angenommen, um den ausgezeichneten, aber besitzlosen jungen Mann zum Träger seines Namens und zum Erben seines größten Vermögens zu machen.

Jetzt diente er unter Lukullus in dem Kriege gegen die aufständischen Keliberer in Spanien und war von seinem Feldherrn zu Massinissa geschickt worden, um Elefanten von demselben zu erbitten. Von einer Anhöhe sah er wie von einer Schaubühne herab dem Kampfe zu, und oft erzählte er nachher, er habe vielen Gefechten beigewohnt, aber nie mit solchem Vergnügen wie hier, wo er als vollkommen unbetheiligter Zuschauer 110 000 Mann der beiden mächtigsten afrikanischen Völker im Handgemenge sah. Nur zwei, sagte er stolz, hätten vor ihm ein solches Schauspiel gehabt, Jupiter, als er vom Jda, und Neptun, als er von Samothrake dem Kampf der Griechen und Trojaner zugeesehen.

In dieser Schlacht wurde Hasdrubal völlig geschlagen, da er sich von dem schlauen und trotz seiner 88 Jahre noch rüstigen Massinissa auf ein für ihn ungünstiges Schlachtfeld hatte locken lassen. Nachher wurde der Rest seines Heeres von den Numidiern eingeschlossen und zusammengehauen, so daß nur sehr wenige sich nach Karthago retteten.

Nach so großem Verluste sahen sich die Karthager gezwungen, unter sehr ungünstigen Bedingungen mit Massinissa Frieden zu schließen. Zugleich mußten sie fürchten, daß die Römer aus ihrer Selbstverteidigung einen Vorwand zum Kriege nehmen würden. Sie suchten deshalb alle Schuld auf die Urheber dieses Krieges zu wälzen, indem sie den Hasdrubal und alle, die den Krieg befürwortet hatten, zum Tode verurteilten. Dann schickten sie Gesandte nach Rom, die sich über Massinissa beschwerten und zugleich diese Männer anklagen sollten, daß sie sich zu schnell und voreilig gegen ihn verteidigt und dadurch die Stadt in den Verdacht einer Feindseligkeit gegen Rom gebracht hätten. Der Senat erwiderte ihnen, nur wenn Karthago den Römern völlige Genugthuung gebe, könne es den Krieg vermeiden. Als sie nun fragten, welche Genugthuung verlangt werde, da hieß es, das müßten sie selbst wissen. Mit so dunkler Bescheide wurden die Gesandten entlassen; zugleich aber wurden ein großes Heer und eine große Flotte gerüstet, um unter dem Befehle der beiden Konsuln von Sicilien aus nach Afrika überzusehen. Wie zu einem glänzenden Feldzuge und in sicherer Hoffnung des Sieges eilten Bürger und Bundesgenossen herbei, und viele stellten sich freiwillig zu diesem Dienste.

Die Karthager aber schickten in ihrer Bestürzung eine neue Gesandtschaft, um den Krieg abzuwenden, auf welche Art es auch sei. Der Senat gab ihnen zum Bescheide, wenn die Karthager innerhalb dreißig Tagen den Konsuln, noch ehe sie Sicilien verließen, dreihundert Geiseln aus den vornehmsten Familien brächten und auch im übrigen die Befehle derselben erfüllten, dann solle Karthago seine Unabhängigkeit und sein Gebiet behalten. Wenngleich auch dieser Bescheid keines-

wegs deutlich war, so eilten die Karthager doch trotz des Jammers und Wehklagens der Mütter, die Geiseln noch vor Ablauf der bestimmten Frist nach Sicilien zu bringen. Die Konsuln nahmen dieselben in Empfang und schickten sie nach Rom; fuhren aber trotzdem nach Afrika hinüber, indem sie erklärten, das Weitere würden sie in Utika mittheilen.

149
2. Gr.

Kaum hatten sie bei dieser Stadt ihr Lager aufgeschlagen, an derselben Stelle, wo das Lager des Scipio gestanden hatte, als neue Gesandte der Karthager anlangten. Umgeben von ihren Legaten und Kriegstribunen, setzten sich die Konsuln auf eine erhabene Bühne und ließen die Gesandten durch die langen Reihen der zu beiden Seiten in kriegerischem Schmucke aufgestellten Truppen hindurchführen. Als die Karthager vor dem Tribunal standen und in Mitleid erregender Rede die unglückliche Lage ihrer Vaterstadt auseinandergesetzt und ihre Untwürdigkeit beteuert hatten, erhob sich der Consul Censorinus. Er lobte sie zwar, daß sie die Geiseln so schleunig gestellt und so gut ausgewählt hätten, verlangte aber ferner die Auslieferung aller Waffen und Kriegswerkzeuge. „Wozu,“ sagte er, „bedürfen diejenigen der Waffen, welche eines ungetriebten Friedens genießen.“ Bestürzt fragten die Gesandten, wie sie sich gegen den zum Tode verurteilten Hasdrubal verteidigen sollten, der mit 20 000 Mann in der Nähe von Karthago stehe. Als aber die Konsuln erwiderten, dafür würden die Römer sorgen, versprachen sie die Waffen auszuliefern. Darauf brachten sie den Römern 200 000 vollständige Rüstungen, eine unzählige Menge von Pfeilen und Wurfspeisen, an 2000 Katapulte. Glänzend und überraschend war der Anblick der zahlreichen Wagen, auf denen die Waffen von den Feinden selbst herangefahren wurden. Den Wagen folgten die Gesandten und mit ihnen die Senatoren, die Priester und die anderen Vornehmen, um die römischen Feldherren zur Achtung oder doch zum Mitleid zu bewegen. Sie wurden durch das Lager geführt und traten in ihrem Schmucke vor die Konsuln. Wieder erhob sich Censorinus und sprach, nachdem er sie lange finster angeblickt hatte: „Wir loben euch, Karthager, wegen eures Gehorsams und eurer Bereitwilligkeit in Ansehung der Geiseln und der Waffen; wo aber die Notwendigkeit gebietet, muß man wenig Worte machen. Unterwerft euch deshalb männlich auch dem weiteren Befehle des Senates. Übergibt uns Karthago und baut euch eine andere Stadt auf eurem Gebiete, wo ihr wollt, doch achtzig Stadien vom Meere entfernt. Denn diese Stadt haben wir zu zerstören beschloßen.“ Noch während er redete, hoben die Karthager ihre Hände zum Himmel und riefen laut schreiend die Götter an. Dann überhäuften sie die Römer mit Schmähungen, viele warfen sich auf die Erde, andere zerrißen ihre

Kleider und mißhandelten sich selbst, wie von Wahnsinn ergriffen. Als endlich ihre Wut nachließ, nahmen sie wieder zu Worten ihre Zuflucht. Doch vergeblich flehten sie die finster blickenden Konsuln um Mitleid; vergeblich beriefen sie sich auf das Versprechen des Senates; vergeblich baten sie um eine Frist von dreißig Tagen, damit sie noch einmal eine Gesandtschaft an den Senat schicken könnten. „Wozu,“ sagte Censorinus, „noch viel Worte machen über das, was der Senat befohlen hat? Er hat es befohlen, es muß geschehen. Was aber unser früheres Versprechen betrifft, so lassen wir Karthago selbständig und im Besitze seines Gebietes; denn euch halten wir für Karthago, nicht den Grund und Boden.“ Darauf befahl er, die Gesandten hinauszuführen.

Zammernd kehrten diese in die Stadt zurück, die alsbald von Geschrei und Wehklagen wiederhallte, deren Bevölkerung von Wut und Verzweiflung ergriffen wurde. Bald aber kehrte die Besonnenheit zurück, man schloß die Thore und schleppte Steine auf die Mauern. Noch an demselben Tage beschloß der Senat den Krieg und erklärte durch öffentlichen Aufruf die Sklaven für frei. Dann wählte man den Hasdrubal zum Feldherrn und ließ ihn bitten, bei dieser äußersten Gefahr des Vaterlandes nicht des ihm angethanen Unrechts zu gedenken. Eine merkwürdige Veränderung vollzog sich in der Gesinnung der Karthager; an die Stelle der Verzweiflung trat der Entschluß, lieber alles zu erdulden, als die Stadt zu verlassen, und dieser Entschluß erfüllte sie mit kühnem Mute. Alle Tempel und öffentlichen Gebäude wurden zu Werkstätten; ohne Unterbrechung, Tag und Nacht arbeiteten Männer und Frauen, um Schilde und Schwerter, Wurfspieße und Lanzen, Katakulte und Geschosse zu verfertigen, so viele sie nur könnten. Die Weiber schnitten ihre Haare ab, um daraus Sehnen für Bogen und Wurfgeschütze zu bereiten.

Mit solchem Eifer rüsteten die Karthager. Die Konsuln aber, welche es für leicht hielten, die wehrlose Stadt zu erstürmen, sobald sie nur wollten, zögerten damit in der Überzeugung, daß die Karthager sich fügen würden, wenn der erste Sturm der Leidenschaft vorüber wäre. Nach Verlauf einiger Tage rückten sie vor die Stadt und griffen sie an, fanden aber zu ihrem Erstaunen den lebhaftesten Widerstand, so daß sie dieselbe regelrecht belagern mußten. Zu diesem Zwecke bauten sie gewaltige, mit Mauerbrechern versehene Kriegsmaschinen, von denen eine so groß war, daß man 6000 Mann nötig hatte, um sie vorwärts zu bewegen. Bald stürzte ein Teil der Mauer zusammen; in der Nacht aber bauten die Karthager sie wieder auf, während ein Teil von ihnen einen Ausfall machte und Feuer an die Kriegsmaschinen legte, so daß sie ganz unbrauchbar wurden. Auch die römische Flotte suchten sie in

Brand zu stecken, indem sie, sobald der Wind den Römern entgegenwehte, kleine Rachen mit Schwefel und Pech füllten, die Segel derselben aufspannten und dann Feuer hineinwarfen. So gelang es ihnen, zwei Jahre hindurch alle Angriffe zurückzuschlagen und dem römischen Heere, das überdies während des Sommers durch pestartige Krankheiten litt, sehr beträchtlichen Schaden zuzufügen.

II.

In Rom entstand darüber großer Unwille, und allmählich wandten sich die Blicke des ganzen Volkes auf Scipio Aemilianus, der als Kriegstribun bei dem Heere in Afrika stand und, während die anderen Anführer viele Fehler begingen und große Verluste erlitten, durch seine Besonnenheit, sein Glück und seine strenge Rechtlichkeit im römischen Lager wie auch bei den Bundesgenossen und bei den Feinden das höchste Ansehen genoß. So hatte Massinissa, als er im Alter von 90 Jahren seinen Tod vor Augen sah und fürchtete, daß seine drei einander sehr unähnlichen Söhne in Streit geraten würden, den Scipio zum Schiedsrichter über sie ernannt und ihn gebeten, das Reich unter dieselben zu teilen. Scipio hatte diesen Auftrag erfüllt und den Gullussa, den mittelsten der drei Söhne, der ein vortrefflicher Reiteranführer war, mit in das römische Lager gebracht. Dann war er nach Rom gereist, weil er sich für das nächste Jahr um das Amt eines kurlischen Abilen zu bewerben wünschte. Das Volk indessen wollte ihn zum ¹⁸⁰ v. Chr. Konsul wählen, und da ein im 574. Jahre der Stadt beschlossenes Gesetz bestimmte, daß ein Konsul mindestens 43 Jahre alt sein müsse, Scipio aber erst 37 Jahre zählte, so wurde beschlossen, dies Gesetz für ein Jahr außer Kraft zu setzen; dann wurde Scipio zum Konsul gewählt. Mit neuen Truppen, die vornehmlich aus Freiwilligen bestanden, ¹⁴⁷ v. Chr. segelte er im Frühling 607 nach Utika hinüber.

Zunächst bemühte er sich, der im Heere eingerissenen Zuchtlosigkeit zu steuern. Im Lager befand sich außer den Soldaten noch ein zahlreiches Gefindel, welches der Beute wegen gekommen war und mit den Berwegeneren ohne Befehl auf Raubzüge ausging, obgleich das Kriegsgesetz jeden für einen Ausreißer erklärte, der sich weiter als einen Trompetenruf vom Heere entfernte. Scipio war überzeugt, daß er die Feinde nicht werde besiegen können, wenn er über seine eigenen Soldaten keine Gewalt habe. Deshalb trieb er den Haufen unmüher Menschen aus dem Lager hinaus und entfernte mit ihnen alles, was die Weichlichkeit förderte. Nachdem er das Heer gereinigt und die Soldaten wieder an

Ordnung und schnelle Ausführung seiner Befehle gewöhnt hatte, rückte er näher an die Stadt und versuchte derselben die Zufuhr abzuschneiden.

Nun lag aber Karthago im Innern eines sehr großen Meerbusens auf einer Halbinsel, die nur durch eine fünfundzwanzig Stadien breite Landenge mit dem festen Lande zusammenhängt. Von dieser Halbinsel aus zieht sich eine schmale, etwa ein halbes Stadion breite Landzunge nach Südwesten zwischen dem See von Tunes und dem Meere. Nach dem Wasser zu war die Stadt nur mit einer einfachen Mauer umgeben, weil das Ufer überall steil war; auf der Landenge aber erhob sich nach dem Festlande zu auf steilem Felsen die Byrsa, die Burg von Karthago. Sie war nach der Außenseite durch eine Mauer geschützt, die aus drei Terrassen bestand, deren jede 30 Fuß breit und 45 Fuß hoch war ohne die Brustwehren und ohne die vier Stockwerk hohen Thürme. Von dieser Mauer führte eine andere, weniger starke Mauer nach Osten zu dem Meere und den beiden Häfen, so daß der kleinere Hafen innerhalb der Mauer, der größere aber außerhalb derselben lag. Der Außenhafen war für die Handelsschiffe bestimmt, er hatte vom Meere aus eine 70 Fuß breite Einfahrt, die durch eiserne Ketten gesperrt war. Nur durch diesen äußeren Hafen konnte man in den inneren Hafen gelangen, welcher Kothon, d. h. der Kleine, genannt wurde. Derselbe war für die Kriegsschiffe bestimmt und deshalb stark befestigt. Nordwärts von der Stadt, durch eine starke Mauer von derselben getrennt, lagen die Vorstädte, welche auf der Landseite gleichfalls durch Mauern, auf der Seeseite durch Klippen und Untiefen geschützt waren.

Scipio bemächtigte sich der Landenge und legte daselbst ein wohl verschanztes Lager an, indem er quer über dieselbe von Meer zu Meer Gräben ziehen und eine 12 Fuß hohe Mauer auführen ließ. Zwanzig Tage und Nächte mußte das ganze Heer an diesen Befestigungen arbeiten. Auf diese Weise schnitt er den Karthagern alle Zufuhr vom Lande her ab und bewirkte, daß in der Stadt bald große Not entstand, zumal auch das Landvolk in dieselbe geflüchtet war. Denn wenn auch etwas Weniges von der See her zugeführt wurde, so war dies der aufdauernden römischen Schiffe wegen doch schwierig und meist nur bei ruhiger See und sehr günstigem Winde möglich. Um aber auch die letzten Zufuhren abzuschneiden, ließ Scipio von der schmalen Landzunge aus einen oben 24 Fuß, unten viermal so breiten steinernen Damm durch das Meer ziehen und sperrte dadurch die Einfahrt des Hafens. Während das ganze römische Heer Tag und Nacht an diesem Werke arbeitete, gruben die Karthager auf der östlichen Seite des Hafens einen neuen Ausgang, gerade in das Meer hinaus. Von innen anfangend, vollbrachten sie mit Hülfe der Frauen und Kinder diese Arbeit, ohne

daß die Römer etwas davon merkten. Als alles dazu bereit war, öffneten sie mit Tagesanbruch die Mündung und segelten mit ihren Kriegsschiffen hinaus. Hätten sie die erstaunten Römer sogleich angegriffen, so würde es nicht schwer gewesen sein, die ganze römische Flotte zu verbrennen. Sie segelten aber nur wie zur Schau heran und kehrten dann unter übermütigem Spotten in den Hafen zurück. Erst drei Tage später ordneten sie sich zu einer Seeschlacht, und die jetzt wohl vorbereiteten Römer segelten ihnen entgegen. Bis zum Abend kämpfte man ohne Entscheidung. Da dachten die Karthager in ihren Hafen zurückzukehren und den Kampf am nächsten Tage zu erneuern. Bei der Einfahrt aber gerieten ihre Schiffe ins Gedränge und verstopften die Mündung, so daß die größeren sich in ungünstiger Stellung wieder gegen die nachgesegelten Feinde wenden mußten und dadurch große Verluste erlitten.

Von seinem Damme aus richtete Scipio nun seine Angriffe gegen das Ufer des Außenhafens, das nur durch einen Erdwall und durch einige in der Eile aufgeführte Befestigungen geschützt war. Die Karthager verteidigten diesen Erdwall mit äußerster Hartnäckigkeit, wateten bei Nacht durch das seichte Wasser und verbrannten die Belagerungsmaschinen. Dennoch gelang es zuletzt den Römern, die hölzernen Thürme der Feinde mit Blei und Schwefel in Brand zu schießen und sich während der dadurch entstandenen Verwirrung des ganzen Erdwalles und damit des Außenhafens zu bemächtigen. So war am Ende des Jahres die Stadt von allen Seiten eingeschlossen.

Während nun das Hauptheer den Winter über vor Karthago lag, schickte Scipio einzelne Abteilungen gegen die Bundesgenossen der Karthager, um auch die letzten Versuche einer Unterstützung unmöglich zu machen. Scipio selbst eilte bald hierhin, bald dorthin, um immer selbst zu sehen, was geschah. Bald waren alle Städte Libyens in der Gewalt der Römer, und der Mangel in der Stadt wurde immer größer.

¹⁴⁶
v. Chr. Im Anfange des Frühlings gelang es den Römern, eine im inneren Hafen liegende Insel zu erobern und von hier aus in die Stadt selbst bis auf den Marktplatz zu dringen. Von diesem führten zur Byrsa drei Straßen, die mit dicht aneinander stehenden, sechs Stockwerke hohen Häusern besetzt waren. Da die Römer von diesen herab beschossen wurden, stürmten sie die vordersten Häuser und drangen dann kämpfend auf den Dächern weiter vor. So wurde oben auf den Dächern und zugleich unten in den engen Gassen gekämpft, und mancher wurde noch lebend von oben heruntergeworfen. Endlich machte Scipio diesem Kampfe ein Ende, indem er befahl, die drei Straßen anzuzünden und

niederzubrennen, um so einen bequemeren Zugang zur Byrsa zu schaffen. Das Feuer verbreitete sich auch über andere Teile der Stadt, und unzählige von den Bewohnern, meist Greise, Weiber und Kinder, fanden den Tod durch das Feuer und durch die niederstürzenden Balken.

Sechs Tage und sechs Nächte arbeiteten die Soldaten, einander beständig ablösend, an der Begräbung des Schuttes, um den Zugang zur Byrsa freizulegen. Am siebenten Tage aber kamen die Karthager mit Ölweigen in der Hand von der Byrsa herab zum Scipio, der ohne Raft und Schlaf von einer Anhöhe herab die Arbeiten geleitet hatte. Sie versprachen, die Byrsa zu übergeben, und baten um Schonung ihres Lebens. Dies bewilligte Scipio, schloß aber die Überläufer aus, und nun zogen an funfzigtausend Menschen, Männer und Weiber, durch eine enge Mauerlücke hervor. Die römischen Überläufer indes, etwa neunhundert Mann, eilten mit Hasdrubal, dessen Gattin und zwei Söhnen zum Tempel des Askulap hinauf, der auf dem höchsten Teile der Burg lag und schwer zugänglich war, um von hier aus den Kampf fortzusetzen. Als sie aber, von Hunger und Anstrengung erschöpft, ihr Verderben vor Augen sahen, zündeten sie den Tempel an und verbrannten sich mit demselben. Nur Hasdrubal war mit Ölweigen in der Hand heimlich zu Scipio hinabgestiegen. Seine Gattin aber erwünschte ihn laut als einen Feigling und stürzte sich mit ihren Kindern in die Flammen.

Scipio erlaubte den Soldaten, die Stadt zu plündern, und ließ dieselbe alsdann dem Befehle des Senates gemäß anzünden und völlig zerstören. Der Platz, auf dem sie gestanden hatte, wurde geebnet und in feierlicher Weise verflucht.

Als Scipio diesen Befehl des Senates ausführte und die Stadt, welche 700 Jahre geblüht und an Reichtum wie an Macht mit den größten Reichen gewetteifert hatte, in Schutt und Asche dahinsinken sah, da soll er über ihr trauriges Schicksal Thränen vergossen und lange Zeit schweigend dagefessen haben, in tiefes Nachdenken versunken über das wechselnde Geschick der Staaten. Und wie Polybios, der sein Lehrer gewesen war und als sein vertrauter Freund ihn nach Afrika begleitet hatte, als Ohrenzeuge berichtet, sprach er, auch an das eigene Vaterland denkend, die Worte des Dichters:

Ginst wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

Anhang.

I. Von Livius, Polybios, Plutarch, Appian und Dionys.

Titus Livius ist der erste römische Geschichtsschreiber, der es versucht hat, die ganze römische Geschichte von der Gründung Roms bis auf Kaiser Augustus in geschmackvoller, anziehender Form zu erzählen. Er ist um das Jahr 60 vor Christi Geburt in Patavium (dem heutigen Padua) geboren, welches damals zu den bedeutendsten und wohlhabendsten Städten des römischen Reiches gehörte und dessen Bürger zugleich das römische Bürgerrecht besaßen. Wahrscheinlich stammte Livius aus einer angesehenen und begüterten Familie. Schon früh beschäftigte er sich mit geschichtlichen Studien, und er scheint ursprünglich die Absicht gehabt zu haben, eine Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben. Dann hielt er sich lange Zeit in Rom auf, wo er die größeren Verhältnisse des Reiches, sowie die Stadt und das Leben in derselben kennen lernte. Er wurde auch mit dem Kaiser Augustus bekannt, da derselbe sich bemühte, die bedeutendsten Gelehrten und Dichter an seinen Hof zu ziehen und zu fördern. Im Jahre 16 nach Christi Geburt starb Livius in seiner Vaterstadt. Sein Geschichtswerk umfaßte 142 Bücher, von denen leider nur 35, nämlich Buch 1—10 und Buch 21—45 erhalten sind; von den anderen Büchern besitzen wir nur kurze Inhaltsangaben und einige Bruchstücke. Deshalb mußten einige Abschnitte dieses Lesebuches anderen Schriftstellern entnommen werden, nämlich dem Polybios, dem Plutarch, dem Appian und dem Dionysios aus Halikarnaß, deren Geschichtswerke in griechischer Sprache geschrieben sind, während Livius in der Sprache der Römer, also lateinisch erzählt.

Polybios wurde etwa um das Jahr 205 vor Christi Geburt zu Megalopolis in Arkadien geboren, einer Stadt, die damals zum achäischen Bunde gehörte. Er war der Sohn des in seiner Vaterstadt angesehenen Staatsmannes und Feldherrn Phoktas. Unter der Leitung desselben zu einem tüchtigen Manne herangereift, bekleidete er selbst hohe Staatsämter. Als aber die Römer im Jahre 167 vor Christi Geburt nach Befiegung des Königs Perseus 1000 vornehme Achäer als Geiseln nach Rom führten, befand sich auch Polybios unter diesen Geiseln. In Rom begann für ihn ein neuer Abschnitt seines Lebens. Denn hier lernte er zum ersten Male eine geordnete Staatsverfassung kennen und erkannte, wie große Vorzüge eine solche vor der Unordnung und dem Parteitreiben habe, durch die sein Vaterland so sehr geschädigt wurde. Dies söhnte ihn allmählich mit dem Römertume aus. Als ein angesehener und wohlunterrichteter Mann fand er bei den vornehmen Römern die beste Aufnahme, besonders im Hause des Amilius Paullus. Er unterrichtete die Söhne desselben und wurde dadurch der vertraute Freund des später so berühmt gewordenen Scipio Amilianus. Im Jahre 150 wurde ihm, wie den übrigen Achäern gestattet, nach Griechenland zurückzukehren; bald darauf jedoch begleitete er den Scipio nach Afrika und war daselbst ein Zeuge der Zerstörung Karthagos. Als eben damals die Achäer sich gegen die Römer erhoben, aber nach kurzem Kampfe besiegt wurden, eilte er nach seinem Vaterlande, wo es seinem Einflusse auf die römischen Feldherren gelang, das Schicksal der Besiegten zu mildern und vielfaches Unheil von ihnen abzuwenden.

Sein Verkehr mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, sein langer Aufenthalt in Italien, seine Reisen in Afrika, vor allem aber seine praktische Erfahrung als Staatsmann und Feldherr befähigten ihn ganz besonders, eine Geschichte der Römer und der von ihnen besiegten Völker zu schreiben. Sein Geschichtswerk, das in 40 Büchern die Zeit vom ersten bis zum dritten punischen Kriege behandelte, ist deshalb vor vielen anderen durch sorgfältige Untersuchung des einzelnen, durch große Genauigkeit und durch klare Darstellung ausgezeichnet, sowie dadurch, daß er sich bemüht, nicht nur das, was geschehen ist, zu erzählen, sondern auch die Ursachen und den inneren Zusammenhang der Ereignisse zu ergründen.

Auch Plutarch, der in der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt zu Chäroneia in Böotien geboren ist, hat sich, wie Livius und Polybios, längere Zeit in Rom aufgehalten, wo Kaiser Trajan ihn an seinen Hof zog und mit dem Unterricht des nachmaligen Kaisers Hadrian beauftragte. Während der ersten Regierungsjahre dieses Kaisers, um 120 n. Chr. ist er gestorben. Außer anderen

Schriften hat er namentlich eine große Zahl von Lebensbeschreibungen berühmter Griechen und Römer verfaßt, von denen noch fünfzig erhalten sind.

Appian, im Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt zu Alexandria geboren, lebte eine Zeit lang als Sachwalter in Rom und bekleidete dann hohe Staatsämter in seinem Vaterlande Aegypten. Er schrieb eine römische Geschichte, die in 24 Büchern zugleich die Geschichte jedes von den Römern unterworfenen Volkes bis zur Zeit seiner Unterwerfung erzählte.

Dionysios aus Halikarnas kam um das Jahr 30 v. Chr. Geb. nach Rom und lebte daselbst längere Zeit, wahrscheinlich als Lehrer der Beredsamkeit. Außer anderen Werken schrieb er eine sehr ausführliche ältere Geschichte Roms, welche in 20 Büchern die Zeit von der Gründung Roms bis zum ersten punischen Kriege umfaßte.

Auch von den Werken dieser griechischen Schriftsteller ist ein großer Teil verloren gegangen. Von des Polybios Geschichte sind nur die fünf ersten Bücher, von des Appian und des Dionys Werken je 11 Bücher vollständig erhalten; aus den anderen Büchern besitzen wir nur einzelne, aber zum Teil sehr wertvolle Abschnitte.

II. Römische Münzen, Maße und Gewichte,

welche in diesem Buche genannt werden.

I. Münzen.

In der älteren Zeit rechnete man nach Pfunden Kupfer, die in jedem Falle abgewogen wurden. Auch die älteste Münze, das As, war ein Pfund Kupfer, dem der Staat einen Stempel aufgedrückt hatte, damit die Mühe des Wiegens erspart werden könnte. Der Wert dieses ältesten Asses betrug etwa 50 Pfennige. Erst nach dem Kriege gegen Pyrrhos (seit 268 vor Chr.) fingen die Römer an, Silbermünzen (Sesterzen und Denare) zu prägen. Seitdem wurden Kupferasse von weit geringerem Gewichte ausgegeben, so daß 10 (seit 217 sogar 16) Assen auf einen Denar kamen. Doch erhielt sich daneben die Rechnung nach schweren (d. h. alten) Assen.

Auch die Silbermünzen behielten nicht ihren ursprünglichen Gehalt. Der Denar, der anfangs zum Werte von 80 Pfennigen geprägt wurde, galt seit 217 vor Chr. nur soviel wie 70 Pfennige.

Im großen und namentlich im auswärtigen Verkehre wurde nach euböischen (oder attischen) Talenten = 6000 Denaren gerechnet.

Es galten also:

Das *As* in der älteren Zeit = 1 Pfund Kupfer, etwa 50 Pfennige,
später (268—217) = $\frac{1}{10}$ Denar = 8 Pfennige.

Silbermünzen: 1 Sesterz = $2\frac{1}{2}$ *As* = 20 Pfennige.

1 Denar = 4 Sesterzen = 80 Pfennige, seit 217 vor Chr.
nur 70 Pfennige.

Das Talent = 6000 Denare.

II. Maße.

A. Längenmaße.

Fuß (*pes*) = 29 Centimeter (genauer: 295,7 Millimeter).

Schritt (*passus*) = 5 röm. Fuß.

Milia (eigentlich *Milia passuum*, d. h. tausend Schritt) = 5000 röm.
Fuß = $\frac{1}{5}$ geographische Meile.

Stadion = 625 röm. Fuß = 185 Meter, ein griechisches Maß, das
von den Römern angewendet wird, um Entfernungen auf der
See zu bezeichnen (40 Stadien = 1 geogr. Meile).

Klafter (*ulna*) = 6 röm. Fuß, gleichfalls ein griechisches Maß, das
von römischen Schriftstellern nur selten gebraucht wird.

B. Von Flächenmaßen wird nur genannt:

Das Joch (*jugerum*) = $\frac{1}{4}$ Hektar.

C. Hohlm Maße.

Modius = $8\frac{3}{4}$ Liter.

Amphora = 26 Liter, eigentlich ein Flüssigkeitsmaß, das wie das
deutsche „Tonne“ angewendet wird, um die Größe von Schiffen
zu bestimmen. Das Wort Amphora stammt aus dem Griechi-
schen und bezeichnet ursprünglich einen Krug mit zwei Henkeln.

III. Von Gewichten wird nur genannt:

Das röm. Pfund = $\frac{1}{3}$ Kilogramm.

III. Zeittafel.

Jahre		
nach Grün- dung Roms.	vor Christi Geburt.	
1	753	Roms Gründung.
244	510	Tarquinius Superbus vertrieben.
260	494	Auszug der Plebejer auf den Heiligen Berg.
263	491	Verbannung des Gajus Marcius Koriolanus.
268	486	Udergesetz des Spurius Cassius.
277	477	Niederlage der Fabier an der Kremera.
296	458	Die Äquer zum letzten Male auf dem Mgidus. Cincinnatus Diktator.
303—305	451—449	Die Decemviren.
309	445	Ehen zwischen Patriciern und Plebejern gestattet.
310	444	Erste Wahl von Kriegstribunen mit konsularischer Macht.
311	443	Einsetzung der Censoren.
348—358	406—396	Belagerung von Veji.
364	390	Schlacht an der Allia. Eroberung Roms durch die Gallier.
377	377	Vicinische Gesetze beantragt.
388	366	Lucius Sextius erster plebejischer Consul.
411—413	343—341	Erster Krieg mit den Samniten.
414	340	Krieg mit den Latinern. Schlacht am Vesuv, Opfertod des Publius Decius Mus.
428—464	326—290	Zweiter Krieg mit den Samniten [unterbrochen durch einen Frieden, der von 450—456 (304— 298) dauert].
433	321	Kaudinische Päpse.
442	312	Censur des Appius Claudius.
450	304	Censur des Quintus Fabius.
459	295	Schlacht bei Sentinum. (Opfertod des Publius Decius Mus).
465	289	Agathokles, Tyrann von Syrakus †. Die Ma- mertiner besetzen Messana.
474	280	Schlacht bei Herakleia.
475	279	Schlacht bei Asculum in Apulien.

J a h r e		
nach Grün- dung Rom's.	vor Christi Geburt.	
476—478	278—276	Pyrrhos in Sicilien.
479	275	Schlacht bei Benevent.
482	272	Pyrrhos †. Tarent ergiebt sich den Römern.
490—513	264—241	Erster punischer Krieg.
494	260	Seesieg des Duilius bei Mylä.
499	255	Regulus bei Tunes besiegt und gefangen.
504	250	Sieg des Metellus bei Panormos.
507	247	Hamillkar Barkas wird karthagischer Feldherr auf Sicilien.
513	241	Schlacht bei den ägatischen Inseln.
516	238	Die Römer besetzen Sardinien und Korsika.
518	236	Hamillkar Barkas geht nach Spanien.
526	228	Hamillkar †. Hasdrubal wird sein Nachfolger.
534	220	Hasdrubal †. Hannibal erhält den Oberbefehl.
535	219	Hannibal erobert Sagunt.
536—553	218—201	Zweiter punischer Krieg.
536	218	Hannibals Zug über die Pyrenäen und Alpen. Reitergefecht am Ticinus und Schlacht an der Trebia.
537	217	Schlacht am trafimenischen See. Fabius Kunctator.
538	216	Schlacht bei Cannä.
540—542	214—212	Marcellus vor Syracus.
547	207	Schlacht am Metaurus. Hasdrubal †.
550	204	Scipio geht nach Afrika.
552	202	Schlacht bei Zama.
553	201	Friede mit Karthago geschlossen.
554—557	200—197	Krieg gegen König Philipp von Makedonien.
557	197	Schlacht bei Kynoskephalä.
562—565	192—189	Krieg gegen König Antiochos von Syrien.
564	190	Schlacht bei Magnesia am Berge Siphlos.
583—586	171—168	Krieg gegen König Perseus von Makedonien.
586	168	Schlacht bei Pydna.
605—608	149—146	Dritter punischer Krieg.
607	147	Scipio Amilianus erhält den Oberbefehl in Afrika.
608	146	Zerstörung Karthagos.

IV. Anmerkungen.

1. **Ädilen.** In der älteren Zeit gab es nur zwei Ädilen, die jährlich aus den Plebejern erwählt wurden. Ihr Amt umfaßte die Polizei innerhalb der Stadt, die Abhaltung der öffentlichen Spiele und die Aufsicht über die Tempel und öffentlichen Gebäude. Da auch die Patricier dies Amt zu bekleiden wünschten, so wurden seit 366 vor Chr. Geb. noch zwei Ädilen gewählt, die als Auszeichnung vor den anderen die verbrämte Toga und den kuralischen Stuhl erhielten, weshalb sie kuralische Ädilen im Gegensatz zu den plebejischen genannt wurden. Sie teilten sich mit den plebejischen Ädilen in die Verwaltung der Polizei; außerdem wurde ihnen die Abhaltung der Römischen Spiele übertragen. Ihr Amt sollte ursprünglich nur den Patriciern offen stehen, bald aber wurden auch Plebejer dazu gewählt.

2. (Zu Kap. 60.) Das **Untergesetz** des Volkstribunen Lucius Villius (lex Villia annalis) vom Jahre 180 v. Chr. Geb. forderte für die Quästur ein Alter von mindestens 31 Jahren, für die Ädilität von 37, für die Prätur von 40, für das Konsulat von 43 Jahren.

3. **Arvarium** — Staatsschatz.

4. **Akroforinth** — die Burg von Korinth.

5. **Amphora** f. die Maßtabelle.

6. **Ancilien** werden die heiligen Schilde genannt, deren einer zu Numa's Zeit vom Himmel gefallen sein soll. Um eine Entwendung dieses Schildes, der als ein Unterpfand der Welt Herrschaft betrachtet wurde, zu verhindern, ließ Numa elf ihm völlig gleiche anfertigen. Diese zwölf Schilde wurden von den Salischen Priestern aufbewahrt und am Feste der Ancilien — vom 1. bis 19. März — in feierlichem Umzuge durch die Stadt getragen.

7. (Zu Kap. 12.) **Ardea.** Wie die Belagerung der Stadt Ardea durch Tarquinius Superbus geendet hat, sagt Livius nicht. In einem 509 vor Chr. Geb. zwischen Rom und Karthago abgeschlossenen Vertrage, dessen Wortlaut erhalten ist, wird Ardea unter den in den Vertrag eingeschlossenen von Rom abhängigen Städten genannt.

8. **As** f. die Münztabelle.

9. **Augur** — Vogelschauer, Wahrsager aus dem Vogelflug. **Augurium** — Wahrzeichen aus dem Vogelfluge.

10. **Auspicien** — Vogelschau, in übertragener Bedeutung: Wahrzeichen, Vorbedeutung. Auch der höchste Oberbefehl wird so bezeichnet, da im Felde nur dem Oberbefehlshaber das Recht zustand, Auspicien anstellen und dadurch den Willen der Götter erfragen zu lassen. Außer dem Fluge der Vögel (vergl. Kap. 4 und Kap. 7) wurden noch viele andere Zeichen und Erscheinungen beobachtet und gedeutet, namentlich: am Himmel sichtbare Zeichen (wie Blitz und Wetterleuchten), die Beschaffenheit der Eingeweide bei den Opfertieren und das Fressen der heiligen Hühner. Da die zuletzt genannte Beobachtung kurz und bequem war, so wurde sie im Kriege

vielfach angewendet. Der Hühnerwärter (pullarius) hielt zu diesem Zwecke eine Anzahl junger Hühner in einem Käfige. Wenn diese, aus dem Käfig herausgelassen, hastig auf die vorgeworfene Speise losstürzten und sie so begierig fraßen, daß aus ihren Schnäbeln wieder Stücke auf den Boden fielen, so war dies ein günstiges Augurium. Wenn dagegen die Hühner nicht fraßen oder den Käfig gar nicht oder langsam verließen oder davonflogen, so galt dies für ein Unglück verheißendes Zeichen. (Vergl. Kap. 48.) In solchen Fällen ging bisweilen, namentlich in der älteren Zeit, der Feldherr nach Rom zurück, um von den dortigen Auguren andere, feierlichere Auspicien anstellen zu lassen. (Vgl. Kap. 34.)

11. Ballisten — Wurfmaschinen, um große Steine und andere schwere Geschosse zu schleudern.

12. (Zu Kap. 45.) Benevent — griechisch: Maloeis. Die Römer sprachen diesen Namen Maleventum aus, was etwa „schlecht geraten“ bedeutet. Nach ihrem Siege über König Pyrrhos änderten sie diesen Namen in Beneventum — Wohlgeraten.

13. Berufung an das Volk (Provokation). Die erste Berufung an den Richterpruch des Volkes wird in der Sage (Kap. 9) so dargestellt, daß sie auf den Rat — also mit Erlaubnis — des Königs Tullus geschieht, der zwar das Recht hat, selbst endgültig zu richten, aber die Entscheidung der mißlichen, ihm peinlichen Sache dem Volke überlassen will. Nach Vertreibung der Könige wird durch das Gesetz des Valerius (Kap. 13) bestimmt, daß alle Beamten die Berufung zulassen müssen, bei Einsetzung der Diktatur aber (Kap. 15) wird der Diktator davon ausgenommen. Nach Vertreibung der Decenvirn (Kap. 24) wird die Todesstrafe auf Ernennung eines Beamten ohne Provokation gesetzt, doch bezieht sich das nicht auf den Oberbefehl im Felde; gegen die Entscheidung des Feldherrn ist keine Berufung gestattet.

14. Cenfor — der Beamte, der die römischen Bürger in die Centurien einzuschätzen und die Bürgerliste festzustellen hatte. (Vgl. Kap. 25.) Sein Amt wird Cenfor, die Schätzung selbst Censur genannt.

15. Centuria von centum Hundert bedeutet in der ältesten Zeit eine Abteilung Soldaten, vornehmlich eine Abteilung Reiter. Die Schätzung des Servius Tullius (Kap. 11) teilte die gesamte wehrfähige Bürgerschaft in 18 Centurien Reiter (oder Ritter) und in 175 Centurien Fußvolk. Von den letzteren gehörten 80 zur ersten Steuerklasse, welche die Vollbauern, die Besitzer einer ganzen Bauernstelle umfaßte. In der nach Centurien angeordneten Volksversammlung (Centurienversammlung — comitia centuriata) stimmte jede Centurie für sich ab, dann wurden die Stimmen der Centurien, von der ersten anfangend, gezählt. Die Centurien der Ritter und der ersten Klasse hatten demnach, wenn sie einig waren, das Übergewicht, und die Centurien der untersten Klassen brauchten meist gar nicht gefragt zu werden. Die Bürger der unteren Klassen und die Volkstribunen drangen deshalb auf eine andere Art der Volksversammlungen. (Vgl. Anm. 98.) — Übrigens sind des Livius Angaben über die Einrichtungen des Servius Tullius mehrfach ungenau. 1. Die Schätzung bezieht sich nur auf den Grundbesitz, nicht — wie Livius irrtümlich zu glauben scheint — auf das bewegliche Vermögen. 2. Die angegebenen Zahlen sind nicht die der ersten Schätzung, sondern gehören einer weit späteren Zeit an. 3. Nach der Darstellung des Livius scheint es, als würden die Rechte der Plebejer durch diese Verfassung vermindert, als wären sie vor dieser Zeit in der Volksversammlung erschienen und hätten nach Köpfen gestimmt. In Wirklichkeit erhielten sie erst durch diese Verfassung eine berechtigte Stellung innerhalb der römischen Gemeinde und das Recht des Mitstimmens in der Volksversammlung. (Vergl. Anm. 69.)

Die Schätzung des Servius Tullius gehört demselben Zeitalter an, in welchem die Verfassung zahlreicher griechischer Städte auf die Schätzung des Grundbesitzes gegründet wurde.

Gesetzgebung Solons in Athen 594 vor Chr. Geb. Servius Tullius soll regiert haben von 578—534.

16. Centurio — Hauptmann. Ursprünglich der Befehlshaber einer Centurie. Später werden nur die Officiere des Fußvolkes so genannt. Jeder Manipel hat deren zwei, von denen der zweite dem ersten untergeordnet ist. Sie avancieren wie die Soldaten, von den Hastaten zu den Principes und von diesen zu den Triariern. (Vergl. Ann. 59.)

17. Cirtus — Rennbahn.

18. Decemviri — Zehnmänner (von decem zehn und vir Mann) hießen die Mitglieder einer aus zehn Männern bestehenden Behörde.

19. Denar s. die Münztabelle.

20. Der **Dianentempel** in Ephesos wurde um 600 vor Chr. Geb., also nicht lange vor der Zeit des Servius Tullius erbaut.

21. Dictator — ein in Zeiten der Not ernannter höchster Beamter mit unumfänglicher Macht. (Vergl. Kap. 15.)

22. Egeria — eine weissagende Quellnymphe, der Sage nach die Gemahlin des Numa.

23. (Zu Kap. 20.) **Eid der Soldaten.** Nur einer spricht die Eidesformel und ruft für den Fall, daß er den Eid brechen sollte, die Strafe der Götter auf sich herab. Jeder von den anderen sagt: „Daselbe über mich“ (idem in me).

24. Fabius Pictor, der von Livius und von anderen alten Geschichtsschreibern oft erwähnt wird, ist der älteste römische Geschichtsschreiber. Er lebte zur Zeit des zweiten punischen Krieges und hat mehrere Feldzüge gegen die Gallier und gegen Hannibal mitgemacht. Seine in griechischer Sprache geschriebene Geschichte Roms ist verloren gegangen.

25. Fasces — Nutenbündel, aus deren Mitte ein Beil hervorrage. Die Könige ließen sich diese Zeichen der Herrschergewalt durch 12 Viktoren vortragen. Dies thaten auch die Konsuln; doch scheint es, daß immer nur einer von den beiden Konsuln in regelmäßigem Wechsel die Fasces und zugleich die oberste Führung der laufenden Geschäfte hatte. Schon im ersten Jahre nach Vertreibung der Könige wurde durch den Consul Valerius bestimmt, daß die Fasces innerhalb der Stadt ohne Beile getragen werden sollten, wodurch auch äußerlich zu erkennen gegeben wurde, daß seit dem Gesetz über die Berufung an das Volk die Entscheidung über Leben und Tod nicht mehr bei den Konsuln, sondern bei dem Gesamtvolke stand. Außerhalb der Stadt aber, also beim militärischen Kommando, wurden die Beile aufgesteckt. (Vgl. Kap. 15 und Ann. 60.)

26. Die **Fetialen** bildeten ein von Numa Pompilius eingesetztes Priesterkollegium, dem es oblag, vor Ausbruch eines Krieges Genußthuung zu fordern, unter feierlichen Formen den Krieg zu erklären und Bündnisse zu schließen. Ihr Haupt und Sprecher war der Pater Patraus.

27. Fidena, nur 6000 römische Schritte von Rom entfernt, war die einzige etruskische Stadt auf dem linken Ufer des Tiber.

28. Forum — der Versammlungsplatz des Volkes zum Markt und zum Gericht. In übertragener Bedeutung: Gericht, Öffentlichkeit, Marktstellen.

29. (Zu Kap. 12.) **Gabii.** Die Erzählung vom Auftreten des Sextus Tarquinius in Gabii ist dem nachgebildet, was Herodot (III, 154 und V, 92) vom Zopyros und vom Thraßibul erzählt.

30. Gabinische Schürzung, eine bei bestimmten feierlichen Gelegenheiten angewendete besondere Art, die Toga zu tragen, indem ein Zipfel derselben um den Kopf, der andere als Gürtel um den Leib geschlungen wurde.

31. (Zu Kap. 50 u. 51.) **Gades,** das heutige Cadix, eine alte phönizische Kolonie mit einem berühmten Heiligtume des Gottes Melkart, den Griechen und Römer mit dem Herkules verglichen. Hannibals Opfer, von dem Livius erzählt, gilt natürlich dem phönizischen Gotte, nicht dem griechischen Heroen. Ebenso ist bei fei-

nem Gebete „zu Jupiter und den anderen Göttern“ an Baal und die anderen phönizischen Götter zu denken.

32. (Zu Kap. 50.) **Hannibal** ist bei seinem Zuge über die Alpen wahrscheinlich über den kleinen St. Bernhard gegangen, weil dies die gangbarste von den über die Westalpen führenden natürlichen Straßen ist. Die große Heerstraße über die kottische Alpe (Mont Genèvre) ist erst in sehr viel späterer Zeit von den Römern, die über den Mont Cenis erst im Mittelalter gebahnt worden. Die von Livius und Polybios gegebene Beschreibung des Überganges paßt in den meisten Punkten auf den kleinen St. Bernhard, wenngleich sich einzelnes im Laufe der Zeit verändert hat.

33. Hastaten — die Soldaten des ersten Treffens. (Vergl. Kap. 32 und Anm. 59.)

34. Herniter — eine kleine Völkerschaft sabiniſchen Stammes — treten im Jahre 486 vor Chr. Geb. dem zwischen den Römern und Latinern abgeschlossenen Bündnisse bei. (Vergl. Anm. 56.)

35. Ilios — von den Römern Troja genannt. Der Vers über den Untergang Ilios (Kap. 60) findet sich in der Ilias IV, 164 und VI, 448.

36. Die **Janushalle** war eine Art Thor, ein Durchgangsbogen, in dem die zweiföpfige Statue des Zeit- und Sonnengottes Janus aufgestellt war.

37. Juventas — die Göttin der Jugend.

38. Kaminen ist die römische Bezeichnung der Mufen.

39. (Zu Kap. 27.) **Kamillus**. Die Rückkehr des Kamillus und seine Siege über die Gallier werden von Polybios (II, 22) nicht erwähnt. Nach den wahrscheinlich richtigen Angaben dieses Schriftstellers kehrten die Gallier „mit ihrer Beute unverletzt und unbeschädigt“ in ihre Heimat zurück.

40. (Zu Kap. 54.) **Kannä**. Die Stärke des römischen Heeres in der Schlacht bei Kannä berechnet sich nach den Angaben des Livius auf etwa 70 000 Mann. Nach Polybios war allein die Zahl der Gefallenen so groß. Das Schlachtfeld wird noch jetzt das Blutfeld, campo del sangue, genannt.

41. Kapitol. Der Saturnische oder Tarpejische Berg, einer von den sieben Hügeln, auf und zwischen denen das alte Rom gebaut worden ist, wird später der Kapitolinische genannt. Dieser Name wird abgeleitet von dem Haupte (caput), das bei der Grundsteinlegung des Tempels gefunden wurde. (Kap. 12.) Auf der nördlichen Höhe dieses Berges stand die Burg, auf der südlichen das Kapitol, der von den Tarquiniern gebaute Tempel. Derselbe umfaßte drei Zellen, von denen die mittlere dem Jupiter, die rechts davon gelegene der Minerva, die links der Juno geweiht war. Zu der Einsehung zwischen Kapitol und Burg lag das Apyl.

42. Katapulte — Wurfmaschinen, vornehmlich um gewaltige Speere, aber auch um andere große Geschosse zu schleudern.

43. Kleidung. Das Hauskleid der Römer war die Tunica, eine Art Hemde mit kurzen Ärmeln oder ohne solche, meist aus wollenem Stoffe. Außerhalb des Hauses trugen die wohlhabenden Römer und die ärmeren an Feiertagen die Toga, ein großes wollenes Tuch, meist in der Weise, daß der eine Zipfel über die linke Schulter gelegt, das Tuch dann unter dem rechten Arm um Rücken und Brust geschlungen und auch der andere Zipfel über die linke Schulter geworfen wurde. In der älteren Zeit der Republik wurde die Toga auch nach griechischer Sitte getragen, so daß beide Schultern bedeckt waren. Die Farbe der Toga war weiß, die Senatoren und höheren Beamten hatten an derselben einen Purpurstreifen (Verbrämte Toga — toga praetexta), den auch die Söhne der Vornehmen während ihrer Knabenjahre trugen, aber ablegen mußten, sobald sie in das dienstpflichtige Alter (17 Jahre) traten. Daher der Ausdruck: die männliche Toga anlegen. Die Toga galt als das eigentliche Staats- und Friedenskleid der Römer. Im Felde trug der Soldat statt ihrer den Kriegsmantel (Sagum), gleichfalls ein großes, meist wollenes

Luch, aber kleiner als die Toga, das über der Schulter in einen Knoten zusammengebunden oder durch eine Art Broche befestigt war. Der Kriegsmantel der höheren Officiere (paludamentum) unterschied sich von dem Sagum durch besseren Stoff, größere Länge und glänzende Farbe, indem er meist glänzend weiß oder purpurn war.

44. Klienten s. Anm. 69.

45. Aluacina oder *Aluacina* — die Reinigende, ein Beinamen der Venus (von *cluere* reinigen).

46. Alupea von den Griechen *Alpis* genannt.

47. Kohorte — eine Abteilung des Fußvolkes, in der Regel aus drei Manipeln, je einem im 1., 2. und 3. Treffen bestehend. (Vergl. Anm. 59.)

48. (Zu Kap. 13.) Kollatinus. Da die römischen Beamten nach Befragung der Götter, also gleichsam mit ihrer Bestätigung, eingesetzt werden, so ist eine Absetzung derselben nicht möglich, selbst dann nicht, wenn sie ihr Amt nach Ablauf der Amtszeit ungesellich weiterführen. Ihr Amt ist erst zu Ende, wenn sie es niederlegen. Kollatinus wird deshalb gebeten, sein Amt freiwillig niederzulegen und die Stadt zu verlassen. Sein Vermögen wird nicht angetastet. Nach Dionys veranlaßt Brutus sogar den Senat, ihm ein Geschenk von 20 Talenten zu machen, und fügt selbst noch 5 Talente von seinem eigenen Vermögen hinzu.

49. Komitium — Volksversammlungsplatz, auch die Versammlung selbst wird so genannt. Man unterscheidet Versammlungen nach Kurien, nach Centurien und nach Tribus (*comitia curiata, centuriata, tributa*). Die Kurien-Versammlung ist die älteste Form, sie wird in der republikanischen Zeit nur noch zu bestimmten feierlichen Zwecken berufen. Die Centurien-Versammlung entscheidet über Krieg und Frieden, über neue Gesetze und — im Falle der Berufung — als höchster Richter über Leben und Tod. Die Tribus-Versammlung wurde von den Tribunen berufen und geleitet; ihre Beschlüsse haben in der älteren Zeit keine gesetzliche Kraft, üben aber dennoch einen großen Einfluß aus, da es nicht gut möglich ist, einen von der Gesamtheit der Bürger in geordneter Versammlung gefaßten Beschluß unberücksichtigt zu lassen. Später erhalten sie gleichfalls das Recht der Gesetzgebung. (Vergl. Anm. 98.)

50. (Zu Kap. 29.) Konfordia — Eintracht. Ein Tempel der Konfordia wurde — nach Plutarchs Angabe — von Kamillus erbaut, als er im Jahre 367 vor Chr. Geb. die Eintracht der Stände wiederhergestellt hatte.

51. (Zu Kap. 5.) Konualien nennt Romulus die zu Ehren des Neptun angestellten Spiele, weil derselbe auch unter dem alten Namen Konfus verehrt wurde. Neptun ist der Schöpfer des Pferdes, ihm zu Ehren werden deshalb Reiter Spiele veranstaltet.

Dies Fest wurde jährlich am 18. August gefeiert. Die Palilien dagegen, das Gründungsfest der Stadt, zu Ehren der Pales, einer altitalischen Feldgöttheit, die vornehmlich von den Hirten verehrt wurde, deren Fest also an die Gründung der Stadt durch Hirten erinnerte, wurden am 21. April gefeiert. Die Sage setzt demnach den Raub der Sabinerinnen in den 4. Monat nach Gründung der Stadt.

Das Fest der Luperkalien zu Ehren des Herdengottes Luperkus, wurde am 15. Februar gefeiert.

52. Konjul ist der Titel der beiden höchsten Beamten in der römischen Republik. Livius braucht diese Bezeichnung schon in der ältesten Zeit, wo diese Beamten Prätores genannt wurden.

53. Kriegstribunen sind höhere Offiziere, die einen Teil der Legion kommandieren und zwischen den Legaten (Unterfeldherren) und den Centurionen (Hauptleuten) stehen. In der älteren Zeit wurden alle Kriegstribunen von dem jedesmaligen Feldherrn ernannt, während des Krieges mit den Samniten wurde beschlossen, daß ein Teil derselben in der Volksversammlung gewählt werden sollte.

Etwas ganz anderes waren die Kriegstribunen mit konsularischer Macht, die während des Streites um das Konsulat an Stelle der Konsuln und in derselben Weise wie diese gewählt wurden. (Vergl. Kap. 25.)

54. Kuria bezeichnet 1. die 30 Abteilungen der Patricier, 2. das Gebäude, in dem die Mitglieder einer Kurie sich zur Beratung ihrer Angelegenheiten und zu gemeinsamem Gottesdienst versammeln, 3. das Amtshaus des Senates, auch wohl die Senatsversammlung selbst.

55. Kurulischer Stuhl und kurulische Ämter. Der kurulische Stuhl war ähnlich wie unsere Feldstühle zum Zusammenklappen eingerichtet, so daß er leicht überall hin getragen werden konnte. Von anderen tragbaren Stühlen unterschied er sich durch seine wie ein X ausgehewigten Beine und durch kostbare Verzierungen.

Ursprünglich bedienten sich nur die Könige dieser Stühle, später waren sie eine Auszeichnung der Konsuln, Prätores und kurulischen Äbten. Diese drei Ämter wurden deshalb die kurulischen genannt. Sie waren vor allen andern Ämtern zugleich dadurch ausgezeichnet, daß nur wer eins derselben bekleidet hatte, seiner Familie ein Ahnenbild (imago), d. h. ein in Wachs geformtes Bildnis hinterlassen durfte. Diese Ahnenbilder hingen in der Vorhalle des Hauses an der Wand und waren durch Laubgewinde derartig verbunden, daß sie zusammen eine Art Stammbaum bildeten. Bei Begräbnissen wurden alle der Familie des Verstorbenen gehörenden Ahnenbilder dem Leichenzuge vorangetragen.

56. (Zu Kap. 19, 31 und 32.) **Latiner.** Unter den Königen erlangte Rom die Führerschaft in dem Bunde der latinischen Städte, und Tarquinius Superbus erzwang eine völlige Unterordnung der Latiner (Kap. 12). Aber schon kurze Zeit nach Vertreibung der Könige, im Jahre 493 v. Chr. Geb., sahen sich die Römer gezwungen, ein Bündnis abzuschließen, nach welchem Römer und Latiner einander gleichstanden. Die wachsende Macht Roms verschaffte demselben allmählich wieder das Übergewicht, und der Latinerkrieg im Jahre 340 v. Chr. Geb. endigte mit der gänzlichen Unterwerfung der Latiner.

57. (Zu Kap. 7.) **Lavinium.** Alljährlich brachten die höchsten römischen Behörden in Lavinium den Penaten ein Opfer. Diese Sitte erhielt sich bis in die Kaiserzeit.

58. Legaten — Unterfeldherren — wurden die höchsten Officiere des Heeres genannt, die dem Feldherrn am nächsten standen. Sie wurden vom Senat ernannt, der meist Männer von senatorischem Range wählte. Ihre Zahl betrug in der Regel drei, oft aber auch mehr.

59. Legion — eine Heeresabteilung, bestand in der Regel aus 30 Manipeln oder 60 Centurien, nämlich 20 Centurien Hastati zu je 60 Mann, 20 Centurien Principes zu je 60 Mann, 20 Centurien Triarier zu je 30 Mann. Zu jeder Centurie gehörten 20 Leichtbewaffnete (Velites, Horarier, Überzählige). Also

1200 Hastati,
1200 Principes,
600 Triarier,
1200 Leichtbewaffnete.
4200 Mann.

Doch wurden auch stärkere Legionen zu 5000 und 6000 Mann Fußvolk ausgehoben.

Außerdem gehörten zu jeder Legion 300 Reiter. Die Legionen der Bundesgenossen hatten in der Regel 600 Reiter.

Jeder Manipel hatte zwei Centurionen, von denen der eine dem anderen untergeordnet war.

Jeder Manipel hatte ein Feldzeichen (signum), meist ein Tierbild, das an einer Stange befestigt war; die Reiterabteilungen führten meist Fahnen aus Zeug.

In der Zeit der punischen Kriege wurden als größere Unterabteilungen der Legion die Kohorten gebildet, deren jede zwei, später drei Manipel umfaßte. Die Kohorten hatten keine besonderen Feldzeichen. Wo also der Ausdruck Fahnen (oder Fähnlein) im Sinne von Truppenabteilungen gebraucht wird, sind darunter stets die Manipel zu verstehen.

Als Schutzwaffen trugen Hastati, Principes und Triarier den Helm mit hohem Federbusch, Weinschienen, Panzer und den fast 1 Meter breiten, 1½ Meter langen Schild; die Leichtbewaffneten meist nur lederne Kappen und kleine runde Schilde.

Als Angriffswaffen führten alle Schwerbewaffneten das kurze, etwa ½ Meter lange, gerade und zweischneidige spanische Schwert, das zum Stoß und zum Hieb gebraucht wurde; außerdem führten Hastati und Principes den schweren, 2 Meter langen Speiß (pilum) mit langer eiserner Spitze, zum Kampf in der Nähe wie zum Wurfe geeignet, und noch einen leichteren Wurfspeiß; die Triarier aber die lange Stoßlanze. Velites und Horavier waren in der Regel mit dem Schwerte, einem schweren und mehreren leichten Wurfspeießen, die Ubergängigen meist mit Schleudern bewaffnet.

60. Viktoren wurden die Diener der höchsten Magistratspersonen genannt, die denselben mit den Fasces vorangingen, ihnen Platz machten, dafür sorgten, daß ihnen der nötige Respekt erwiesen wurde und die von dem Beamten erkannten Strafen vollstreckten. Die Könige und später die Konsuln hatten deren 12, der Diktator 24, der Prätor 6, jede Vestalin hatte einen Viktor. Wenn einer dieser Beamten einem höheren Beamten begegnete, so mußten seine Viktoren die Fasces senken. Innerhalb der Stadt waren die Viktoren mit der Toga bekleidet und trugen die Fasces ohne Beil, außerhalb der Stadt trugen sie den Kriegsmantel und hatten das Beil aufgesteckt. Außer den Viktoren hatten alle Beamten (auch die Tribunen, Quästoren und Ädilen) noch Amtsdienere und Amtsboten (viatores und apparitores).

61. Lustrum (von lustrare reinigen, sühnen) hieß das Sühnopfer, welches von Servius Tullius und später von den Censoren am Schlusse jedes Censuses mit je einem Schweine, Rind und Schafe dargebracht wurde. Nach dem Namen des Opfers wurde dann auch der fünfjährige Zeitraum von einem Censuse zum anderen ein Lustrum genannt.

62. Manipel — eine Abteilung Fußsoldaten, bei den Hastaten und Principes aus 120, bei den Triariern aus 60 Mann bestehend.

63. Marsfeld wurde die nördlich vom Kapitulinischen Berge am Tiber gelegene Ebene genannt. Dies große Feld gehörte den Tarquintern. Nach ihrer Vertreibung wurde es dem Mars geweiht und vornehmlich zu Heeresmusterungen benützt.

64. Matuta, die Göttin des Morgenlichtes, ist eine altitalische Gottheit.

65. Milia (nämlich passuum), Tausend Schritt — 5000 röm. Fuß, der fünfte Teil einer geographischen Meile, s. die Maßtabelle.

66. Neapolis heißt Neustadt, Paläpolis Altstadt.

67. Der Oberpriester, den Numa Pompilius ernannte, sollte die Aufsicht über den gesamten Gottesdienst haben und der Ratgeber des Volkes in allen religiösen Angelegenheiten sein. Denn die Zahl der römischen Gottheiten war so groß, daß es schwer war, in jedem einzelnen Falle zu wissen, an welche Götter man sich zu wenden und welche Ceremonien man zu verrichten habe. Hierüber sollte das Volk bei den Priestern, die im Besitze der Überlieferungen und Aufzeichnungen waren, und an letzter Stelle bei dem Oberpriester Rat und Belehrung finden. Der Oberpriester hatte seinen Wohnsitz im Vestatempel.

68. (Zu Kap. 27.) Papirius und die anderen zurückgebliebenen Greise sitzen nach der Erzählung Plutarchs nicht einzeln in den Vorhöfen ihrer Häuser, sondern zusammen auf dem Forum.

69. Patricier, Plebejer und Klienten. Die Bevölkerung Roms umfaßt in der älteren Zeit außer den Sklaven: die Patricier, Plebejer und Klienten.

Die Patricier sind die Angehörigen der Geschlechter, von denen die Gründung der Stadt ausgeht, die Altbürger, in der ältesten Zeit die einzig berechtigten Mitglieder der Stadtgemeinde. Sie sind eingeteilt in 30 Kurien, deren jede 10 Geschlechter umfaßt. Die Häupter dieser 300 Geschlechter bilden den Rat der Alten (Senat), sie werden Väter (patres) genannt, und davon wird der Name Patricier, d. h. Angehörige der Väter, abgeleitet. Ihre Dreiteilung wird zurückgeführt auf die Entstehung Roms aus drei früher selbständigen Gemeinden, deren Namen uns als Kammer, Titier und Lucerer überliefert werden. Die Kammer — und wahrscheinlich auch die Lucerer — sind latinischen, die Titier sabinischen Stammes. Lange Zeit hindurch ist jede der drei Gemeinden im Heere und im Rate der Alten gleich stark vertreten: jede stellt eine Centurie (Hunderschaft) Reiter, je hundert Geschlechtshäupter jedes Stammes bilden den Senat. Diese Verhältnisse liegen der sagenhaften Erzählung (Kap. 6) vom Kampfe und von der Vereinigung mit den Sabinern, von der Einrichtung der Kurien und Centurien zu Grunde.

Die Plebejer sind in die Stadt aufgenommen ohne Bürgerrecht und ohne Anteil an der Verwaltung und am Eigentume der Gemeinde. Die Gesamtheit der Plebejer wird Plebs genannt.

Die Klienten stehen zu einzelnen patricischen Geschlechtern in einem erblichen Abhängigkeits- und Schutzverhältnisse. Sie haben eine ähnliche Stellung wie die Hörigen in Deutschland, das Wort Klienten stammt von *cluere*, hören, gehorchen.

Livius verweist diese Verhältnisse, indem er die Anschauungen einer späteren Zeit in die Sage hineinträgt. Bei Livius erscheinen die Plebejer schon in den ältesten Zeiten als berechtigte Bürger, sie treten in der Volksversammlung auf und entscheiden durch ihre Abstimmung bei Königswahlen und anderen wichtigen Fragen. In dieser Beziehung hat Livius seine Quellen falsch verstanden, abstimrende und beschlußfassende Volksversammlungen können in der ältesten Zeit nur aus Patriciern bestanden haben. Eine berechtigte Stellung in der Gemeinde und das Recht des Mitstimmens in der Volksversammlung erhalten die Plebejer und die Klienten erst durch die Verfassung des Servius Tullius. (Vergl. Anm. 15.) Seitdem bilden die Klienten einen Teil der Plebs; wegen ihrer persönlichen Beziehungen zu den Patriciern agitieren und stimmen sie aber nicht selten im Interesse derselben.

70. Penaten — die Hausgötter der einzelnen Familien. Sie standen in einem Schreine in der Nähe des Herdes, auf dem ihnen zu Ehren eine immerwährende Flamme unterhalten wurde. Auch der Staat, als eine große Familie, hatte seine Penaten, die im Vestatempel aufbewahrt wurden.

71. Plebejer und Plebs (s. Anm. 69).

72. (Zu Kap. 14.) Porfena. Von der Persönlichkeit dieses Königs und von seinem Zuge gegen Rom haben wir nur so sagenhafte Berichte, daß es schwer ist, in denselben die Umrisse der geschichtlichen Wahrheit zu erkennen.

Dieser Heereszug zeigt die Macht der Etrusker auf ihrem Höhepunkte. Ein großer Teil von Latium muß sich ihnen unterwerfen, auch Rom, das etwa ein Drittel seiner Feldmark abtreten muß. Vor Aricia aber findet ihr Siegeslauf sein Ende. Unmittelbar darauf erleiden sie noch härtere Schläge. Ihre Seeherrschaft wird von den Griechen in Unteritalien und Sicilien gebrochen, zugleich werden sie zu Lande von Süden her durch die Latiner und Samniten, von Norden her durch die Gallier bedrängt. So bricht die etruskische Macht zusammen. In dem Kriege mit Veji (s. vornehmlich Kap. 20 und 21), aus dem die Römer endlich als Sieger hervorgehen, schildert die Sage einzelne Episoden dieses großen Kampfes.

73. Präfect — zu deutsch Vorgesetzter, ist ein häufig gebrauchter Titel. Ein Reiterpräfect befehligte in der Regel 10 Turmen, deren jede aus 30 Mann bestand. Außerdem werden Präfecten des Arariums, des Lagers, der Flotte u. a. m. erwähnt. Hierin wird auch ein Stadtpräfect ernannt, um den König oder die Consuln während ihrer Abwesenheit zu vertreten.

74. Prätör ist der Titel, den ursprünglich die beiden höchsten Beamten, die späteren Konsuln führen. Seit dem Jahre 366 v. Chr. Geb. wird jährlich ein besonderer Prätör als oberster Richter gewählt, der zugleich die Konsuln während ihrer Abwesenheit zu vertreten, oft auch den Oberbefehl über ein Heer zu führen hat. Wegen Häufung der Geschäfte werden seit dem ersten punischen Kriege zwei, später vier und noch mehr Prätören gewählt, denen nach Ablauf ihres Amtsjahres die Verwaltung einer Provinz übertragen wird. (Vergl. Anm. 76.)

75. Principes — die Soldaten des zweiten Treffens. (Vergl. Kap. 32 und Anm. 59.)

76. Prokonjul — stellvertretender Konsul. Über die erste Ernennung eines solchen vergl. Kap. 33. Seitdem werden oft abgehende Konsuln zu Prokonjuln ernannt und später, als der römische Staat mehrere Provinzen zu verwalten hat (Sicilien, Sardinien, das in zwei Provinzen geteilte Spanien und andere), wird es Sitte, den abgehenden Konsuln und Prätören unter dem Titel von Prokonjuln und Proprätores die Verwaltung der Provinzen zu übertragen.

77. Punier oder Pöner werden die Phönicier und besonders die Karthager von den Römern genannt.

78. Quintilis ist der Name eines Monats, der später nach dem Geschlechtsnamen Julius Cäsars Julius genannt wird.

79. Quiriten ist eine Bezeichnung der römischen Bürger, die vornehmlich bei feierlichen Anreden gebraucht wird. Der Ursprung dieses Namens ist zweifelhaft, die Sage (Kap. 6) leitet ihn von der Sabinerstadt Quiræ her. Unzweifelhaft hängt er mit dem Namen Quirinus zusammen, unter welchem Romulus als Gott verehrt wurde.

80. Ritter oder Reiter (equites) waren die wohlhabendsten und angesehensten Bürger, welche in die 18 ersten Centurien eingeschätzt waren. Sie dienten zu Pferde und erhielten vom Staate einen Zuschuß zur Anschaffung und Erhaltung ihres Pferdes. Die Censoren, denen die Einschätzung, bez. die Ernennung neuer Ritter oblag, befahlen nicht selten einem Ritter, sein Pferd zu verkaufen, d. h. sie stießen ihn aus dem Ritterstande aus.

81. Rostra (d. h. die Schiffsschnäbel) wurde die Rednerbühne auf dem Forum genannt, weil sie mit den Schnäbeln der Schiffe geschmückt war, die im Latinerkriege den Antiaten genommen worden waren. (Kap. 32.)

82. Sagunt wurde zwar nach seiner Zerstörung durch Hannibal von den Römern wiederhergestellt, hat aber seine frühere Bedeutung nicht wiedererlangt. Die Ruinen desselben finden sich bei dem heutigen Murviedro, dessen Name aus muri veteres — alte Mauern entstanden ist.

83. Die **Salinen** (Salzgruben) des Anfus Marcius waren zu beiden Seiten der Überwindung angelegte weite Bassins, in die das Seewasser eingelassen wurde, um darin durch Einwirkung der Sonnenhitze zu verdampfen.

84. Salische Priester s. Anm. 6.

85. (Zu Kap. 31.) **Sattula** und **Suessula** liegen nicht weit von einander an der Nordgrenze Kampaniens. Der Weg von diesen Städten nach Samnium führt durch die berühmten laudinischen Pässe.

86. Der **Senat** (d. h. Rat der Alten) bestand seit seiner Ernennung durch König Romulus (vergl. Kap. 4 und Anm. 69) aus 300 Mitgliedern, welche Väter genannt wurden. Da diese Zahl sich unter der Regierung des Tarquinius Superbus sehr vermindert hatte, so wurde der Senat, nach der Vertreibung dieses Königs, durch neue Ernennungen wieder vollzählig gemacht. Später war die Ergänzung des Senates ein Geschäft der Censoren, die bei Aufstellung der Bürgerliste auch eine Liste der Senatoren anfertigten, neue Mitglieder ernannten, auch nicht selten Senatoren, die sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten, von der Liste strichen. Fast ausschließlich wurden nur Männer, die bereits eins der kurlischen Ämter bekleidet hatten, zu Senatoren ernannt.

87. Die **sibyllinischen Bücher**, deren drei oder neun gewesen sein sollen, wurden der Sage nach durch König Tarquinius von der weisagenden Sibylla zu Rom käuflich erworben. Sie lagen in einem steinernen Kasten, der in einem Gewölbe des Jupitertempels auf dem Kapitol aufbewahrt wurde. Dort standen sie unter der Aufsicht eines eigenen Priesterkollegiums, das in besonders wichtigen Fällen auf Befehl des Senates diese Bücher aufzuschlagen und in denselben den Willen der Götter zu erkunden hatte.

88. **Silvanns** — Waldgott.

89. **Sturmbock** s. Anm. 104.

90. **Talent** s. die Münztabelle.

91. (Zu Kap. 11.) **Tarquinier**. Die jüngeren Tarquinier werden von den einen als die Söhne, von den anderen als die Enkel des Tarquinius Priscus bezeichnet.

92. **Terminus** — Gott der Grenzen.

93. **Toga** s. Anm. 43.

94. **Triarier** — die Soldaten des dritten Treffens. (Vergl. Kap. 32 und Anm. 59.)

95. **Tribunal** — eine Erhöhung, auf welcher der Stuhl des richtenden Beamten oder des Feldherrn stand. Auf dem Tribunal in Rom standen wahrscheinlich außer dem kurlischen Stuhl auch noch andere Stühle für die Beisitzer des Richters und für andere angesehene Personen.

96. **Tribunen** finden sich schon in alter Zeit als Beamte der Tribus (siehe Anm. 97), seit 494 v. Chr. Geb. werden fünf, später 10 Tribunen als Beamte der gesamten Plebs erwählt (Kap. 17). Ihr Beruf ist, die Plebejer gegen Übergriffe der Beamten zu schützen, deshalb erhalten sie das Recht, Amtshandlungen der Beamten durch ihr Veto (d. h. ich verbiete) zu unter sagen. Sie erweitern bald ihre Befugnisse und nehmen namentlich ein sehr weitgehendes Recht der Anklage für sich in Anspruch. (Vergl. namentlich Kap. 18, 21 und 29.)

97. **Tribus**. Servius Tullius teilte die Stadt in vier Stadtbezirke (Tribus), eine rein örtliche Einteilung, die von den Steuerklassen unabhängig war. Wahrscheinlich hatten die einzelnen Tribus gemeinsame Klassen, aus denen die im Felde stehenden Soldaten je nach der Dauer des Feldzuges eine Kriegsentfchädigung, eine Art Sold erhielten. Die Beiträge hierzu (Tributum) wurden nach den Steuerstufen erhoben und von besonderen Tribusbeamten (Tribunen) innerhalb der Bezirke eingesammelt.

Nach anderen Schriftstellern teilte Servius außerdem noch die Feldmark in 26 Tribus, so daß unter ihm das ganze römische Gebiet 30 Tribus umfaßte. Bald nach der Vertreibung der Könige finden wir nur 21 Tribus, was wahrscheinlich mit der Gebietsabtretung an König Porjena (s. Anm. 72) zusammenhängt. Dann steigt die Zahl der Tribus bis zum Jahre 241 v. Chr. Geb. allmählich auf 35, welche Zahl nicht überschritten worden ist.

98. **Tribusversammlungen** (comitia tributa). Da in der Centurienversammlung die Ritter und die erste Klasse das Übergewicht hatten, verlangte Volero Publilius im Jahre 472 v. Chr. Geb., daß die Volkstribunen in Versammlungen nach Tribus gewählt werden sollten. (Kap. 21.) Wesentliche Unterschiede dieser beiden Versammlungen sind, daß die Centurienversammlungen von den Konsuln, die Tribusversammlungen von den Tribunen berufen und geleitet wurden; dann daß die Centurienversammlungen von Auspicien abhängig waren, daß also die nur aus Patriciern bestehenden Priesterkollegien großen Einfluß auf dieselben ausüben konnten.

Wichtiger noch als der nach vielen Kämpfen durchgesetzte Antrag des Volero war das von ihm thatsächlich ausgeübte Recht, in den Tribusversammlungen über selbständige Anträge zu beraten und zu beschließen. Dies Recht wurde seitdem von den Tribunen fortbauend ausgeübt und bildete eine Hauptquelle der tribunicischen

Macht. Solch ein Volksbeschuß (Plébiscit) hatte zunächst keine gesetzliche Kraft, er ist etwa anzusehen wie eine an den Senat gerichtete Bitte. Da eine solche Petition aber von der großen Mehrzahl des Volkes in regelmässiger Versammlung beschlossen war, so war es fast unmöglich, ihr zu widerstehen. Die wichtigsten Gesetzesvorschläge gingen seitdem aus den Tribusversammlungen hervor, und dieselben erhielten schließlich das Recht, ebenso wie die Centurienversammlungen über neue Gesetze zu beschließen. (Vergl. Anm. 49.)

99. Tributum — Kriegsteuer, s. Anm. 97.

100. Tunita s. Anm. 56.

101. (Zu Kap. 54.) **Verjährung.** Nach den Gesetzen der zwölf Tafeln wird ein Besitzrecht schon durch zweijährigen ununterbrochenen und ungestörten Besitz erworben.

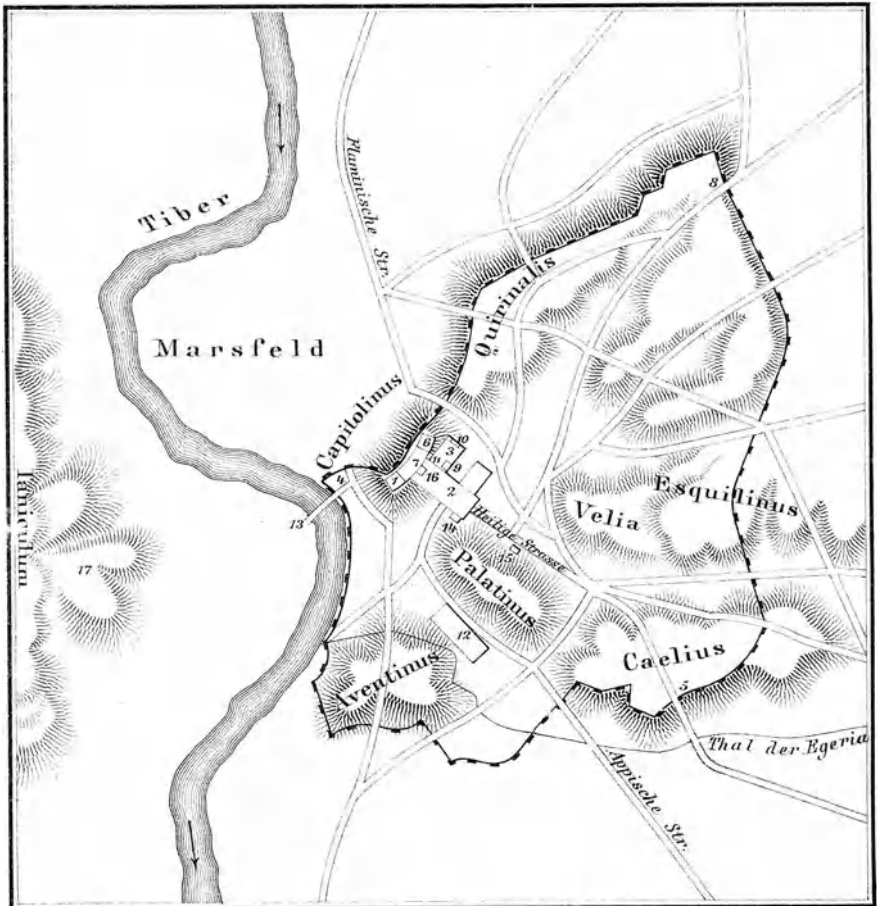
102. Vestalinnen hießen die sechs Priesterinnen der Vesta, der Göttin des häuslichen Herdes, der sie im Vestatempel ein ewiges Feuer zu unterhalten hatten. Sie standen als geheiligte Personen in höchstem Ansehen. In Rom wurden sie seit den Einrichtungen des Numa Pompilius (Kap. 8) schon als Mädchen von 6 bis 10 Jahren für diesen Dienst ausersehen, dann mußten sie 30 Jahre in reinem jungfräulichen Stande der Göttin dienen, worauf es ihnen erlaubt war, in das bürgerliche Leben zurückzutreten und sich zu vermählen. Brach eine Vestalin das Gelübde der Keuschheit, so wurde sie in einem unterirdischen Gemache lebendig begraben; ging das Feuer aus, so wurde die schuldige Priesterin vom Oberpriester öffentlich gegeißelt.

103. Volturnus ist der Name eines Flusses in Kampanien. Der unter demselben Namen im 57. Kapitel erwähnte N.-S.-Ostwind wird jetzt Sirocco genannt.

104. Widder (aries), Mauerbrecher, Sturmbock wird ein gewaltiger Balken genannt, der mit einer starken eisernen Spitze, gewöhnlich in der Form eines Widderkopfes versehen ist, um damit die Mauern feindlicher Städte zu zertrümmern. Seine Anwendung ist in der ältesten Zeit sehr einfach, später baute man großartige Gerüste, legte den Widder auf Querbalken oder suchte ihn durch Ketten und Laue schwebend zu erhalten, um ihn so mit größerer Kraft schwingen zu können, während zugleich die daran arbeitenden Soldaten durch starke Dächer vor den feindlichen Wurfgeschossen geschützt wurden. Bei der Belagerung Karthagos wurde eine solche Belagerungsmaschine gebaut, zu deren Fortbewegung 6000 Mann erforderlich waren.

105. Das Zeichen zur Schlacht wird durch eine auf dem Feldherrnzelt aufgesteckte purpurne Fahne, das Zeichen zum Aufbruch aus dem Lager wird durch die Trompete gegeben.

ROM.

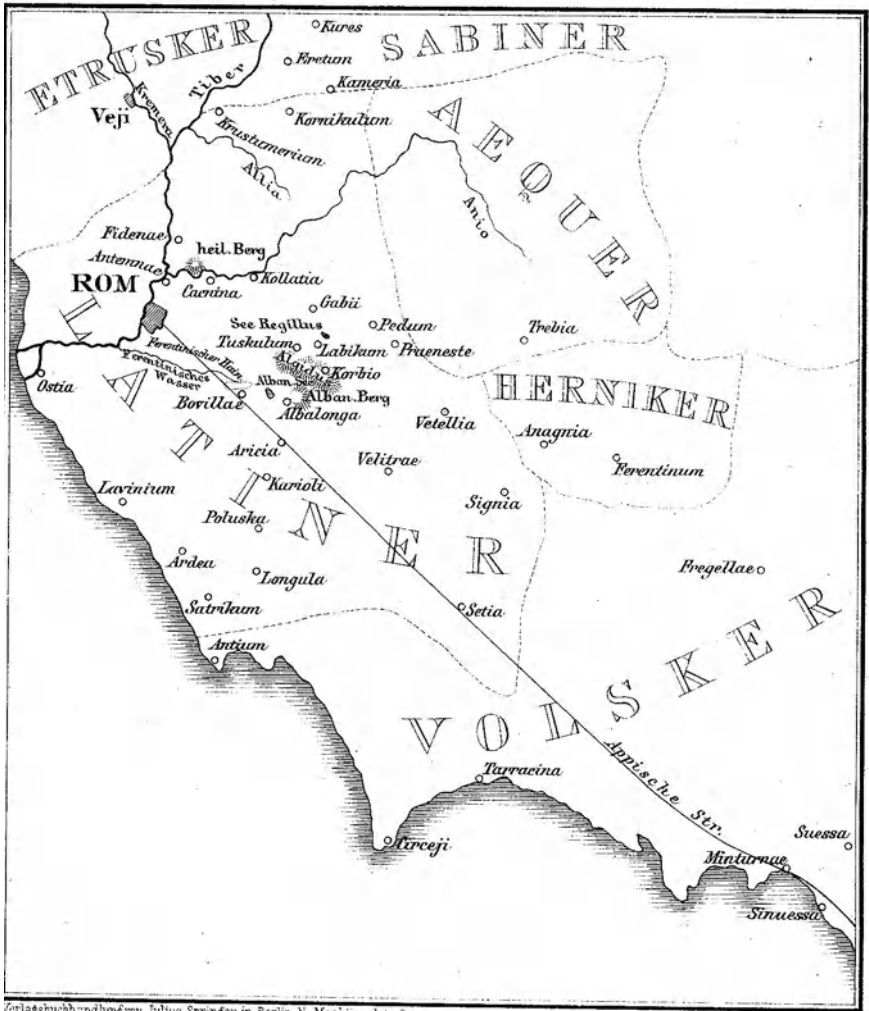


Verlagsgesellschaft von Julius Springer in Berlin, N. Monbijouplatz, 3.

Gesgr. Hdb. Inst. v. Steindorff W. Grew, Kgl. Hoflich, Berlin

- | | | |
|---------------------|--------------------------|----------------------------|
| 1. Kapitäl | 6. Burg | 11. Janus |
| 2. Forum | 7. Asvl | 12. Grosse Rennbahn |
| 3. Komilium | 8. Kollinisches Thor | 13. Pfahlbrücke |
| 4. Karmental. Thor | 9. Rostra | 14. Tempel der Vesta |
| 5. Kapenisches Thor | 10. Kuria Hostilia | 15. „ des Jupiter Stator |
| | 16. Tempel der Eintracht | 17. Burg auf dem Janiculum |

LATIVM.



Verlagbuchhandlung von Julius Springer in Berlin, N. Monbijouplatz 3

Geogr. Hdb. Lat. v. Steinhilber v. W. Greve, Kgl. Hofbuch. Berlin







